Bedingungen.

Das Abonnement auf deutsche Bücher für ein ganzes Jahr wird vorausbezahlt mit 6 fl. — kr.
Für ein halbes Jahr mit . . 3 fl. — kr.
Für einen Monat mit . . . — fl. 45 kr.
Außer Abonnement beträgt das Lesegeld für jeden Band täglich . . — fl. 2 kr.

Um vielfachen Mißverständnissen vorzubeugen, erlauben wir uns, das verehrliche Lesepublikum darauf aufmerksam zu machen, daß für die französischen und englischen Bücher ein besonderes Abonnement besteht und zwar zu folgenden Bedingungen:

Für ein ganzes Jahr werden vorausbezahlt 9 fl — kr.
Für ein halbes Jahr . . . 5 fl. — kr.
Für einen Monat . . . . 1 fl. — kr.
Für 1 Band per Tag . . . — fl. 3 kr.

Beide Abonnemente sind strenge geschieden und können sowohl im deutschen wie im französischen Abonnement nur die dahin gehörigen Bücher abgegeben werden.

Derjenige, der ein Buch auf irgend eine Art verdorben oder beschädigt zurückbringt, ist verbunden den Werth desselben sogleich baar zu ersetzen.

Die Bibliothek ist Morgens von 8 bis 12 und Nachmittags von 2 bis 6 Uhr offen. Die übrige Zeit aber, so wie an Sonn- und Festtagen, bleibt selbe geschlossen.

Jos. Lindauer'sche Leihbibliothek,
(Frauenplatz Nro. 8.)

Marguerite.

Dritter Theil.

Marguerite.

Roman

von

Dr. Christian Birch.

Dritter Theil.

Berlin.
Vereins-Buchhandlung.
1854.

Dunst und Phrase.

In der Allee, welche vom Garten des Pallastes Luxembourg in Paris bis zur weltberühmten Sternwarte führt, wanderten zwei Männer auf und ab, in ein Gespräch vertieft. Sie durften darauf rechnen, hier nicht gestört zu werden. Es war gegen fünf Uhr Nachmittags. Nur dann und wann eilten einige verspätete Schüler Arago's an ihnen vorüber, um noch rechtzeitig ihre Wirthstafeln im lateinischen Quartier zu erreichen. Jene blieben daher unbehelligt.

Der Aeltere von ihnen, Herr de la Villegontier, war ein Fünfziger, groß und hager. Seiner festen, vielleicht etwas steifen Haltung sah man an, daß er in der Jugend Soldat gewesen; doch trug er keinen Bart. Seinen größtentheils kahlen Kopf umkränzte nur ein dichter Rand von eisgrauen Haaren. Seine scharf gezeichneten aber regelmäßigen Züge blieben meist ernst und ruhig; nur wenn man ihn länger beobachtete, bemerkte man, daß seine großen dunklen Augen feurig, je

nach dem empfangenen Eindruck leidenschaftlich, ja sogar schwärmerisch, ein erregbares Gemüth verriethen, dessen Kundgebungen er jedoch vollkommen meistern konnte. Er war seinem Alter gemäß anspruchlos, aber mit der gewählten Einfachheit gekleidet, die den Mann von gutem Ton bezeichnet. Villegontier besuchte auch die besten Gesellschaftskreise, sprach selten, dann jedoch treffend. Da er den Namen eines alten Geschlechts führte, nahm man an, er besitze Vermögen. Niemand kannte seine Verhältnisse genauer, man bekümmerte sich auch nicht darum, da er sich stets geziemend betrug und mehr ein Zuschauer als ein Theilnehmer an dem großen Lebensdrama zu sein schien, das in Paris sich abspielt. Jedenfalls war er ein sehr aufmerksamer Zuschauer, immer auf das Beste von Allem unterrichtet, gab er es auch nur selten zu erkennen. In politischer Beziehung zeigte er keine Farbe; jede Partei zählte ihn halb und halb zu den Ihrigen. Unter solchen Umständen entging er nur dadurch dem Verdacht, ein Polizeispion höherer Ordnung zu sein, daß er nie das Bestreben verrieth, eine Meinungs-Aeußerung hervorzurufen. Und dennoch war er ein Spion, aber freilich nicht um Geld, und am allerwenigsten zum Vortheil der Polizei. Auch bei dem Gespräch im Luxembourger Garten verhielt sich Villegontier vorzugsweise als Zuhörer; selten unterbrach er seinen Begleiter mit kurzen Fragen, und nur um genauere Auskunft über den verhandelten Gegenstand zu empfangen.

Sein Begleiter hieß Bobineau, dreißig bis vierzig Jahre alt, dem Aeußeren nach dem höheren Bürgerstande angehörig, wahrscheinlich ohne gründliche oder wissenschaftliche Bildung, aber gescheidt und mit kluger Verwendung des im Umgang Erworbenen. Er hatte die

Zuversicht eines Journalisten, den Takt eines Kammermädchens, die Schlauheit eines politischen Parteigängers, die dann und wann etwas niedrig kecke, doch unter anscheinend höflichen Formen selbstbewußte und durchgreifende Sicherheit eines eingebürgerten Parisers. Seine gesellschaftlichen Verbindungen reichten nicht so weit hinauf als die Villegontier's, aber in den feinen Kreisen des Mittelstandes behauptete er seine Stellung im Ganzen ziemlich glücklich, weil er mit erträglichem Anstande die Rolle eines leichtgläubigen Neuigkeitskrämers spielte, dem Niemand unbedingt glaubte, vor dem jedoch auch Niemand sich hütete. Während er oft die abgeschmacktesten Nachrichten auskramte, erfuhr er selbst, und zwar gewöhnlich von Villegontier, den er täglich sah — nie in dessen eigener Wohnung — was als begründet betrachtet werden könne, was nicht.

Bobineau hatte seine Mittheilung beendet und Beide gingen eine Weile schweigend neben einander.

„Nun wohl", sagte endlich Villegontier und blieb stehen, „ich will Ihren Plan unterstützen; unter der ausdrücklichen Bedingung jedoch, daß Sie die Ausführung übernehmen, denn damit will ich durchaus Nichts zu thun haben. Ich gebe Ihnen heute Abend das Wort und überlasse Ihnen, den Vorschlag so weit zu entwickeln, als nöthig ist, um im Ausschuß darüber abstimmen zu können, was nicht umgangen werden kann, denn es betrifft eine Geldfrage. Jetzt aber trennen wir uns, um nicht gleichzeitig am Versammlungsorte anzulangen."

Villegontier ging der Sternwarte zu, von wo aus er bald den Boulevard erreichte. Bobineau bog seitwärts ab, nahm bei Val de Grace einen Fiaker und gelangte durch die Straße Mouffetard früher zum Ziele.

An der Ecke des Boulevard de l'Hôpital und der Straße du petit Banquier liegt ein von außen ziemlich unansehnliches Haus. War man jedoch durch das Vorderhaus über einen Hof gegangen, fand sich ein Mittelflügel, dessen kleine, aber sehr sorgsam ausgestattete Zimmer auf einen niedlichen Garten gingen. Hohe Mauern umgaben diesen und gestatteten von keiner Seite her einen Einblick. Das Ganze athmete die Heimlichkeit und Nettigkeit eines verstohlener Liebe geweihten Raumes und mochte auch früher dieser Bestimmung gedient haben. Hier versammelten sich allmälig zwölf Männer, unter denen Villegontier und Bobineau sich befanden. In einem Eßzimmer, dessen Flügelthüre nach dem Garten sich öffnete, wurde ein im besten Styl bereitetes Mittagsmahl aufgetragen. Das Tischgespräch war heiter und belebt, Coulissen-Anekdoten, leichtfertige Gesellschaftsskandale, die Ergebnisse der Wettrennen auf dem Marsfelde bildeten den Stoff der Unterhaltung. Bobineau schilderte solche Zustände mit der Gewandtheit und Vorliebe eines Kenners. Die meisten Gäste ergötzten sich sehr daran, Niemand mehr als ein kleiner, feister Mann, ein Vierziger etwa, der ehemalige Wechsel-Agent Girard. Villegontier blieb ernst und wortkarg. Er schien die Freuden dieses Gastmahls nicht zu genießen, sondern nur als eine Nothwendigkeit zu ertragen. Denn wenn auch einige der Anwesenden an diesem leichtfertigen Geschwätz Geschmack fanden, hatte es in der That doch nur die Bestimmung, die aufwartenden Diener davon zu überzeugen, die Gesellschaft bestehe aus flotten Brüdern, die sorglos in den Tag hineinlebten. Stand — wie nicht zu bezweifeln war — einer der Diener im Solde der Polizei, so mußte ein Zeugniß unpolitischer Lüderlichkeit von Werth sein und

konnte als Empfehlung guter bürgerlicher Gesinnung gelten. Wahrscheinlich fand Villegontier diesen Zweck nun hinlänglich erreicht, denn er schnitt eine behagliche Verlängerung des Nachtisches damit ab, daß er aufstand. Alle folgten dem Beispiele wie einer nicht auszuweichenden Mahnung.

Es begann dunkel zu werden, als die Gesellschaft sich in ein anderes Zimmer begab, um den schwarzen Mokka zu trinken, der den unentbehrlichen Schlußstein einer französischen Mahlzeit bildet. Hier waren bereits Lichter angezündet und die schweren damastenen Fenstervorhänge dicht zusammengezogen; sie wehrten jedem neugierigen Blick von Außen und jedem Laute von Innen den Durchgang. Man setzte sich an einen großen runden Tisch, auf dem einige Kartenspiele lagen. Eine ältliche, einfach elegant gekleidete Frau, ohne Zweifel die Wirthin, schenkte den Kaffee an einem Nebentisch. In diesen geweihten Raum hatten die Diener nicht Zutritt; sie wußten oder nahmen an, daß hier König Pharao herrsche, daß ihm große goldene Opfer gebracht würden, und da dieser Götzendienst in dem damals noch angeblich allerchristlichen Frankreich streng untersagt war, fanden sie es natürlich, dafür zu sorgen, daß Jeder von ihnen bezeugen könne — wenn es sein müsse: eidlich — von solchem Unfuge nichts zu wissen. Sie wunderten sich deshalb nicht, daß die doppelten Flügelthüren fest verschlossen waren und der geübteste Horcher keinen Laut vernehmen konnte. Sie wußten endlich nicht, daß zwischen den Thürflügeln ein dicker wollener Vorhang gezogen war, der lange vorher verschwand, ehe am folgenden Morgen ein Diener das Zimmer betrat.

„Dame Calas, können wir anfangen?" fragte Villegontier.

„So weit menschliche Vorsicht reicht, ist jeder Störung vorgebeugt!" antwortete die Angeredete und blieb an ihrem Tisch mit einer weiblichen Handarbeit beschäftigt.

„Brüder!" hob Villegontier an. „Seit den Versuchen Fieschi's und Meunier's gegen Egalité's Sohn ist unser Bund in seiner äußeren Organisation gesprengt worden. Die meisten Derjenigen, welche unseren Weisungen gehorchten, ohne uns zu kennen, schmachten in Gefängnissen, mußten fliehen, und Die, welche nicht erreicht wurden, sind entmuthigt. Wir entgingen ihrem Schicksal nur, weil wir ihnen unbekannt geblieben. Diese Vorsicht hat sich wiederum als eine weise Nothwendigkeit bewährt; einzig auf diese Weise können Kernpunkte der Bewegung erhalten werden. Selbst wenn der hier versammelte Ausschuß, dessen Bestimmung ist, die Organisation der niederen Werkzeuge, der blinden Vollstrecker zu vermitteln, entdeckt werden sollte — was indessen höchst unwahrscheinlich ist — erfährt Niemand die Namen der obersten Leiter. Diese kenne ich allein, und ich werde nicht wanken. Wenn es sein muß, wenn ich irgend einer Untersuchung anheimfiele, werde ich ohne Scheu und Zögern mein Gelübde vollziehen, mir selbst lieber den Tod zu geben, um jede weiter hinaufsteigende Entdeckung unmöglich zu machen. Giebt es kein anderes Mittel, so steht meinem Willen der Hunger zu Gebote. Handelte ich nicht nach meiner Pflicht, ich würde dennoch einem gewaltsamen Tode nicht entgehen, denn dieser trifft sicher jeden Wissenden, der sein Gelübde bricht, jeden Bundesbruder, der die Geheimnisse, welche

er seinem Grade nach kennt, mittheilt, sei es absichtlich aus Verrath, sei es aus Unachtsamkeit; ja er trifft Jeden, der nach erlangter Kenntniß von dem Bestehen des Bundes sich ihm entzieht. Es ist wohl nöthig, sich dies immer wieder zu vergegenwärtigen: denn das Fleisch ist schwach. Nur auf solche Weise kann eine ununterbrochene Fortdauer der Bewegung selbst nach der grausamsten Niederlage erhalten, nur so auch nach dem glänzendsten Siege der Regierung der Widerstand immer auf's Neue erzeugt werden, um von einem unscheinbaren Anfange bis zur zerschmetternden Lawine zu wachsen, die, wie oft sie auch gebrochen werden möge, doch zuletzt die Feinde der unbedingten Volksherrschaft erreichen muß. Jetzt, wo wieder nach dem Befehl der Oberen eine Organisation nach Außen eingeleitet werden soll, warne ich Euch daher, Brüder, und ermahne zur Vorsicht. Kein Wort, das nur im Entferntesten auf unsere Sache hinleiten könnte, darf geschrieben werden. In unseren Wohnungen, wie an unseren Personen darf keine Waffe, keine Briefschaft, nicht einmal ein der bestehenden Regierung mißliebiges Buch gefunden werden. Wir müssen immer, zu jeder Stunde bei Tag und Nacht verhaftet, unsere Wohnungen müssen auf das Genaueste durchsucht werden können, ohne daß die leiseste Spur der Theilnahme an einer Verbindung oder auch nur einer politischen Ansicht entdeckt werden kann. Wer das vergißt, den trifft doppeltes Verderben, denn spräche ihn auch die Regierung frei, der Ahndung des Bundes entginge er nicht. Ihr wißt, daß bei uns Erbarmen dem Verrathe gleich kommt und daß Ungehorsam in den kleinsten Dingen so hoch bestraft wird wie in den scheinbar wesentlichen. Wir müssen in allen Punkten die un-

bedingte Gesinnung fordern, weil der Zufall aus den unscheinbarsten Veranlassungen die größten Katastrophen folgert, weil überhaupt nur Derjenige, der alle Fäden in der Hand hält, beurtheilen kann, was groß, was klein ist. Für alle anderen Bundesbrüder muß jeder Befehl gleiche Wichtigkeit besitzen."

Wenn Jemand sich wundern sollte, daß Genußsüchtige und nach ungezügelter Freiheit lüsterne Franzosen sich solchen drakonischen Satzungen fügen konnten, so wetterwendische und ungeduldige Menschen mit zäher Ausdauer an so harter Arbeit sich betheiligten, so weise ich nur darauf hin, daß es in der menschlichen Natur liegt, unter gewissen Voraussetzungen sich den herbsten Bedingungen eines Extrems zu unterwerfen, um mit dem anderen durchzuschlagen; daß die Eitelkeit der Einzelnen einen Genuß darin findet, Theil zu haben an einer im Verborgenen wirkenden Macht, welche Furcht einflößt, daß die Phantasie den endlichen Sieg mit einer Ruhmesglorie ausmalt, in der die ursprünglichen Werkleute nicht nur zur Unsterblichkeit, sondern auch zu sehr einträglichen Aemtern gelangen. In letzterer Beziehung wurden nach der Februar-Revolution die Wünsche einer nicht unbedeutenden Zahl, wenn auch nur für einige Monate, wirklich erfüllt. Die beste Gewähr giebt immer die Erfahrung, und aus dieser wissen wir, daß Geheimbunde mit solchen blutigen Satzungen, die buchstäblich erfüllt wurden, thatsächlich vorhanden waren. Wir kennen ihre Geschichte so urkundlich, daß wir sogar die übertriebenen Veröffentlichungen einiger Abtrünnigen auf das rechte Maaß zurückführen können. Sie haben seit der ersten französischen Revolution nie ganz aufgehört, waren unter dem früheren französischen Kaiserthum in mehreren

Abtheilungen des Heeres thätig, gelangten während der glänzendsten Zeit des ersten Napoleon in der Mallet'schen Verschwörung sogar, wenn auch nur für einige Stunden, theilweise in den Besitz der ausübenden Gewalt in Paris, und mehr als ein Symptom hat dargethan, daß sie noch heute in Frankreich vorhanden sind.

Die Verschworenen in der Rue du Banquier erfuhren aus der Anrede ihres Obmannes zwar nichts Neues, aber die Einschärfung der ihnen bekannten Satzungen verfehlten doch nicht ihren Eindruck. Jeder der Anwesenden wußte, daß Villegontier Fanatiker genug war, um Alles, was er verkündete, bis in die letzte Folgerung durchzuführen, daß Jeder unter ihnen von unsichtbaren Fäden umsponnen sei, die der gefürchtete Mann leitete, und daß dieser sich nicht lange besann, wenn es sein mußte, Andere wie sich selbst den höheren Zwecken zu opfern, denen er mit unausgesetzter Thätigkeit, und ohne sich durch irgend ein Schreckniß beirren zu lassen, sein Dasein widmete.

Nach ihm war wohl Niemand unter den Anwesenden in solchem Grade fanatisirt wie Dame Calas. Sie zählte unter ihren Voreltern Jean Calas, der im vorigen Jahrhundert unschuldig hingerichtet wurde, und war stolz auf diese Abstammung. Bekanntlich gelang es Voltaire, die Unschuld des Jean Calas zu erweisen, den an ihm begangenen Justizmord in seiner ganzen Scheußlichkeit aufzudecken und die Schmach zu heben, welche nach damaliger Sitte auf der Familie eines Hingerichteten lastete. Sein Neffe war der Vater der nun bald sechzigjährigen Jungfer Calas. Er hatte im Jakobiner-Clubb eine Rolle gespielt, später eifrigen Antheil genommen an der Verschwörung Baboeuf's, des

Vaters der Socialisten, und war nach dessen Hinrichtung nach der Guyana deportirt worden, wo er im Elend starb; seiner Tochter hinterließ er nichts als die terroristischen Grundsätze Babocuf's und das Andenken an das Schauder erregende Schicksal seines Geschlechts. Diese heillose Erbschaft hielt Babette Calas in Ehren. In Ingrimm und Rache groß gezogen, hatte sie von erster Jugend an sich Verschwörern beigesellt und in düsterer Begeisterung auf die natürliche Bestimmung des Weibes freiwillig verzichtet, um all ihr Sinnen und Trachten dem unnatürlichen Vernichtungskampfe gegen die bürgerliche Gesellschaft zuzuwenden. Sie war bei Alledem eine gute Katholikin, der es jedoch gelungen, in der Ueberzeugung zu erstarken, daß Baboeuf's Lehre die wahre evangelische Gleichheit verwirklichen würde und ihr Thun so verdienstlich sei wie das Märterthum der ersten Christen. Nachdem ihr abenteuerliches Leben gleichsam in den Katakomben der Gesetzlosigkeit verflossen, war sie nun eine Veteranin der Empörung und eine zuverlässige Vertraute Villegontier's. Persönlich vollkommen uneigennützig und stets bereit, Gut und Blut für ihre Sache hinzugeben, hielt sie jedes Mittel für erlaubt, um diese zu fördern. In ihrer Jugend war sie oft in Untersuchung gewesen, hatte mehrere Jahre im Gefängnisse zugebracht, immer jedoch sich herausgewickelt. Furchtlos und vertraut mit allen Auskunftsmitteln ward sie allmälig eine solche Meisterin in der Verstellungskunst, daß es von der ersten Restaurationszeit an, wo der Zusammenhang mit den früheren Polizeiverwaltungen abgeschnitten wurde, ihr gelang, jeden Verdacht zu entfernen. In dem von ihr gemietheten Hause gab sie auf Bestellung elegante Diners und

konnte so dem Ausschusse einen geeigneten Versamm=lungsort darbieten.

„Wir sind gezwungen, wieder beim Anfang zu be=ginnen", fuhr Villegontier fort, „wir müssen Leute an=werben für unsere heilige Sache, Waffenvorräthe an=legen, Mitarbeiter bei den Oppositions=Journalen besol=den, welche in unserem Sinne wirken, ohne daß die Redaktionen wissen, welchem Ziele sie entgegenstreben, unter den Beamten, die mehr brauchen, als sie einneh=men, Aufpasser durch Bestechungen gewinnen, damit wir bei Zeiten erfahren, was man vor hat. Aber die Par=teien, welche früher Geld hergaben, um Bewegungen zu bewerkstelligen, die sie zu ihrem besonderen Zwecke auszubeuten vermeinten, sind entmuthigt, fast geneigt, an den Stern des Bürgerkönigs zu glauben, und wollen nichts mehr wagen. Dieses Vertrauen dürfen wir nicht wurzeln lassen. Wir müssen um jeden Preis neue An=schläge vorbereiten; wenn sie auch noch öfter in der Hauptsache mißlingen, so erschüttern sie doch das Ver=trauen, hängen dem bestehenden Zustande ein Fragezeichen an und beängstigen die um ihre Geldsäcke besorgten Spießbürger. Der Bund ist baaren Geldes dringend bedürftig. Ich gebe dem Bruder Bobineau das Wort, um einen darauf bezüglichen Vorschlag zu entwickeln."

„Eben diese Geldsäcke", begann Bobineau, „die keinen Heller hergeben, um eine Idee der Humanität zu verwirklichen, schnappen begierig nach jedem Köder, der fette Zinsen verheißt. Wir müssen daher ein in=dustrielles Unternehmen auf den Markt bringen, es mit allen uns zu Gebote stehenden Mitteln herausstreichen und in Schwung setzen, um die nach leichtem Börsen=gewinn lüsternen Spekulanten heranzulocken. Viele Ge=

genstände sind schon ausgebeutet, der Gewinn der ersten Unternehmer mit dem Ruin leichtgläubiger Aktionaire bezahlt worden. Stearin, Asphalt, pulverisirter Dünger sind auf der Börse in Folge zu schnöden Mißbrauchs in üblen Geruch gekommen. Wir müssen daher einen soliden und gesunden Gegenstand wählen, der nicht so leicht dem Verderben ausgesetzt ist, und als solchen schlage ich Kohlen vor. So frage ich nun unsern börsenkundigen Bruder Girard, ob er nicht glaubt, daß ein wohlorganisirtes Aktien-Unternehmen zur Ausbeutung eines gehaltreichen Kohlenlagers, allenfalls in Verbindung mit Lotterieloosen, deren Gewinne in außerordentlichen Superdividenden bestehen, ganz geeignet sei, ein Börsenfieber aufzuregen, in welchem schon die Promessen auf eine schwindelnde Höhe getrieben werden können?"

„Gewiß!" antwortete der geschmeichelte Girard, der seine staatsökonomischen Ansichten gern leuchten ließ; „ganz gewiß kann man das, wenn man nämlich ein Kohlenlager hat oder billig erwerben kann, und dessen Mächtigkeit gehörig nachzuweisen vermag."

„Du sprichst weise, Bruder Girard, wie ein zweiter Daniel", erwiederte Bobineau; „diese Voraussetzung leuchtet mir ein, ich leiste den Nachweis über eine unerhörte Mächtigkeit. Ich habe sogar das Kohlenlager, das heißt, ich kann es erwerben, und zwar um einen Spottpreis."

„Ich wäre begierig, zu erfahren, wo es liegt, denn eine bequeme und wohlfeile Verbindung mit einigen Hauptadern des großen Verkehrs ist eine wesentliche Bedingung!" bemerkte Girard mit der Miene eines Mannes, der eine kecke Behauptung scharf untersuchen will.

„Mein Kohlenlager befindet sich unmittelbar an einer der größten Handelsstraßen der Welt, denn es liegt in Mayotte!“ lautete die Antwort.

„So? in Mayotte?“ und Girard schien eine vergebliche Frage an sein Gedächtniß zu richten.

„Ich sehe Deiner verlegenen Miene an, daß es um Deine Geographie verzweifelt schlecht bestellt ist“, bemerkte Bobineau. „Wie Ihr wisset, Brüder, strengt Egalité's Sohn seinen Witz vergebens an, uns die Rheingrenze wieder zu verschaffen, und ebenso wenig vermag er, des Erzräubers Abd-el-Kader habhaft zu werden. Dafür aber erobert er eine Insel um die andere; sie werden zwar von Niemand vertheidigt, sind größtentheils von Niemand bewohnt, jedenfalls auch sehr klein, und in einiger Entfernung glaubt man, die französische Flagge sei aufgepflanzt auf dem Rücken eines schlafenden Wallfisches. Aber im Kammerberichte prangen sie immer als werthvolle Besitzungen, und das sind sie auch, denn die Dotationen, die im Budget dafür ausgesetzt werden, gehen richtig ein, wenn nicht von den Inseln, so doch aus dem Gelde der Steuerpflichtigen. Dabei haben sie die unschätzbare Eigenschaft, außerordentlich entfernt zu liegen, entgehen dadurch dem Einflusse der schlechten Presse des Mutterlandes und all den Verleumdungen, welchen Personen und Provinzen ausgesetzt sind, deren Verhältnisse und Zustände man genau kennt. Mayotte nun ist eine auf solche Weise unter Frankreichs Botmäßigkeit gebrachte Insel und liegt zwischen Madagaskar und der Ostküste von Afrika in der Meeresstraße von Mozambik, durch welche der sogenannte innere und nähere Weg vom Vorgebirge der guten Hoffnung nach Indien führt. Diese Insel ist außerordentlich schön, ein irdisches Paradies.

In der Höllenhitze ihres unvergleichlichen Klimas wächst Alles von selbst, es herrscht dort ein furchtbarer Ueberfluß an Allem, auch an Schildkröten, nur nicht an Menschen. Die Regierung wünscht daher, französische Menschen dorthin zu verpflanzen, um durch Kreuzung der Raçen tricolore Unterthanen hervorzubringen. Sie bietet Ansiedlern die vortheilhaftesten Bedingungen. Ein Stück Land, so groß, daß man die ganze Stadt Paris darauf erbauen könnte, bekommt man für ein Lumpengeld, Steuerfreiheit auf viele Jahre, freie Ueberfahrt dazu. Nehmen wir nun an, daß Jemand, der dort Land erwürbe, die Entdeckung machte, er habe sich auf einem mächtigen Kohlenlager angebaut. Welche unermeßlichen Vortheile würden daraus hervorgehen! Bald wird die Südsee von Dampfschiffen wimmeln, welche auf ihrer Fahrt nach Indien und China nirgends anders als in Mayotte ihren Kohlenvorrath holen wollen. Man wird in Mayotte auch Eisen entdecken. Wenn nur Einer genau zusieht, wird er es finden. Es muß dort Erz vorhanden sein, welches ebenfalls mit dem ungeheuersten Vortheil verarbeitet werden kann von dem glücklichen Besitzer des unerschöpflichen Kohlenlagers. Während aber so die unterirdischen Schätze Unglaubliches versprechen, kann auch die Oberfläche in unerhörter Weise ausgebeutet werden. Auf Mayotte wächst Zucker und Kaffee wild, es fehlt gar nichts als Thee. Um diese unschätzbare Pflanze dort einheimisch zu machen, braucht man nur ein paar Schiffsladungen Chinesen dort einzuführen, die allein verstehen, den Thee zu bauen. Aus Alledem leuchtet hinreichend ein, daß sich die Tragweite eines solchen Unternehmens in Mayotte — merkt Euch nur den Namen gut — gar nicht unermeßlich genug darstellen läßt; die Wirklich-

keit wird in kürzester Zeit die kühnsten Erwartungen weit überbieten. Meine kurze Andeutung enthält hinreichende Elemente zu einem Programm, das in der bescheidensten Fassung bei jedem Kapitalisten die Sehnsucht erwecken muß, sich je eher je lieber an diesem Unternehmen zu betheiligen, damit er des seltenen Glückes theilhaftig werde, Aktien zum Emissionspreise zu erhalten, die voraussichtlich den zehnfachen Werth erreichen. Man wird sie gar nicht aus der Hand geben wollen, weil der Ertrag mit Dividenden und Superdividenden, das mögliche Glück bei einer Lotterie gar nicht in Anschlag gebracht, eine so fabelhafte Verzinsung darstellt, daß keine andere Kapital-Anlage dagegen aufkommen kann. Die Regierung wird entzückt sein, daß wir auf eine so sinnreiche Art die neue französische Provinz, die jüngste Perle der Krone, zu Ehren bringen, wird uns bereitwillig unterstützen. Dabei bitte ich, ja nicht den Vortheil zu übersehen, welchen bei dem immer schwierigen Anfang eines solchen Unternehmens der Umstand darbietet, daß die Papiere, welche die Idee repräsentiren, hier sogleich umgesetzt werden können, während der Ort, wo die Thatsache in's Leben treten soll, bei den Gegenfüßlern liegt. Wir sind dadurch einer lästigen Controlle überhoben, bekommen ungestörte Frist, um mit allen Mitteln der Oeffentlichkeit, ohne Widerspruch in den wesentlichsten Punkten, übereinstimmende Nachrichten zu verbreiten und diese gegenseitig als Belege für unsre Behauptungen anzuführen, ehe unsere Gegner auf der Karte entdeckt haben, wo Mayotte liegt, zumal es mehrere Karten von Afrika giebt, auf denen unsere zauberische Insel gar nicht verzeichnet ist."

Wie kam es nur, daß eingeborene Franzosen diesen Bericht anhören konnten, ohne dem Antragsteller in's Gesicht zu lachen? Theils daher, daß diese zur Erlangung der schrankenlosesten Freiheit verbündeten Anarchisten ihren Obmann wie einen Zuchtmeister fürchteten, und Villegontier's Gesicht unwandelbar ernsthaft blieb. Dann war Bobineau's Vorschlag eigentlich nur um ein Weniges ausschweifender als so manches Programm zu Aktien-Unternehmungen, auf dessen Lobpreisung hin mehr als Einer der Anwesenden schon Geld gegeben und nicht immer verloren hatte — wenn er es nämlich bei Zeiten herauszog. Wer etwas vertraut geworden mit der Naivetät französischer Reclamen und nordamerikanischer industrieller Platforms, wird das nicht unglaublich finden. Man hat sogar erlebt, daß in London mancher finanzielle Humbug unter Voraussetzungen, die fast eben so dem gesunden Menschenverstande ein Schnippchen schlugen, in Scene gesetzt wurden. Am lächerlichsten erschien dabei Girard, der sich's nicht nehmen ließ, den Vorschlag einer ernsten Prüfung zu unterziehen.

„Von allen Deinen Anführungen, Bruder Bobineau", bemerkte der abgesetzte Wechsel-Agent, „leuchtet mir nur ein Punkt nicht ein. Ich begreife nämlich wohl, daß es keine große Mühe kosten wird, ein Grundstück auf — Mayotte, nicht wahr, so heißt die Insel? — zu erwerben, aber wie willst Du es anstellen, um gerade dasjenige herauszufinden, unter dem ein Kohlenlager verborgen ist?"

„Das begreifst Du nicht, Meister Girard?" Bobineau mußte sich große Gewalt anthun, um das Lachen zu verbeißen. „Ich will dabei auf geognostische Feinspürigkeiten, die uns zu weit führen möchten, nicht ein-

gehen, aber das Verfahren ist in Kurzem Folgendes: Ein Grundstück auf Mayotte wird hier vom Ministerium angekauft und zu zwei Drittheilen baar bezahlt. Mit dem Besitztitel, einer Vollmacht und einer Instruktion versehen, wird dann ein Vertrauensmann abgeordnet, um an Ort und Stelle die Arbeit einzuleiten. Dieser läßt graben, „muthen“ nennen es die Bergleute —: das hat so seine vorgeschriebene Art, die bald begriffen ist. Sehr möglich, daß er anfangs nichts findet. Er verliert jedoch nicht die Geduld, wühlt immer weiter, und am Ende bleibt immer gewiß, daß man Kohlen findet, wo man Kohlen hineinlegt. Was haben Jahrhunderte lang die alten Alchymisten, die Urgroßväter unserer geschätzten Chemiker, in ihre Schmelztiegel gethan, wenn sie Diejenigen, welche daran zweifelten, daß man gemeine Metalle in Gold verwandeln könne, durch ein augenfälliges Experiment überführen wollten? Gold thaten sie hinein, Bruder, und auf solche Weise wanderte mehr als ein fürstliches Vermögen in den Schmelztiegel. Aber die Alchymisten verloren nichts dabei, und die Menschheit gewann am Ende die wunderbare Wissenschaft der Chemie, welche so großen Segen verbreitet, daß der Verlust Einzelner dagegen gar nicht in Betracht kommen darf. Wir also thun Kohlen in den Boden von Mayotte und übertreffen noch die Alchymisten, denn wir gewinnen damit auf der Pariser Börse wirkliches Gold. Und wiederum bringt dieses Verfahren der Menschheit eine unschätzbare Wohlthat: wir verwandeln die unscheinbare Kohle in den weithin leuchtenden Diamant der Freiheit für Alle, der gleichen Berechtigung Aller an Allem, wie es vom Anfange an nach göttlichem Rathschlusse gesetzt und bestimmt war. Wenn

Einige dabei sich die Finger verbrennen, so waschen wir unsere Hände in Unschuld, denn wir thun nur, was wir nicht lassen können. Wir brauchen Geld, und da es verboten ist, Banknoten zu machen, so werfen wir dem apokalyptischen Ungeheuer der Börse Mayotte-Aktien vor, den Frommen zum Nutzen und nur den Gottlosen zum Verderben. Man treibt den Börsenteufel nicht mit Weihwasser, sondern nur mit seiner eigenen Erfindung, mit Aktien aus; nur so ist ihm ein Antheil an seinem Raube abzugewinnen. Da indessen Einige unter uns, noch befangen von der Macht der Gewohnheit, sich vielleicht in ihrem Gewissen dadurch beunruhigt fühlen möchten, daß der endliche Verlust doch Unschuldige treffen könnte, was allerdings schwer zu verhindern sein dürfte, so will ich hiemit unsern würdigen Obmann geziemend ersucht haben, sich bei den Oberen dahin zu verwenden, daß, wenn unsere heilige Sache den Sieg erlangt hat, der ihr nicht entstehen kann, den Wittwen und Waisen verunglückter Aktionaire, deren Unschuld genügend dargethan wird, aus Staatsmitteln ein Schadenersatz zuerkannt werde. Ich glaube, daß damit das skrupulöseste Sittlichkeitsgefühl beruhigt sein kann, und dies um so mehr, als gehörig dafür gesorgt werden soll, daß die ursprünglichen Unternehmer unbekannt bleiben. — Um das Unternehmen börsenfähig herzustellen, sind baare Auslagen vonnöthen. Wie hoch diese sich belaufen können, läßt sich erst genau ermitteln, nachdem ich mit unserem vortrefflichen Bruder Girard ausführlich Rath gepflogen. Wenn daher unser Obmann es billigt, so dürften wir im Voraus schon im Allgemeinen darüber abstimmen:

ob die Vorauslagen aus dem noch vorhandenen Aktivstande der Vereinskasse bestritten werden sollen."

Diese Frage wurde einstimmig bejaht. Jedermann ahnte, daß die Sache schon im Voraus zwischen Villegontier und Bobineau abgemacht worden, und Niemand wagte sich zu widersetzen. Dieses den Mitgliedern des Ausschusses eingeräumte Recht der Abstimmung über Verwendung der Gelder der Vereinskasse war überhaupt eine arge Verhöhnung der konstitutionellen Form, denn es wurde nie Rechenschaft gelegt. Mehrere der Anwesenden machten in verschiedenen Oppositions-Zeitungen alle Tage der Regierung die bittersten Vorwürfe und behaupteten, daß der Nachweis über die Verwendung der Staatsgelder mangelhaft und unredlich sei. Hier aber schwiegen sie, denn sie fürchteten die Rache der Oberen, dieser geheimnißvollen, unfaßbaren Schreckensmänner, von deren Macht die seltsamsten Sagen verbreitet waren, die man sich aber nur mit der größten Vorsicht in's Ohr flüsterte. Es ist leider nur zu gewiß, daß Verschwörungen vorhanden, daß durch sie Blut vergossen wird, und eben so gewiß, daß in der Geheimbündlerei nichts wirksamer ist als der Wahn, in welchem Ungläubige vor den im Finstern waltenden Mächten zittern, Keiner dem Anderen traut und Jeder fatalistisch sich dem Schicksal ergiebt, dem er verfallen. Man glaubt sich nur erhalten zu können, wenn man blindlings thut, was Einem geheißen wird, denn in solchen Verhältnissen bildet gegenseitige Furcht das unentbehrliche Bindemittel. Durch diese Furcht werden Diejenigen, welche den Schlüssel des Räthsels haben und sich vor Nichts fürchten, in aller Wirklichkeit souveraine Herren der bethörten Menge, die sie mit einer Vogelscheuche in die blutigsten Thaten treiben.

„Wir können also sogleich an das Werk gehen", begann Bobineau von Neuem. „Unser Abgeordneter, welcher später Direktor der Minen auf Mayotte wird, bekommt einen Gehülfen, der in Minen-Arbeiten bewandert ist, zur Genüge wenigstens für unsern Zweck. Dieser besorgt alles Unterirdische nnd hät schon in ähnlicher Art an anderen Orten Kohlenlager gebaut. Er unterrichtet den Direktor von dem glücklichen Funde, dieser erbittet sich die Anwesenheit des Regierungs-Commissairs auf der Insel, welcher ganz einfach konstatirt, was er sehen wird, nämlich: daß Kohlen ausgegraben werden. Dies genügt. Hier besorgen wir einen ausgezeichneten bergmännischen Bericht, der jedem Geognosten den Mund wäßrig machen soll. Die Mine wird benannt nach dem Heiligen des Tages, an welchem der köstliche Gehalt entdeckt wurde — das macht in gewissen Kreisen einen sehr guten Eindruck, besonders da wir die Absicht zu erkennen geben, einen Kaplan zu ernennen, der die orthodoxe Christlichkeit der Minen-Arbeiter überwachen soll. Also, zum Beispiel, die Mine des heiligen Ignatius auf Mayotte! Wir lassen dann auf der Börse unsern fliegenden Holländer vom Stapel laufen. Ich kenne einen Wechsel-Agenten, einen jungen Anfänger, der zur Zeit noch eine geringe Klientel hat. Er schmachtet nach einem Original-Artikel, der seinen Ruf begründen kann, und wird entzückt sein, wenn wir ihm die St. Ignatius-Mine auf Mayotte anvertrauen. Zunächst handelt es sich nun darum, einen passenden Vertrauensmann zu wählen."

„Diese Wahl muß mit großer Umsicht getroffen werden", schaltete mit wichtiger Miene Girard ein, „denn es wird viel in die Hand dieses Mannes gelegt."

„Sehr richtig bemerkt!" antwortete Bobineau. „Der Erkorene darf auf einen solchen Ehrenposten stolz sein, und der seltene Mann ist bereits gefunden. Es gereicht mir zu besonderer Zufriedenheit, im Voraus Eurer Beistimmung zu dieser Wahl gewiß zu sein. Vernimm denn, Bruder Girard, welche hehre Bestimmung Dir aufbehalten ist! Derjenige, in dessen Hand so viel gelegt wird, bist Du, unser Vertrauensmann!"

„Wie? Ich soll hingeschickt werden, wo der Pfeffer wächst?" Girard machte förmlich einen Satz auf seinem Stuhl, aber die stürmische Zustimmung aller Anwesenden übertäubte ihn, und dieser Ausbruch war ehrlich gemeint, denn Jeder war voll aufrichtiger Freude darüber, daß ein Anderer der Gewählte sei.

„Du hast recht!" rief Bobineau. „Pfeffer wird ebenfalls dort wachsen. Du bereicherst unser Programm mit einem Artikel, den ich benutzen werde. Ja, mein Freund, Du bist unser künftiger Berghauptmann auf Mayotte."

„Aber ich habe gar keine mineralogischen Kenntnisse!" versicherte der händeringende Girard.

„Mehr als genug, um unsere Mine zu bebauen", sagte Bobineau. „Du bist für diesen Posten geboren. Hast Du nicht ehemals als Börsen-Agent Kohlen-Aktien ausgeboten? Ich selbst habe mein gutes Geld dabei verloren. Damals konntest Du mir haarklein alle Eigenschaften des vortrefflichen Anthracit herzählen."

„Die hatte ich auswendig gelernt nach dem Programm des Ingenieurs!" klagte Girard fast weinend.

„Diese auf meine und anderer ehrlicher Leute Kosten theuer erworbene Kenntniß soll nicht verloren gehen, Du kannst sie jetzt bei unsern schwarzen Gegenfüßlern in An-

wendung bringen", bemerkte der unerbittliche Bobineau. „Höre nur, welchen unvergleichlichen Gehülfen ich Dir ausgesucht habe. Er ist in jeder Beziehung geeignet, Dir unbedingtes Vertrauen einzuflößen, denn Du kennst bereits seine unwandelbare Treue. François Kerr wird Dich in die heiße Zone begleiten."

Kerr, aus der Bretagne gebürtig, war ein sechs Fuß hoher, düsterer Geselle von ganz ungewöhnlicher Körperkraft, dabei verschlagen, gewandt und furchtlos. Er vereinigte in sich alle Tugenden eines Banditen und eines Sbirren. Villegontier hatte es einmal in seiner Hand, diesen Kerr auf die Galeere zu bringen, er ließ ihm aber volle Gnade angedeihen, forderte keine Reue, nahm ihm kein Versprechen ab, und legte ihm keine Bedingung auf. Diese ungeahnte Großmuth erschütterte das Bewußtsein des Bretagners dermaßen, daß er von jenem Augenblick an, um den Willen seines Wohlthäters zu vollziehen, keine Gefahr und wahrscheinlich auch kein Verbrechen scheute. Von den besonderen Umständen des angedeuteten Verhältnisses wußte allerdings Girard nichts, aber François Kerr kannte er als gewissenhaften Vollstrecker der Befehle Villegontier's. War es schon ein hartes Loos, zum Berghauptmann auf einer unbekannten Insel im wüsten Weltmeer befördert zu werden, so zeigte die Wahl seines unerbetenen Begleiters, daß kein Entkommen denkbar sei. Er konnte sich von nun an als einen zur Deportation Verurtheilten betrachten.

„Deine Wahl ist zuverlässig ein hinreichender Beweis des unbegrenzten Vertrauens", sagte Bobineau; „aber wir sind auch darauf bedacht gewesen, Deine Bereitwilligkeit geziemend zu belohnen. Wenn das Werk in gutem Gange und unsere Aktien hier auf den Kul-

minationspunkt gekommen sind, also gerade dann, wenn der höchste Werth erreicht ist, werden wir uns bei den Oberen dahin verwenden, daß das ganze Werk mit allen Rechten und Pflichten Dir um einen billigen Preis als freies Eigenthum übertragen werde, zur Belohnung für Deine aufopferungsfreudige Hingebung. Du weißt also, daß Du nicht allein für das große Wohl der Menschheit, sondern für Dein eigenes Glück arbeitest. Es liegt in Deiner Hand, Dir ein ehrenvolles und unabhängiges Alter zu bereiten."

Der wahre Sinn dieser scheinbaren Großmuth war dem armen Girard vollkommen klar. Er sollte der Sündenbock sein, wenn man in Paris Argwohn zu hegen begann.

„Alles ist bereit!" fügte Bobineau hinzu. „In einigen Tagen geht von Brest aus eine königliche Fregatte nach Mayotte ab, auf welche für Dich und François Kerr die Ueberfahrt bewilligt ist. Ordne daher schnell Deine Angelegenheiten, Meister Girard, um nach wenigen Jahren als Berghauptmann und Minenbesitzer reich und geehrt zurückzukehren."

Girard war allerdings sehr befangen unter der abergläubigen Furcht vor der unvermeidlichen Gewalt der geheimen Bundes-Oberen, aber selbst diese hätte doch kaum in solchem Falle ihn hinreichend eingeschüchtert, um sich freiwillig seinem Schicksal zu ergeben. Ein anderer Umstand trat hinzu und nöthigte ihn, sich unter das herbe Joch zu beugen. Bobineau hatte nämlich Papiere in der Hand, die, wenn sie dem Staatsanwalt ausgeliefert würden, den ehemaligen Wechsel-Agenten auf die Sünderbank eines Geschwornen-Gerichts brächten, die er nur verlassen würde, um eine mehrjährige Strafarbeit anzu-

treten. Es blieb Girard nur die Wahl zwischen dem Gefängniß und der Berghauptmannschaft auf Mayotte, und er entschied sich für die letztere.

So kamen die Mayotte-Aktien zu Stande, die einige Zeit hindurch auf der Börse von Paris eine Rolle spielten und Einfluß übten auf das Schicksal mehrerer Personen unserer Erzählung, welche wir deshalb einige Zeit aus den Augen lassen mußten.

Wiedersehen.

In der großen Oper zu Paris war eine glänzende Vorstellung. Halevy's „Jüdin" war wieder auf das Repertoir gekommen und mit großer Pracht ausgestattet worden. Duprez, damals noch im Besitz aller seiner Mittel, sang oder, wenn man will, spielte singend den „Eleazar" mit großer Auszeichnung und brachte einen mächtigen Eindruck hervor. Von diesem Zauber mochte wohl im ganzen Hause Niemand in einem höheren Grade befangen sein als Herr und Madame Pivot, welche ungefähr in der Mitte des Parterres saßen, in der vordersten Reihe der zweiten Abtheilung, wohin auch Damen Zutritt haben. Nach einem mehrmonatlichen Aufenthalt in Paris waren sie schon so weit gekommen, daß sie ihr Erstaunen über die Wunder der Hauptstadt nicht laut werden ließen. Sie hatten diese Naivetät abgestreift, mit welcher die Neulinge die auf ihre Blasirtheit

so eitlen Pariser ergötzten. Die nicht weniger eitle Jeannette empfand sehr bald den Stachel in der ironischen Bereitwilligkeit, die ihrer bewundernden Neugierde zu Hülfe kam. Das ehrsame Ehepaar wunderte sich zwar noch immer, aber im Stillen. So lange man von neckenden Parisern umgeben war, wurde das Entzücken verbissen; erst zwischen den eigenen vier Wänden durfte es in Worten laut werden. In den sehr langen Zwischenakten begann, namentlich für Jeannette, ein neuer Genuß, denn sie musterte dann mit lebhafter Theilnahme die Damen des ersten Ranges, die oft in großer Toilette sich dem Publikum zeigen, ehe sie in irgend eine glänzende Abendgesellschaft fahren.

„Wenn man nur wüßte, wer die vornehmen Damen sind!" flüsterte Jeannette, indem sie durch ihre Binocles, die damals gerade in Aufschwung gekommen waren, diese strahlend beleuchtete Pracht dem Auge näher brachte.

„Das müssen lauter Herzoginnen und Prinzessinnen sein; es sind wohl auch Hoheiten darunter!" erwiederte eben so vorsichtig Pivot.

„Sieh'!" sagte Jeannette. „Da geht gerade eine Logenthür auf! Eine Dame tritt ein, auf dem Logengang sieht man ihre galonirten Diener; das muß eine vornehme Person sein! Die Herren in der Loge sind aufgestanden und bereiten ihren Lehnstuhl in der vorderen Reihe. Welche reizende Gestalt! Wie anmuthig läßt sie, indem sie sich setzt, die Mantille zurückgleiten, wie graziös grüßt sie ihre Nachbarinnen auf beiden Seiten! Aber — mein Gott, welche Aehnlichkeit!"

Jeannette blieb einige Augenblicke stumm, während ihr Glas nicht von der Loge wich.

„Nun hat sie mit den Damen neben ihr gesprochen und dabei gelächelt —— wenn ich es nicht für unmöglich hielte, würde ich darauf schwören, daß ich sie sehr gut kenne!“ sagte Jeannette mit dem Ausdruck des höchsten Erstaunens. „Pivot, nimm das Glas und sage mir, ob Du auch die Dame erkennst.“

„Freilich“, antwortete er nach einiger Betrachtung; „das ist Niemand anders als Marguerite Donose!“

„So kommt es mir auch vor, und ich möchte darauf schwören, aber es kann ja doch nicht sein! Wie käme sie nach Europa, nach Paris, und vor Allem, wie käme sie mitten unter Herzoginnen und Hoheiten, die so vertraut mit ihr thun, als wäre sie ihres Gleichen?“

Pivot und seine Frau hatten Guadeloupe verlassen, ohne das Geringste von Marguerite's Schicksal zu erfahren. In Basse-Terre wußte man wohl, daß sie eine Zeitlang sich im Hause der Statthalterin befunden, und man schrieb das dem Mitleid der wohlthätigen Frau zu. Da man sie nachher nicht mehr sah, nahm man an, Frau Des Saulsayes habe sie irgendwo zur Versorgung untergebracht. Seitdem Pivot in Paris lebte, verkehrte er allerdings oft mit Chericourt, aber nie in dessen Wohnung. Der neue Pair von Frankreich hatte in der eleganten Vorstadt St. Honoré, in der Nähe der Elyseeischen Felder, ein Hotel zwischen Hof und Garten, wie die Pariser sich ausdrücken, bezogen, außerdem aber ein Geschäftslokal gemiethet in der Straße Notre-Dame des Victoires in der Nähe der Börse. Hier fuhr er täglich vor, machte seine Geldgeschäfte ab, und hier empfing er auch Pivot. Diesem hatte Chericourt eingeprägt, seinen Namen nie als den eines Gönners oder genaueren Bekannten zu nennen. Sollte

man ihn ausholen wollen, so dürfe er nur entgegnen, daß er von Guadeloupe aus bisweilen Aufträge an ihn erhalte, im Uebrigen aber thun, als wären alle früheren Verhältnisse Chericourt's ihm vollkommen unbekannt, als habe er ihn dort nur dem Namen nach gekannt, und auf jede mögliche Frage möge er stets die Antwort geben, daß er nichts davon wisse. Ueber alle Verhältnisse der Kolonie solle er seinen Vorgesetzten richtige Auskunft geben, über Chericourt's persönliche Verhältnisse jedoch nie. Er hatte Pivot im Allgemeinen zwar gesagt, daß er verheirathet sei, da er aber die Familienverhältnisse Marguerite's ihm nicht mittheilen wollte, ihm zugleich eingeschärft, mit Personen seines Hauses gar nicht in irgend einen Verkehr zu treten, ob er Jemand von ihnen wieder erkenne oder nicht. Auch sie sollten stets für ihn ganz unbekannte Personen sein und bleiben. Vor der Hand war Pivot ganz abhängig von Chericourt, dessen Einfluß beim Ministerium ihn allein in seinem Amte erhalten konnte; seine geringe Besoldung stand noch nicht im regelmäßigen und von den Kammern votirten Budget aufgeführt, außerdem gab ihm Chericourt eine Zulage von gleichem Betrage. Ohne ihn schwebte Pivot gleichsam in der Luft. Chericourt übersah keineswegs, daß es allmälig dem schlauen Augendiener wohl gelingen möchte, sich von ihm unabhängig zu machen. Bis dahin hoffte er alle seine Plane glücklich durchgesetzt zu haben, und für den Augenblick war er Herr über Pivot's Schicksal, glaubte daher mit Sicherheit darauf rechnen zu können, daß dieser in Allem blindlings seiner Weisung folgen werde. Dies war in der That der Fall, denn Pivot erkannte bald, daß ihm nichts Anderes übrig blieb. Von seiner Verheirathung hatte er Chericourt in Kenntniß

gesetzt, aber dieser ahnte nicht, daß des ehemaligen Oberschreibers Frau die frühere Freundin Marguerite's sei.

Man kann sich also das maaßlose Erstaunen Jeannette's vorstellen, als sie die ehemalige Gespielin in so glänzender Lage unerwartet wiedersah. Immer noch war sie geneigt, eine Täuschung durch überraschende Aehnlichkeit anzunehmen, allein bei fortgesetzter Beobachtung kamen Eigenthümlichkeiten zum Vorschein, die keinen Zweifel mehr gestatteten. Jeannette gerieth in die heftigste Aufregung. Das unter den neuen Erlebnissen in Paris bereits verschwommene Bild der Ereignisse und Täuschungen auf der heimathlichen Insel drängte sich in frischen Farben dem Gedächtniß auf. Dort saß die verloren geglaubte Marguerite in strahlender Herrlichkeit, schöner denn je, die Genossin, wie es schien, von Herzoginnen und Hoheiten — und hier saß Jeannette als die unbeachtete Frau eines Pivot! Dieser bittere Gegensatz weckte den Neid des bösartigen Weibes. Von peinigender Neugier getrieben, wagte Jeannette die Frage an eine Nachbarin, ob sie nicht wisse, wer die Dame in jener Loge sei. Die Angeredete konnte keine andere Auskunft geben, als daß die Dame, mit welcher Marguerite eben sprach, eine Herzogin von Vaulabelle sei. Es ließ sich demnach nicht wohl annehmen, daß Marguerite ihren Glanz einem skandalösen Verhältnisse verdanke. Jeannette fürchtete, auf diesen heimlich genährten Trost verzichten zu müssen. War nun aber Marguerite wirklich, wie es schien, die Frau irgend eines reichen und vornehmen Mannes, den ihre Schönheit bethörte, so hatte sie doch ganz gewiß ihren Gatten in so weit betrogen, daß sie ihm alle früheren Ereignisse in Guadeloupe verheimlichte. Auch in diesem Fall konnte eine vertraute

Bekanntin und alleinige Zeugin der mißlichsten Geheimnisse auf eine bedeutende Rolle Anspruch machen, und Jeannette beschloß eine solche Gelegenheit sich nicht entgehen zu lassen.

Während Jeannette darüber nachsann, wie ohne anderen Anhaltspunkt als den Namen einer Herzogin, mit der sie gesprochen, Marguerite's gegenwärtige Lage sich erkundschaften lasse, ging der Vorhang auf; ein neuer Akt der Oper begann. Anfangs blickte sie zerstreut dann und wann nach der Loge, doch allmälig fesselte der Vorgang auf der Bühne ihre Aufmerksamkeit, und sie gab sich den Eindrücken um so beruhigter hin, weil dem Zettel nach außer dem begonnenen Akte der Oper noch ein letzter folgte. Sie erwartete den Zwischenakt, um sich wieder mit Marguerite zu beschäftigen, aber sie sah sich getäuscht. Marguerite war verschwunden, und die ganze vordere Damenreihe des ersten Ranges zeigte zahlreiche Lücken.

Unbemerkt von Herrn und Madame Pivot erschien während des Akts Chericourt in der Loge und holte seine Gemahlin ab, um mit ihr nach einem großen Balle bei dem Marineminister zu fahren, der an diesem Abend die vornehme Welt in seiner prachtvollen Amtswohnung an der Ecke vom Concordeplatze und der Rue Royale versammelte.

Nach Mitternacht langte endlich das Ehepaar Pivot in seiner bescheidenen Wohnung an, wo Jeannette sich und dem todtmüden Manne noch lange keine Ruhe gönnte. Sie machte nur wenige Bemerkungen über die Oper, deren Pracht sie sehr bewunderte, so daß die Vorstellung die Erinnerung an Marguerite's Erscheinen vorübergehend verdrängte. Nun wieder behauptete Letztere

das Uebergewicht. Pivot wurde von seiner Frau kurz und bündig bedeutet, daß sie ihm keine Ruhe lassen werde, bis er Marguerite ausfindig gemacht, und daß sie ihm dazu nur eine kurze Frist gewähre. Er bemerkte, wie schwierig dies sein werde, da man den Namen nicht wisse, den sie jetzt führe, und doch nicht die Herzogin von Vaulabelle fragen könne, wie die Dame heiße, mit der sie in der Oper gesprochen, noch wo sie wohne. Jeannette ließ keine Entschuldigung gelten. Sei diese zwar schöne, aber unwissende und in der Erziehung ganz vernachlässigte Marguerite eine große Dame geworden, solle sie ihren Einfluß auf die Herzöge und Prinzen, mit denen sie verkehre, zum Vortheil ihrer ehemaligen Freundin anwenden. Wollte sie eine Feindin werden, so könnte sie den vornehmen Bekannten der neugebackenen großen Dame allerlei erbauliche Geschichten mittheilen, die, wenn auch jenseit des Oceans vorgefallen, dennoch in Paris eine gute Wirkung machen würden. Das leuchtete Pivot ein, und er versprach, sein Möglichstes zu thun. Die ereiferte Frau zeigte aber keine Neigung, sich mit einer oberflächlichen Zusage abspeisen zu lassen.

„Was rathen und sinnen wir lange hin und her?“ rief sie. „Frage geradezu Herrn Chericourt, der wird Dir Auskunft geben.“

„Das möchte bedenklich sein“, meinte Pivot. „Herr von Chericourt“ (der neue Pair hatte seine adelige Benennung wieder angenommen) „liebt nicht vertrauliche Anfragen, und namentlich nicht im Betreff von Personen, mit denen er früher in Berührung kam. Aus diesem Grunde haben wir es ja Beide sogar für

gerathen gehalten, ihm noch nicht mitzutheilen, daß meine Frau eine alte Bekannte von ihm ist."

„Ich muß durchaus wissen, wie es um diese Marguerite steht. Die Ungeduld greift meine Nerven an, und wenn Du mir nicht morgen eine befriedigende Nachricht bringst, so gehe ich mir nichts dir nichts selbst zu Deinem Herrn von Chericourt."

„Halt, Weib!" rief Pivot erschrocken. „Rede nicht so unüberlegt! Du weißt, daß unsere ganze Existenz von ihm abhängt, so lange ich nicht auf eigenen Füßen stehe. Die Zeit wird kommen, aber noch kann sein Unwille mich verderben und mir für alle Zukunft den Weg versperren. Sei indessen ruhig; ich werde Dir hoffentlich morgen hinreichende Auskunft geben."

Als Pivot am andern Morgen, von der brennenden Neugier seiner Frau auf's Neue bestürmt, in sein Amt ging, war er in nicht geringer Verlegenheit, wie er sie befriedigen sollte. Seine Mitarbeiter in der Ministerialkanzlei konnte er nicht befragen, weil sie ihn ausgelacht hätten, wenn er in Paris Auskunft verlangte über eine Person, deren Namen er nicht anzugeben vermochte. Bei aller äußeren Höflichkeit trauten diese Leute sich überhaupt gegenseitig nicht und benahmen sich auch in den gleichgültigsten Dingen äußerst zurückhaltend. Es gab allerdings außer Chericourt in Paris eine Person, die aller Wahrscheinlichkeit nach Marguerite's Verhältnisse kannte. Pivot wußte, daß Sulpice in Paris lebe, aber da dieser der radikalen Partei angehörte und bereits unter seinem Namen Oppositions-Artikel in Kolonial-Angelegenheiten veröffentlicht hatte, durfte Pivot nicht wagen, sich auf irgend eine Weise mit ihm in Berührung zu setzen. Eben deshalb schwieg er auch gegen

Jeannette über Gray's Anwesenheit. Wie immer er sich besann, so fand er, daß er von Niemand Auskunft über Marguerite erwarten könne als von Chericourt. Ein Umstand kam ihm zu Hülfe. Er wurde in das Kabinet des Kanzleivorstandes beschieden und von diesem über Gray, der durch seine Opposition unbequem wurde, und namentlich darüber befragt: ob er glaube, daß dieser angehende Federheld für die Regierung zu gewinnen wäre. Pivot bezweifelte das, weil Gray, durch seine Heirath reich und unabhängig, überdies hoffährtig und eigenwillig, ohne Zweifel auf seinem eigenen Wege zur Auszeichnung gelangen wolle und ganz der Mann sei, um Versuche, ihn zu gewinnen, rücksichtslos laut werden zu lassen.

Der Verabredung zufolge lag es nun Pivot ob, seinem Gönner mitzutheilen, daß man ihn wegen Gray ausgefragt und welche Auskunft er darauf ertheilt. Pivot ermangelte daher nicht, nach den Kanzleistunden Chericourt in der Straße Notre Dame des Victoires aufzusuchen. Chericourt war sehr zufrieden mit Pivot's Aufmerksamkeit und lobte die Antwort, welche er seinem Vorstande gegeben, denn, sagte er, Gray's Freundschaft ist viel gefährlicher als es jemals seine Feindschaft werden könnte. Die ungewöhnliche Mittheilsamkeit des sonst sehr wortkargen Mannes ermuthigte Pivot, und er nahm das Herz in beide Hände.

„Diese Nachfrage", begann er, „hat mich wieder lebhaft an unsere Kolonie erinnert. Noch mehr aber geschah dies gestern, indem ich eine ehemalige Bekannte aus Guadeloupe erblickte, von der ich nun und nimmermehr geglaubt, daß ich sie in Paris antreffen würde.

„Und wen denn?"

„Marguerite Donose!“ erwiederte Pivot. „Ich habe mich nicht getäuscht, sie war es ganz gewiß.“

Chericourt warf einen durchdringenden Blick auf Pivot, den dieser darum sehr wohl ertrug, weil er in der That ganz unbefangen war.

„Sie haben also bis jetzt nicht gewußt, daß Marguerite in Paris lebt?“

„Wie sollte ich?“ antwortete Pivot erstaunt. „Ich habe, seitdem ich Westindien verließ, kaum an sie gedacht und ihren Namen nicht nennen hören, seit ich von der Mairie in Anglade schied.“

Mochte dem nun so sein oder nicht, Chericourt sah ein, daß er die Neugier des Mannes befriedigen und zugleich ein für allemal sich über den Punkt aussprechen müsse.

„Ich habe Ihnen gesagt“, hob er an, „daß Sie alle ehemalige Bekannte von dort nicht wieder erkennen und mit Niemand von ihnen sprechen sollen, außer wenn man amtliche Auskunft verlangt oder ich sie begehre. Ich glaube allerdings, daß Sie von Marguerite's Schicksal nichts gewußt, denn sonst hätten Sie schwerlich mich darum gefragt. Ich erinnere mich indessen, Ihnen in Guadeloupe gesagt zu haben, daß sie nicht eine Tochter des Donose ist.“

„Jetzt erinnere ich mich dessen auch“, erwiederte Pivot; „aber ich habe ihren wahren Namen nie erfahren.“

„Ihren jetzigen sollen Sie gleich kennen lernen“, fuhr Chericourt fort; „Marguerite ist einem vornehmen Geschlecht entsprossen, und nur ganz besondere Verhältnisse veranlaßten, daß sie als Kind der Familie Donose übergeben wurde und dort aufwuchs. Sie

heißt jetzt Frau von Chericourt und ist meine Gemahlin."

„Ihre Frau Gemahlin?" stammelte Pivot mit einer Ueberraschung, an deren Ausdruck Chericourt erkannte, daß sie nicht Verstellung sei.

„Ich meinte", begann dieser von Neuem, „daß Sie es wüßten und nur meiner Weisung gemäß das Gedächtniß auch an diese früheren Verhältnisse ausgelöscht hätten. Ich wiederhole nun meine Ermahnung: wundern Sie sich nicht, forschen Sie nicht! Sie haben Frau von Chericourt früher nicht gekannt und kennen sie jetzt eben so wenig. Beobachten Sie auch ferner über alle solche Dinge ein unverbrüchliches Schweigen. Ich werde bald im Stande sein, Ihre Klugheit und Treue, wenn Sie fest dabei beharren, noch besser zu belohnen, als es bis jetzt der Fall gewesen. Sie wissen, daß ich ein Mann bin, auf dessen Wort man sich verlassen kann. Ich hebe Sie oder lasse Sie fallen, je nach Ihrem Benehmen. Bis jetzt bin ich mit Ihnen zufrieden."

Hiemit wurde der verdutzte Pivot entlassen.

Von Sulpice und Olympia fürchtete Chericourt keine Indiscretion in Betreff Marguerite's. Er konnte es ihnen ruhig überlassen, ob sie jene Verwechslung der Bräute in Guadeloupe den Parisern zum Besten geben wollten, die nicht ermangeln würden, die Gefoppten auszulachen. Chericourt hatte jedenfalls das beste Loos dabei gezogen. Nahm man eine absichtliche Entführung an, so war sie durch Marguerite's Schönheit und Liebenswürdigkeit hinreichend gerechtfertigt und durch die Ehe legitimirt worden. Sein Gebot an Pivot bezweckte hauptsächlich, Leute seiner Art, die

etwa früher mit Marguerite auf gleichem Fuß lebten, von ihr entfernt zu halten.

Die vor Ungeduld glühende Jeannette empfing ihren Mann mit heftigen Vorwürfen über sein langes Ausbleiben. Er sagte ihr, daß er nun über Marguerite die allergenaueste Auskunft geben könne, erklärte aber zugleich auf das Bestimmteste, daß er kein Wort sage, bis er gegessen habe. Dies war das beste Mittel, schnell bedient zu werden. Es ist nicht möglich, Jeannette's Erstaunen zu beschreiben, als sie erfuhr, daß Marguerite Frau von Chericourt sei. Sie wußte sich vor Zorn kaum zu lassen, daß ihr schöner Plan mit den Geheimnissen so erbärmlich zu Wasser geworden; denn Chericourt konnte sie freilich über Marguerite nichts Neues mittheilen. Ein unheimliches Gefühl beschlich sie, und sie weinte vor Bosheit und Beschämung, als sie bedachte, daß vornehmlich durch ihre Bemühung Marguerite von Sulpice getrennt wurde, um die gefeierte Gemahlin eines Pairs von Frankreich zu werden, während sie selbst nicht Madame Gray, sondern Madame Pivot hieß.

„Ich werde mir diese Herrlichkeit denn doch etwas in der Nähe besehen!" rief sie nach einiger Ueberwindung des in ihr tobenden Sturmes; „es wird für die gnädige Frau heilsam sein, zu erfahren, daß noch Menschenkinder auf der Welt und in ihrer unmittelbaren Nähe leben, welche sie in ihrer Niedrigkeit kannten. Außer Allem, was ich einst für ihre Ausbildung that, wird sie mir auch noch die Wohlthat verdanken sollen, daß der Hochmuthsteufel nicht in ihr die Oberhand bekomme. Ich werde ihr eine hülfreiche Hand bieten, um das Bild früherer und nicht so glänzender Zeiten in ihrem Gedächtnisse aufzufrischen, ich —."

„Das wirst Du bleiben lassen!“ unterbrach Pivot seine tobende Frau. „Du wirst vielmehr vergessen, daß Du die gnädige Frau von Chericourt jemals kanntest. Der Herr Pair hat ausdrücklich untersagt, daß Jemand aus der früheren Bekanntschaft von Guadeloupe sein Hotel betrete. Auch bei einem zufälligen Begegnisse wirst Du Dich mit keiner Miene verrathen und eben so wenig irgend einem Sterblichen mittheilen, daß Du etwas von den Lebensverhältnissen der Dame weißt, denn davon hängt das Wohl und Wehe Deines Mannes wie das Deine ab.“

Jeannette schrie laut auf über eine so ungeheuerliche Zumuthung. Aber Pivot ließ sich nicht abschrecken. Er erinnerte sich des Erziehungsmittels, durch welches sein Schwiegervater der Tochter das süße „Ja“ entlockt hatte, demzufolge sie Madame Pivot ward, und gab deutlich zu verstehen, daß dieses Beispiel nicht verloren sein werde; sie müsse sich fügen und unbedingt gehorchen.

Jeannette dachte mit Schrecken daran, daß ihr Vater mehrere Male es nicht bei der bloßen Drohung habe bewenden lassen, aber dieses Uebermaaß von Schmach und Wuth überwältigte sie so, daß sie keinen anderen Ausweg fand als eine Ohnmacht, mit welcher die erbauliche Scene ihr Ende erreichte.

An demselben Abend, wo Madame Pivot in der Oper den Stoff zu so viel Aerger holte, war Marguerite dort auch noch von einer anderen ehemaligen Bekannten erblickt worden. Olympia befand sich mit einer befreundeten Familie in einer Parterreloge; Sulpice, in Arbeit vertieft, hatte sie nicht begleitet. Wiewohl Olympia nur das eine Mal auf der Mairie in Anglade Marguerite gesehen, erkannte sie Gestalt und Züge doch auf

den ersten Blick. Diese Erscheinung weckte in Olympia nichts weniger als Neid. Kein gehässiger Vergleich drängte sich ihr auf. Sie fand vielmehr Marguerite außerordentlich schön und betrachtete sie mit bewundernder Theilnahme. Je mehr sie sich aber von dem reizenden Bilde angezogen fühlte, um so mehr entstand eine Besorgniß, von der sie sich keine Rechenschaft geben konnte, die sie jedoch fast unwillkürlich veranlaßte, Sulpice nicht zu sagen, daß sie Marguerite wiedersah.

Der Empfehlungsbrief.

Im Sturm und Drang der Verhältnisse, unter welchen die Admiralin Marguerite entlassen mußte, bedachte sie doch, wie rathlos und verlassen die junge Frau sich in Paris fühlen werde. Chericourt, durch seine langjährige Abwesenheit fast ein Fremdling in Frankreich, hatte allerdings Anhaltspunkte, die ihn sogleich mit einflußreichen Personen in Berührung brachten; in wie weit jedoch diese seiner Frau zu einer erträglichen Stellung im gesellschaftlichen Leben verhelfen würden, ließ sich in keiner Weise voraussehen. Frau Des Saulsayes fand noch Zeit, Marguerite einen Brief an die Herzogin von Vaulabelle, eine Tochter ihres Bruders, mitzugeben.

Die Herzogin, hoch in den Zwanzigen etwa, war eine schöne, elegante Frau, durch Geist und Erziehung wohlausgerüstet für die Lage, in welcher sie sich befand.

Ihre persönlichen Eigenschaften hatten die Wahl des Herzogs bestimmt, denn wiewohl Clemence de Satigny aus einem guten Hause stammte, konnte man sie doch nicht im Sinne der großen Welt eine glänzende Partie nennen. Ihre Familie, in der Provinz zwar sehr angesehen, hielt sich fern vom Hofe wie von der Politik und war nicht reich genug, um der jungen Dame eine für die Erfordernisse einer hohen gesellschaftlichen Stellung in Paris hinreichende Mitgift zu gewähren. Um so größeren Reichthum besaß der Herzog, ein Mann von vielen Kenntnissen und beseelt von edlem Eifer, sie im Dienste des Staates zu verwenden. Schon als Requetenmeister lenkte er durch ernste und tüchtige Ausarbeitungen die Aufmerksamkeit auf sich, wurde bald Mitglied des Staatsraths und gehörte zu den Männern, welchen voraussichtlich das Portefeuille eines Staatsministeriums nicht entgehen konnte. Bei einem Besuch auf seinen Gütern, die an die Besitzungen Satigny's grenzten, lernte er Clemence kennen und fand sie ganz geeignet, ihm das Glück eines ungetrübten Familienlebens mitten in dem Strudel der Pariser Gesellschaft zu sichern. Sie entsprach in der That seinen Erwartungen. Ueberraschend schnell gelang es ihr, eine Stellung in der Gesellschaft zu erringen. Ein vornehmer Name und Reichthum allein genügen dazu nicht, wenn sie auch günstige, zum Theil unentbehrliche Vorbedingungen sind. In der hohen Gesellschaft zu Paris wimmelt es von vornehmen und reichen Leuten, die unbeachtet bleiben und nur in Masse verwendet werden als standesmäßig disciplinirtes Publikum bei Festen und großen Kundgebungen, deren Namen, Titel und Uniformen höher zählen als ihre Persönlichkeiten. Namentlich stellt man mit eigensinniger

Strenge schwer zu erfüllende Forderungen an Damen, ehe man ihnen eine besondere Geltung zuerkennt. Der Wahrspruch, der sie verkündet, muß mit einer an Einstimmigkeit grenzenden Mehrheit der weiblichen wie der männlichen Wähler erlangt werden. Clemence billigte vollkommen den Ehrzeiz ihres Gemahls, der sich nicht begnügte mit der Bedeutung, welche Geburt und Reichthum gaben, aber sie wollte ihm nicht nachstehen. Der Herzog hatte nicht vorausgesehen und ursprünglich ohne Zweifel auch nicht gewünscht, daß seine Gemahlin eine solche Richtung einschlage; sie verstand jedoch mit großer Umsicht die Erfüllung aller Pflichten einer guten Hausfrau mit dem bewegten Leben einer Weltdame zu vereinigen. Ohne es scheinbar darauf angelegt zu haben, gewann sie fast unvermerkt in der Gesellschaft wie bei ihrem Gemahl einen Einfluß, mit dem sie wirksam seine Plane unterstützte, während sie seiner Autorität sich willig unterwarf. Er sah sich gefördert, ohne etwas zu vermissen. An Clemence's Ruf haftete kein Makel. Sie besaß einen scharf durchdringenden Verstand, dem keine Verkehrtheit entging, aber sie versagte sich jede Bemerkung über Persönlichkeiten, obwohl man aus gelegentlichen Kritiken über Literatur oder Bühnenstücke sich überzeugen konnte, daß ein sehr glückliches Talent zur epigrammatischen Satire ihr zu Gebote stand. Wo es sich um Nothwehr gegen vorlaute Unverschämtheit handelte, schoß sie freilich manchen Pfeil, der dann immer traf. So erhielt sie sich in der Achtung und wurde nur von Denen gefürchtet, welche unlautere Absichten hegten. Sie wies jede Theilnahme an Intriguen ab und wurde nicht leicht das Opfer solcher, die gegen sie gesponnen wurden, weil sie keine Verlegenheit

bereitenden Geheimnisse zu bemänteln hatte. Eine so selbstständige Stellung erheischt große Selbstbeherrschung, denn gegen eine so stolze Erhabenheit der Gesinnung besteht eine schweigende Verbrüderung Derer, die nur im Schatten gedeihen und sich nicht unbedingt der vollen Tageshelle preisgeben dürfen.

Clemence ward keinesweges angenehm überrascht von der Zumuthung, eine Art von Patronat über Marguerite auszuüben. Die von allen ihren Angehörigen hochverehrte und geliebte Frau Des Saulsayes legte mit auffallender Kürze aber sehr dringend ihrer Nichte diese Bitte an das Herz und fügte hinzu, die Empfohlene werde ihr über die besonderen Verhältnisse genügenden Aufschluß geben. Clemence sah diesem Aufschluß mit großer Spannung entgegen, denn wenn sie es auch als eine Pflicht betrachtete, den Wunsch ihrer Tante zu erfüllen, so kam es doch sehr auf die Art an, in welcher dies möglich wurde. In den gewählten, streng gesonderten und sehr ausschließlichen Kreisen des höheren Pariser Lebens übernimmt man eine volle Verantwortlichkeit für die Personen, die man einführt. Eine solche Bürgschaft kann man nur leisten, nachdem man sich von ihrer Ungefährlichkeit überzeugte. Dabei entscheidet nicht nur die allgemeine Achtbarkeit, sondern auch ein Verein von persönlichen Eigenschaften, welche sehr häufig die achtungswerthesten Menschen nicht besitzen. In den großen und eben deshalb nicht gewählten Gesellschaften ist es anders; dort bestimmt das Interesse oder die offizielle Stellung der Personen den Zutritt. Auf den großen Empfang in den Tuilerien oder in den Sälen der Minister mußte der westindische Pair mit seiner Frau verwiesen werden, wenn die Herzogin von Vau-

labelle sie nicht persönlich in den gewählten Kreisen vertreten konnte, in denen man die neu Vorgestellten argwöhnisch beobachtet, bis sie probehaltig befunden wurden. — Solche Betrachtungen stellte Clemence an, als sie den ersten Besuch des Herrn und der Frau von Chericourt erwartete.

In dem bewegten und an neuen Erscheinungen so reichen Leben einer Weltstadt erreicht man allmälig eine große Fertigkeit darin, mit einem Blick viel zu sehen, gewissermaßen mit dem Auge eines Naturforschers deutsame Merkmale schnell herauszufinden. Die Herzogin bemerkte sogleich, als Marguerite eintrat, daß sie noch keiner Modistin in die Hände gefallen sei, denn diese pflegen, zu Neulingen berufen, ihnen das Theuerste und Auffallendste anzuhängen. Die schöne junge Frau erschien wie die Vignette eines illustrirten Romans aus vergangenen Zeiten, aber in dieser schmucklosen Einfachheit voll Geschmack und Anmuth. Daß sie alle fremdartige Zuthat ferngehalten und sich darstellte, wie sie gewöhnt war sich zu zeigen, gefiel der Herzogin, welche sie freundlich willkommen hieß und mit verbindlichen Worten ihr jeden Beistand zusagte.

„Ich werde alle Vorsicht anwenden, um in meiner Hülfsbedürftigkeit nicht unbescheiden zu sein und die Güte der Frau Herzogin nicht zu mißbrauchen!“ antwortete Marguerite unbefangen, aber ehrfurchtsvoll. In diesem Augenblick fiel ihr Auge auf ein täuschend ähnliches Bild der Admiralin.

„Mein Gott“, rief sie, „das ist sie ja, die theure Frau, der ich außer so vielen anderen Wohlthaten auch die verdanke, Ihren Schutz ansprechen zu dürfen. O diese herrliche Erfindung, geliebte Personen so lebens-

frisch zu vergegenwärtigen, daß Einem das Herz aufgeht vor Freude und Sehnsucht!"

Welch anziehendes Bild war aber Marguerite selbst in ihrem naiven und freudigen Erstaunen! Ihre Wangen rötheten sich, ihre Augen glänzten in einem leuchtenden Aufblick zu der mütterlichen Freundin, der sie die Huldigung eines dankerfüllten Herzens darbrachte. Die Herzogin betrachtete sie mit immer steigender Theilnahme. Dieser ungekünstelte Enthusiasmus verkündete ein schönes Gemüth und erklärte hinlänglich die warme Fürsprache ihrer Tante. Ein wahrer Frühlingshauch athmete in dem Liebreiz dieses Wesens, der Clemence anmuthete gleich einem schönen Maimorgen in ihrer ländlichen Heimath. Dankbar für diesen wohlthuenden Eindruck, drückte sie freundlich lächelnd Marguerite's Hand und zog sie neben sich auf den Divan.

„Ja", sagte sie, „meine Tante ist eine vortreffliche Frau! Sie verdient im vollsten Maaße die Liebe aller guten Menschen. Ich theile ganz Ihre Verehrung für sie und schöpfe daraus die Ueberzeugung, daß wir noch in vielen Anschauungen übereinstimmen werden."

„In diesem Punkte allein wage ich es, mich Ihnen an die Seite zu stellen; in allen anderen werden Sie mir immer ein unerreichbares Vorbild und Muster bleiben."

„Welchen Eindruck hat Paris in den ersten äußeren Wahrnehmungen auf Sie gemacht?"

„Es hat mir Schwindel erregt, als schaute ich von einem hohen Thurme auf ein unentwirrbares Gewühl hinab. Davon erhole ich mich erst hier bei Ihnen. Hier gewinne ich Frieden und Fassung mit der Ueberzeugung, daß ich in dieser Stadt, die für mich die neue Welt ist, auch manche das Herz erfreuende Erfahrung machen

werde. Freilich habe ich an Herrn von Chericourt einen treuen Freund!" fügte Marguerite mit einem innigen Blick auf ihren Mann hinzu. „In der kurzen Zeit unserer Vereinigung hat er mir so viel Zuneigung und Vertrauen eingeflößt, daß ich wohl weiß, wie ich mich auf seinen Rath verlassen kann; aber auch er ist Neuling in seinem Vaterlande geworden und wird in Geschäftssachen schon so viel in Anspruch genommen, daß mich in mancher einsamen Stunde die Scheu der Einsamkeit überkam."

„Herr von Chericourt wird in der Theilnahme, die seine liebenswürdige Frau so unabweisbar sich zuwendet, nur die ehrende Anerkennung seiner vortrefflichen Wahl erblicken", erwiederte die Herzogin, erstaunt über den Takt, mit welchem Marguerite ihren Gatten zu größerer Beachtung empfahl. „Der Herzog freut sich sehr auf Ihre Bekanntschaft; wir hoffen Beide von Ihnen beruhigende Auskunft über die traurige Botschaft, welche die Fregatte, mit der Sie in Frankreich eintrafen, überbrachte."

Chericourt erschrak, denn er hatte seiner Frau den Ausbruch der Krankheit, auf den die Herzogin ohne Zweifel anspielte, verschwiegen.

„Allerdings sind wir mit einer königlichen Fregatte angekommen", sagte Marguerite verwundert, „allein ich habe von keiner Trauerbotschaft vernommen."

„Im heutigen Moniteur steht, das gelbe Fieber sei auf Guadeloupe ausgebrochen!" bemerkte die Herzogin.

„Das gelbe Fieber!" rief Marguerite, entsetzt aufspringend, und warf erblassend einen fragenden Blick auf Chericourt.

„Ich kann nicht leugnen, daß ich es gewußt", sagte

dieser. „Ich wollte es Dir erst mittheilen mit einer hoffentlich bald eingehenden Nachricht, die uns über das Wohl unserer Freunde beruhigen wird. Mein Amt befahl mir, mit dem ersten abgehenden Regierungsschiffe nach Frankreich zu eilen, und Frau Des Saulsayes selbst legte mir die Verpflichtung auf, Dir vor unserer Ankunft in Frankreich nichts zu sagen. Offiziere und Mannschaft am Bord des Schiffes wußten so wenig wie Du von dem Unglück. Ich allein war durch einen schriftlichen Befehl des Statthalters beauftragt, wenn irgend ein verdächtiger Krankheitsfall während der Ueberfahrt vorkommen sollte, den Kommandirenden vom Ausbruche der Krankheit auf Guadeloupe in Kenntniß zu setzen, damit er auf der Rhede von Brest die Quarantaine-Flagge zeige. Es blieb aber, Gottlob, Alles gesund, und ich überbrachte die traurige Nachricht in einem versiegelten Berichte vom Statthalter an den Marineminister."

„Schrecklich!" rief Marguerite. „Die vortrefflichsten Menschen, die nur den Ruhm Gottes und das Wohl ihrer Nächsten vor Augen haben, an denen mein ganzes Herz hängt, sind stündlich vom Tode bedroht, und ich kann ihnen nicht beistehen! Ich bin hier" — ein bitteres Lächeln flog über ihre schönen Züge — „in dem lustreichen Paris, an der Schwelle des glänzenden Genusses in einer Sicherheit, die ich nicht zu verantworten wage, die ich von mir weise wie eine Versuchung, die mich trennen soll von den Schutzgeistern meiner Seele. Lieber Chericourt" — mit einem raschen Entschluß ging sie auf ihn zu und legte ihre beide Hände an sein Herz — „nicht wahr, Du verlangst nicht, daß ich jetzt das Geräusch der Welt aufsuche, deren sorglose Heiter-

keit mir Abscheu einflößen würde; Du gestattest, daß ich die Trauerzeit, bis alle Gefahr abgewendet ist, in stiller Abgeschiedenheit verlebe, daß ich mein kummervolles Herz erquicke im Gebet für meine Lieben auf der fernen Insel?"

„Thue das, theure Marguerite, handle ganz, wie Deine treue Seele es Dir eingiebt!" antwortete Chericourt, ergriffen von ihrer edlen Hingebung.

Aber auch die in ihrer Weltübung so sichere Herzogin, der mit einer sogenannten Scene nicht beizukommen war, konnte diesem überwältigenden Eindruck sich nicht entziehen. Sie fühlte sich von Bewunderung hingerissen, obwohl sie fast mit Beschämung empfand, daß das Naturkind zuerst den Weg beschritten, den einzuhalten auch ihr gebühre. Marguerite's Benehmen war ganz einfacherweise nur das Ergebniß eines gesunden und unverdorbenen Gefühls, aber es giebt glücklich begabte Menschen, bei denen das sittlich Wahre so unbewußt mit dem künstlerisch Schönen in Form und Ausdruck zusammenfällt, daß sie eine poetische Begeisterung ausströmen, welche auch die sprödesten Gemüther mit sich fortreißt. So erging es der ganz ahnungslos von diesem Zauber angewandelten Herzogin; sie mußte einer aufwallenden Sehnsucht Genüge thun, und mit Thränen in den Augen drückte sie Marguerite an ihr klopfendes Herz.

„Erlauben Sie auch mir, Sie Marguerite zu nennen", sagte sie, „und betrachten Sie Clemence von Vaulabelle als eine Freundin! Was sonst das Werk allmäligen Erkennens ist, hat ein wehmüthig schöner Augenblick plötzlich enthüllt."

Marguerite richtete einen Blick voll freudigen Staunens auf die Herzogin, ergriff lebhaft ihre Hand und küßte sie, ehe diese es wehren konnte.

„Lassen Sie mir diese Hand“, sagte sie, „die Sie mir so liebevoll entgegenstrecken, wie einst die gute Admiralin, deren Geist aus Ihnen spricht.“

Als endlich Chericourt und seine Frau sich zurückzogen, blieb Clemence sinnend an der Stelle, wo sie Marguerite den letzten freundlichen Wink nachgeschickt hatte. Was war das? Sie forschte mit heimlicher Besorgniß, ob sie nicht in einer Gefühlserregung sich übereilte. Wie ganz anders kam Alles, als es irgend vorauszusehen gewesen. Sie wollte kritisch prüfen, ob eine nach den eitlen Herrlichkeiten der großen Welt lüsterne Kreolin „präsentable“ sei, und war nun selbst geprüft, ihrer überlegenen Ruhe entzogen worden. Die Herzogin gehörte durchaus nicht zu den empfindsamen Weibern, die wie Aeolsharfen bei jedem zufälligen melodramatischen Hauche ächzen und in Thränen eine Gefühlsglorie schimmern lassen. Aber die Töne, welche diese Marguerite angeschlagen, kamen so lauter aus dem Herzen, der Widerspruch ihrer Lage mit der ihren Lieblingen drohenden Gefahr war so richtig erfaßt, die Klage, ihn nicht lösen zu können, quoll in so einfachen Worten aus der beklemmten Brust hervor, daß man nur mit inniger Theilnahme die wehmüthige Bitte vernehmen konnte, in stiller Ergebung die Vorsehung um Trost anflehen zu dürfen. Und in allen diesen Aeußerungen blieb Marguerite so schön, der Anblick dieser in Angst und Eifer stets bewahrten weiblichen Anmuth wirkte so wohlthuend, daß Clemence noch einen Genuß darin empfand, es in der Erinnerung an sich vorüberschreiten zu lassen. Nein, das war keine schlaubenutzte und wirksam in Scene gesetzte Katastrophe, kein Blendwerk! Es war eine rein zufällige Ueberraschung, unter deren Eindruck die keuschen Hüllen

einer schönen Seele fielen, und diese offenbarte sich so lieblich, daß die Herzogin nun bei ruhiger Ueberlegung sich vollkommen berechtigt fand, in ungewöhnlicher Weise davon ergriffen worden zu sein.

Eben als dieser beruhigende Schluß ihrer Betrachtungen sich herausgestellt hatte, fuhr sie erschrocken zusammen, da sie die Stimme ihres Gemahls dicht neben sich vernahm.

„Ich bitte um Entschuldigung!" sagte der Herzog. „Ich wollte Sie nicht erschrecken, liebe Clemence, aber ich warte nun schon eine geraume Zeit, daß Sie auftauchen aus dem Sinnen, in welches Ihr Geist sich vertieft hat."

„Der neue Pair, Herr von Chericourt, und seine Frau waren bei mir", antwortete sie. „Aus ihrer Beschreibung habe ich erst ganz die Gefahr kennen gelernt, welcher die arme Tante und der Admiral auf Guadeloupe preisgegeben sind, besonders bei seiner Gewissenhaftigkeit in Erfüllung amtlicher Pflichten. Dieses gelbe Fieber muß ein schreckliches Uebel sein, und ich bin voller Sorgen, bis wir beruhigende Nachrichten haben. In solcher Stimmung habe ich nicht den Muth, mir in den Salons den Grund eines nachdenklichen Ernstes abfragen zu lassen und Beileidsbetheuerungen anzuhören. Mit Ausnahme des Falles, daß etwa die Majestäten oder Madame Adelaide mich zu Hof bescheiden sollten, bitte ich Sie, Alphonse, für einige Zeit meine Abwesenheit entschuldigen zu wollen."

„Sie haben recht!" sagte der Herzog. „Ich billige ganz den Entschluß, welchen Ihr liebevolles Herz Ihnen eingiebt."

Bei diesem Lobe erröthete Clemence und schlug un-

willkürlich die Augen nieder, eine Bescheidenheit, die den Herzog so entzückte, daß er zärtlich ihre Hand an die Lippen führte.

„Aber nun bitte ich um einige Mittheilungen. Wie traten die Indianer auf? Ich muß dabei immer an Cortez denken, obwohl ich annehme, daß die Pairesse gerade nicht wie „Amazilla" in Spontini's Oper aussieht." Der Herzog wollte mit einem Scherz dem Gespräch eine heitere Wendung geben.

„Sie ist wahrlich keine Opern-Erscheinung", versicherte Clemence, „obwohl ein reizendes Naturkind."

„Aus welcher Familie stammt sie? Nach dem Briefe Ihrer Tante sollte sie ja selbst darüber Aufschluß geben. Ist sie etwa die Tochter eines mit Straußfedern geschmückten fürstlichen Häuptlings?"

„Was sie für eine Geborne ist, weiß ich noch nicht", erwiederte Clemence, die nun erst erkannte, wie Marguerite's Persönlichkeit alle gewöhnliche Neugier beseitigt hatte. „Es kam gar nicht zu irgend einer Auskunft. Die Lage der armen Tante füllte das ganze Gespräch aus." Sie erröthete wieder heimlich darüber, daß sie aus reiner Verlegenheit zu diesem Auskunftsmittel greifen mußte; so etwas war der stolzen Weltdame lange nicht vorgekommen.

„Wir werden es später erfahren", bemerkte Herr von Vaulabelle. „Ich will vorläufig der Frau von Dimon den Grund sagen, warum meine Clemence heute nicht bei ihrem Thé dansant erscheint. Das ist eine Frau, die so etwas ganz zu würdigen versteht und diese edle Weiblichkeit mit Enthusiasmus vertreten wird."

Wie eigen sich Alles gefügt hatte! Clemence wurde von ihrem Schützling mit einer Quarantaine belegt,

und der Herzog bemühte sich, dieses Ergebniß gleichsam elektrisch zu telegraphiren. Kein besseres Mittel, in der Gesellschaft Aufsehen zu erregen, als ein Aparte. Immer wird angenommen, daß hinter dem angegebenen Grunde sich ein Geheimniß verbirgt. Der Portier des Hotels Vaulabelle mußte am folgenden Tage stundenlang mit ausgestrecktem Stabe seine Reverenz machen vor den Herrschaften, welche vorfuhren, um in Person zu erfahren, daß Madame nicht empfange und ihre Karten abzugeben. Nach Ablauf der Besuchstunden schüttete die Kammerfrau einen ganzen Korb voll heraldischer Namen vor ihrer Gebieterin aus.

Der Blumenkorb.

Clemence hatte der Weltsitte gehuldigt wie ein Vasall, der sich Rechte vorbehält. Aber fast theilnahmlos sich selbst zu genügen, war ein Uebergriff, der höchstens als eine vorübergehende Laune geduldet werden konnte. Die Gesellschaft ist, wie eine Geliebte, empfindlich gereizt, wenn man ohne sie zu leben vermag. Die Abgewiesenen muthmaßten bald diese, bald jene Erklärung. Wäre Clemence plötzlich devot geworden? Oder sollte eine unglückliche Liebe sich in ihr Herz geschlichen haben? Sie war eine religiöse Dame, wie es sich gehört, wohnte auch mit der ganzen vornehmen Damenwelt den Bußpredigten eines Ravignan oder Pater Ventura bei, aber es hatte nicht verlautet, daß sie sich der besonderen Zucht dieser Gewissensräthe

unterwarf, und doch sorgen Letztere gewöhnlich, daß die Welt es erfährt, wenn hochgestellte Beichtkinder sich ihnen überliefern. Clemence wurde als eine schöne und anziehende Frau von den Männern bewundert, sie zog aber um ihre Person eine magische Linie, die Niemand zu überschreiten wagte. Indessen — wer konnte wissen, ob nicht auch ihre Stunde schlage! Gar Viele haben dringende Gründe anzunehmen, daß Niemand seinem Schicksal entgehen kann. Unter allen Männern durfte nur ein einziger sich rühmen, von der Herzogin, wenn nicht gerade bevorzugt, so doch besonders beachtet zu werden. Die Aufmerksamkeit, welche sie dem Fürsten von Manfredonia erwies, rechtfertigte sich durch das geistige Interesse, das er einflößte, konnte wohl auch dadurch erklärt werden, daß er besonders in Gnaden stand bei Madame Adelaide, der Schwester des Königs, welche die Herzogin mit ihrem Vertrauen beehrte.

Arthur, Fürst von Manfredonia, war der Sohn eines Prinzen von Neapel aus einer zwar legitimen Ehe, aber mit einer nicht ebenbürtigen Gemahlin, einer schottischen Edeldame. Demzufolge konnte er auf die Erb- und Ehrenrechte eines königlichen Prinzen aus dem Hause Bourbon nicht Anspruch machen. Sein Vater erwirkte ihm jedoch den Titel eines Fürsten von Manfredonia und auch das Prädikat „Hoheit", unter der Bedingung, daß er als Profeß in den Malteser-Orden trete und damit der Ehe entsage. Diese Bedingung war erfüllt worden, und da Arthur sehr jung in den neu errichteten Orden trat, hatte er bereits eine Komthur-Präbende, die ihn im Verein mit dem von seinen verstorbenen Eltern ererbten ansehnlichen Kapital-Vermögen hinlänglich mit Mitteln versah, um seinem Stande gemäß

auftreten zu können. Durch eine sorgsame Erziehung in seinen glücklichen Anlagen frühzeitig entwickelt, verband er mit gründlichen Kenntnissen reifes Urtheil und ein taktvolles und anmuthiges Benehmen. Arthur mußte bald erfahren, daß seine Zwitterstellung ihm fast unüberwindliche Hindernisse in den Weg legte bei dem Bestreben, einen günstigen Wirkungskreis für seine Talente zu finden. Er sah sich genöthigt, ihn außerhalb Neapels zu suchen, denn hier hegte man Mißtrauen gegen seine aufrichtige Anhänglichkeit an das ihm zwar verwandte, aber doch nicht eben sehr geneigte Herrscherhaus. Durch den frühzeitigen Tod seiner Eltern schon in den ersten Jünglingsjahren zur Verfügung über sich gelangt, entwarf er manchen abenteuerlichen Plan und trug sich unter Anderem auch mit der Idee, dem Malteser-Orden ein Gebiet in Amerika und damit einen neuen Aufschwung zu erwerben. Mit Enthusiasmus betrieb er in Rom die Annahme dieses Planes. Er legte eine Denkschrift darüber dem Großmeister vor, und es gelang ihm, gleichzeitig eine Audienz bei dem heiligen Vater zu erhalten, der die Gnade hatte, ein Exemplar seiner Denkschrift anzunehmen. Die Art, wie er sie befürwortete, stimmte das Oberhaupt der Kirche günstig für den eifrigen jungen Ritter. Aber gerade dies erweckte ihm Feinde. Die Kommission, welche seinen Vorschlag prüfen sollte, fand große Bedenken, namentlich in dem Umstande, daß er in manchen Punkten den Zeit-Ideen über Volkswohl huldigte. Man tadelte, daß er durch Ueberreichung seiner Denkschrift an Seine Heiligkeit dem Ordensmeister vorgegriffen habe, und nach langem Hinhalten erklärte man nicht nur seinen Plan für ein Hirngespinnst, sondern das Kapitel ertheilte ihm einen Verweis wegen ordnungswidrigen Verfahrens. Ein mit

seinen verstorbenen Eltern befreundeter Kardinal beschwichtigte seinen Unmuth, rieth ihm, die bittere Erfahrung schweigend zu nützen, und bewog ihn, Rom zu verlassen, um von seinen Gegnern vergessen zu werden. Sein Vater, ein naher Verwandter der Königin der Franzosen, lebte früher in sehr freundschaftlichen Beziehungen zu Madame Adelaide, und Arthur ging nach Paris, um zu versuchen, ob diese Erinnerungen ihm eine günstige Aufnahme am Orleansschen Hofe verschaffen könnten. Es gelang über alle Erwartung. Die geistvolle Prinzessin Adelaide nahm sich seiner mit fast mütterlicher Theilnahme an, dem König gefiel der kenntnißreiche und umsichtige junge Mann, der sich so sicher und geziemend in seiner Ausnahmsstellung zwischen vollberechtigter Fürstlichkeit und Bürgerthum bewegte, und es wurde gern gesehen, daß der Herzog von Orleans sich ihm befreundete. Auch in der unabhängigen Gesellschaft fand Arthur eine glänzende Anerkennung. Die rasenden Rolande des Jockeyclubbs waren entzückt von seinen Reiterkünsten, die Damen verschmähten es nicht, die Pflichttreue des geistlichen Ritters auf die schwersten Proben zu stellen, die Ernstgesinnten — die sogenannten hommes sérieux verhandelten mit ihm über Staat und Kirche, und in unglaublich kurzer Zeit sprach sein gesellschaftlicher Erfolg sich darin aus, daß ganz Paris ihn kannte unter dem Namen: le prince chevalier. Das war viel und befriedigte ihn anfangs, aber bei Alledem konnte er nicht dahin gelangen, den Ausgangspunkt für eine thatenreiche Zukunft zu finden. Die Verfassung untersagte den verantwortlichen Ministern, ihm eine Verwendung im Staatsdienste zu gewähren, die Hofgunst konnte das nicht ändern und eben so wenig die eigen-

thümlichen Bedingungen seiner Geburt aufheben. Er erreichte nur, daß ihm erlaubt wurde, als Freiwilliger im Generalstabe des afrikanischen Heeres einige Feldzüge mitzumachen, und sogar wegen dieser Gunstbezeugung wurden der König, der Herzog von Orleans und der Kriegsminister angegriffen, mit bitterem Ernst von dem militairischen Beobachter im „National", mit den unwürdigsten, von Zerrbildern begleiteten Ausfällen im „Charivari". Für Neid und Mißgunst der Opposition über seinen gesellschaftlichen Erfolg wollte Arthur nur auf dem Schlachtfelde Genugthuung suchen, und er fand sie. In Erduldung von Ungemach aller Art stellte er sich den gemeinen Soldaten gleich, belebte ihren Muth durch Beispiel und heitere Zusprache. Das Glück war ihm hold; er konnte in einer Reihe von Waffenthaten die unzweideutigsten Proben großer Tapferkeit ablegen, und wie durch ein Wunder blieb er unversehrt, während Tausende um ihn fielen oder von Krankheiten dahingerafft wurden. Zugleich gab er aber auch Beweise von nicht gewöhnlicher strategischer Einsicht; seine Kameraden räumten ein, daß eine fortgesetzte militairische Laufbahn ihm aller Wahrscheinlichkeit nach den Marschallsstab bringen werde. Diese Anerkennung entschied gegen ihn. Man machte in Paris geltend, daß die Zeit, während welcher einem Fremden erlaubt werden dürfe, an französischen Heeres-Zügen als Freiwilliger Theil zu nehmen, längst überschritten sei, man verbreitete das Gerücht, er mache im afrikanischen Generalstabe den Aufpasser des Herzogs von Orleans, kurz er wurde als ehrgeiziger Ränkeschmied geschildert, dessen Tüchtigkeit und Tapferkeit ihn nur um so gefährlicher erscheinen lasse. Man brachte Gerüchte, die den Herzog von Orleans verdäch-

tigten, in Verbindung mit dem Aufenthalt seines Freundes in Algier, gab diesem zu verstehen, daß er allein die unangenehme Spannung lösen könne, und Arthur, durchdrungen von Dankbarkeit für die königliche Familie, säumte nicht, dem Winke zu folgen und unaufgefordert zurückzutreten. Ehe Arthur nach zweijährigem Aufenthalt Algier verließ, empfing er noch einen ungewöhnlichen Beweis der Achtung seiner Kriegsgefährten. Eine Abordnung von Subaltern-Offizieren und Soldaten erschien bei dem General-Statthalter und erklärte, sie würden sich alle geehrt fühlen, wenn er Arthur von Manfredonia für das Ehrenkreuz vorschlagen werde. Als er nach seiner Ankunft in Paris sich dem Könige vorstellte, um ihm zu danken für die Erlaubniß, an den Feldzügen des afrikanischen Heeres Theil nehmen zu dürfen, fand er ihn umgeben von den Prinzen, einer zahlreichen Generalität und den Ministern, und Ludwig Philipp überreichte ihm selbst das Offizierkreuz der Ehrenlegion mit der ausdrücklichen Bemerkung, daß er hiemit den Wunsch des Heeres von Afrika erfülle. Arthur hatte also mit großer Auszeichnung seine Spornen verdient; die Erinnerung daran blieb ihm theuer und werth. So oft er nachher in Paris ausgedienten Soldaten aus Afrika begegnete, redete er sie an. Wenn er im vollen Glanze seines Ranges gefahren kam, ließ er halten und stieg aus, um den sonnenverbrannten Kameraden die Hand zu drücken. Die Aermeren unterstützte er großmüthig. Mit Unmuth sah er sich aber wieder zu einem glänzenden Müßiggange verdammt. Er beschwichtigte seine Ungeduld durch eifriges Studium der Naturwissenschaft, fand neue Kameraden unter den Studenten, zu denen er sich auf die Bank setzte, um die Vorträge berühmter

Lehrer anzuhören, und man kann sich denken, wie sie den tapfern Fürsten ehrten, der nun in einem wissenschaftlichen Feldzuge sich ihnen gleichstellte. Arthur nahm wieder seinen jugendlichen Plan mit Enthusiasmus auf und beabsichtigte als Einleitung dazu wenigstens eine Reise nach Amerika. Er durfte indessen Europa nicht verlassen ohne die Erlaubniß seines Großmeisters, die er für den Feldzug in Afrika nur erwirkte, weil man damals gerade in Rom um das Wohlwollen der französischen Regierung sich bemühte. Die Stimmung hatte sich inzwischen geändert. Die französischen Legitimisten ärgerten sich über Arthur's Anhänglichkeit an das Haus Orleans, und die Erlaubniß, nach Amerika zu gehen, wurde ihm von Rom aus verweigert. Ganz gewiß hätte er sich nicht besonnen, alle Vortheile aufzugeben, um sich von diesen Fesseln zu befreien, aber sein geistliches Gelübde konnte nur vom heiligen Vater selbst gelöst werden. Madame Adelaide begriff vollkommen, welches Mißbehagen diese Lage ihm erzeugen müsse, einem Manne, der mit dem Bewußtsein einer nicht gewöhnlichen Befähigung der Bestimmungslosigkeit anheim fiel, der, beseelt von dem Thatendrange eines historischen Geschlechts, nicht zu der inneren Ruhe gelangen konnte, sich mit dem betrachtenden Genusse wissenschaftlicher Forschung zu begnügen. Die gütige Fürstin, mit mütterlicher Sorgfalt dem Sohne ihres Jugendfreundes zugewendet, erschrak, als Arthur sich rückhaltlos gegen sie äußerte, und sie eine geistige Richtung an ihm wahrnahm, welche nothwendig die Grundlagen seines Glaubens zerstören mußte. Allerdings verhängte dieser Glaube über Arthur's Leben einen Bann, den er aber nach ihrer Ansicht nicht aufgeben könne, ohne seines Seelenheils verlustig zu wer-

den, seiner Geburtsrechte gar nicht zu gedenken. Madame Adelaide war zwar eine sehr verstandeskräftige Dame, vorurtheillos in allen weltlichen Dingen, dabei jedoch eine gottesfürchtige Katholikin. Ueberzeugt, daß man auf dem Wege der Erörterung in solchen Dingen nichts ausrichtet, rief sie daher eine andere Macht zur Hülfe. Es gab wohl nie ein erhabeneres und reineres Beispiel von wahrer Frömmigkeit und christlicher Tugend als die Königin der Franzosen. Die Prinzessin wußte, daß Arthur für sie eine Verehrung hegte, vor der sein Geist sich beugte wie vor einer Autorität höheren Ursprungs. Die Ansprache der erlauchten Frau, welche sich verpflichtet glaubte, dem Freunde ihres Sohnes beizustehen, einen Ritter des Kreuzes zu beharrlicher Ausdauer und demüthiger Duldung zu ermuthigen, machte auch auf Arthur einen tiefen Eindruck und beschwichtigte seine Ungeduld. Eine so unerwartete Theilnahme ergriff das Herz des verwaisten Mannes, und die Absicht der Prinzessin wurde erreicht.

Dieser Fürst von Manfredonia war es, welcher der Herzogin von Vaulabelle besondere Aufmerksamkeit widmete und auch von ihr wohl mehr beachtet wurde als die meisten Anderen. Indessen berechtigte nichts die Welt, zwischen ihnen ein anderes Verständniß vorauszusetzen, als es ein fortdauernder Umgang zwischen geistig begabten Menschen unvermeidlich herbeiführt, und es bestand auch kein anderes. Nun aber, da man ein Geheimniß annahm, beobachtete man Arthur, um zu erforschen, ob er nicht dabei eine Rolle spiele. Er bedauerte laut die Abwesenheit der Herzogin, und Jedermann vermißte sie, denn obwohl sie nichts weniger als redselig war, verstand sie meisterhaft, zu anziehenden Er-

örterungen den Anstoß zu geben, sie den bewährtesten Stimmführern in die Hände zu spielen und mit wenigen Worten zu rechter Zeit von Abwegen hinwegzuleiten. Niemand unterstützte sie darin besser als Arthur, der jetzt ganz unbefangen einräumte, daß er auf den Wogen der Gesellschaft ohne die Herzogin wie ein Schiff ohne Lootsen vor dem Hafen kreuze. Arthur war gleich vielen Anderen bei Hotel Vaulabelle vorgefahren, hatte offiziell seine Karte abgeben lassen und sich nicht berechtigt gefunden, auf eine Ausnahme Anspruch zu machen. Bei Denjenigen, welche mit großer Ostentation sich rühmten, vorgelassen worden zu sein, erkundigte er sich eifrig nach dem Befinden der Herzogin und bat, ihr seine aufrichtige Theilnahme anzuzeigen.

Nun waltete freilich in dieser Angelegenheit ein Geheimniß, das, wie wir wissen, in Marguerite sich verkörperte, aber das Geheimniß kannte Niemand, noch konnte Jemand es erforschen. Die herzogliche Dienerschaft beachtete wenig die Besuche der fremden Dame, die sie wegen Marguerite's bescheidener Toilette für eine arme Verwandte hielt, und man fand eine Bestätigung in dem Umstande, daß die vertraute Kammerfrau der Herzogin, so oft Marguerite kam, stets verkündigte, es werde kein Besuch angenommen. Wiewohl es nun allerdings Neugierige gab, die es nicht verschmähten, die Dienerschaft ausfragen zu lassen, fiel es dieser doch nicht ein, Marguerite's Erwähnung zu thun. Was konnte diese, die dem Anschein nach gar nicht der Gesellschaft der Herzogin vorgeführt werden sollte, vornehme Herren und Damen interessiren! Allmälig wurden die Diener wohl aufmerksamer, da Marguerite fast täglich sich einstellte oder sogar die Herzogin sie besuchte, während Jene noch

im Gasthof wohnte, aber man dachte, dieser Verkehr beziehe sich auf Familien-Angelegenheiten von untergeordneter Bedeutung.

In den nächsten Tagen nach Marguerite's erstem Besuche meinte Clemence, gestützt auf ihre Menschenkenntniß: der Eindruck, den sie in der Ueberraschung empfangen, werde bei einer genaueren Beobachtung abgeschwächt werden und die naive Ursprünglichkeit nicht ausreichen, um die Theilnahme dauernd zu fesseln. Bald jedoch fügte es sich in einer vertraulichen Stunde, daß Marguerite, um ihr Verhältniß zur Admiralin zu erklären, die Herzogin fragte, ob sie auch Geduld habe, sich erzählen zu lassen, wie Alles gekommen sei. Clemence mußte dies schon ihrer Tante wegen bejahen und tröstete sich mit ihrer Neugier, wenn auch die Form der Mittheilung einige Mängel darbieten sollte. Marguerite enthüllte ihr nun, was wir wissen, ohne allen Rückhalt, denn die Admiralin hatte ihr gesagt, daß sie ihrer Nichte sich anvertrauen könne wie ihr selbst. Clemencen blieb also nur Das verborgen, was Marguerite über die Verhältnisse ihrer Mutter und ihres Großvaters selbst nicht wußte. Wenn schon die der Herzogin fast fremde tropische Scene der Idylle von Marguerite's Kindheit einigen Reiz verlieh, lag die Wirkung des Uebrigen doch nicht allein in der Ungewöhnlichkeit des Ereignisses selbst, sondern auch in der Weise des Vortrags. Marguerite, angeregt von den Erlebnissen, die sie zum ersten Male im Zusammenhange sich selbst vergegenwärtigte, erzählte einfach, sogar heiter und humoristisch, und dann wieder mit dem vollen Ausdruck des Schreckens und der Verzweiflung, bis sie mit dem wehmüthigen Gebete endete: Gott möge ihre Wohlthäter, die sie aus so großem Unheil erretteten, gnädig bewah-

ren. Ein arabischer Märchen-Erzähler findet an den Söhnen der Wüste keine aufmerksameren Zuhörer als die Westindierin fand an der französischen Dame, welche fast athemlos mit einer so vollständigen Selbstvergessenheit horchte, daß sie seit ihrer Kindheit kaum von einer ähnlichen überkommen wurde. Erst als die Erzählerin nichts mehr zu sagen hatte, erwachte Clemence wie aus einem Traume und besann sich förmlich, bevor sie zum vollen Bewußtsein der nüchternen Wirklichkeit gelangte. Dieser Eindruck wurde nachher auch nicht gemindert, weil Marguerite unter den Augen der Herzogin, angeregt von so vielen neuen Erfahrungen, welche doch in dieser vorläufigen Pariser Abgeschiedenheit sie erreichten, die ganze Fülle ihrer reichen Natur mit der Frische des ersten Anklangs zur Erscheinung brachte. Clemence gestand sich mit großem Erstaunen, daß sie keine besondere Sehnsucht nach ihren gewohnten Umgebungen empfinde. Marguerite, weit entfernt von der Ahnung dieses Triumphes, war vielmehr immer darauf bedacht, durch allerlei kleine Aufmerksamkeiten ihre Dankbarkeit zu beweisen für das Opfer, welches die Herzogin ihrer Meinung nach ihr brachte.

Sie hatte bemerkt, daß Clemence schöne Blumen sehr liebe. Nun getraute sie sich, etwas Besseres zu Stande zu bringen als die Sträuße, welche sie bis jetzt in Hotel Vaulabelle gesehen hatte, vorausgesetzt nämlich, daß es ihr möglich werde, eine gehörige Auswahl zu treffen. Marguerite verstand meisterhaft, zierliche Flechtwerke aus Palmenbast zu verfertigen, wie die Indianer und Chinesen es im Gebrauch haben. Einen eigenthümlichen Korb der Art hatte sie geflochten, zwar nicht von Palmenbast, aber doch von einem gefügigen Material, wie Paris es lieferte, in der Gestalt eines indischen Tem-

pelhofes. In der Mitte erhob sich der Tempel, einem griechischen Monogteros nicht unähnlich, den Rand zierten thurmartige Vorsprünge, und diese architektonischen Gebilde sollten nun ihre phantastisch abenteuerlichen Formen herausheben aus einer Fülle von Blumen. Auch ein Kreuz hatte sie geflochten, welches sie, ganz von Blumen umwunden, in einer Marienkapelle, wo sie öfter für ihre Lieben auf Guadeloupe betete, vor einem Bildnisse der heiligen Jungfrau als Opfergabe niederlegen wollte. Begleitet von einem Kammermädchen, das Chericourt zu ihrer Bedienung gewählt, fuhr Marguerite zu einem Kunstgärtner in einer der Vorstädte von Paris. Der Mann hatte die größte Mühe, nur einigermaßen ihre Wünsche zu befriedigen, denn das Beste und Seltenste war der an tropische Pracht und Fülle Gewöhnten kaum nothdürftig hinreichend. Der Gärtner sah nicht ohne Besorgniß, wie Marguerite in einer Laube des Gartens, wo sie sich niederließ, in einer unglaublichen Menge von Blumen wühlte. Mit Dem, was sie als unwürdig ausschied, hätte man ein halbes Dutzend Bräute ausstatten können, und er überlegte eben, wie bedeutend die Rechnung ausfallen müsse, wenn er dafür Ersatz finden sollte, daß die sonderbare Fremde Prachtexemplare zusammenband und verwendete, als habe sie gewöhnliches Blätterwerk unter den Händen. Aber diese Hände waren ungemein geschickt, und er bewunderte den Geschmack, womit sie ihre eben so fremdartigen wie zierlichen Geräthe schmückte. Im Anschauen versunken, bemerkte er nicht gleich, daß ein Herr an seine Seite getreten, der nicht minder erstaunt und aufmerksam zusah, wie Marguerite neben dem ganz fertig geschmückten Korbe sich anschickte, das Kreuz zu vollenden. Der Gärtner wollte unter

großen Ehrfurchtsbezeugungen sich bei dem Herrn wegen seiner Zerstreuung entschuldigen; dieser winkte ihm, still zu sein und ihn nicht zu stören, denn das schöne Mädchen — wofür er Marguerite hielt — das auf so ganz ungewöhnliche Weise in der Laube mit den Blumen hantierte, war ein Bild, wie man es nur mit Entzücken betrachten konnte. Marguerite blickte freilich etwas überrascht den Gärtner an, als er, um den Preis befragt, zweihundert Francs verlangte. Als er jedoch eine Rede begann, um seine Forderung zu begründen, winkte auch sie ihm Schweigen zu, hieß ihre Begleiterin, das Geld zu zahlen, nahm selbst den Korb und das Kreuz und schritt eilig dem Ausgange des Gartens zu. Als sie an dem Herrn, der sie mit immer wachsendem Erstaunen betrachtete, vorbeiging, erwiederte sie seinen ehrerbietigen Gruß unbefangen und freundlich, aber flüchtig, denn sie schien sich verspätet zu haben und das Versäumte einholen zu wollen.

„Wer war die Dame?" fragte der Herr den Gärtner, welcher nicht recht wußte, ob er Jene begleiten oder Diesem aufwarten solle.

„Ich weiß nicht, Hoheit", antwortete er; „es muß eine Fremde sein, ich sah sie heute zum erstenmal."

„Wir werden Beide in unserm Leben schwerlich etwas Schöneres und Anmuthvolleres erblicken", bemerkte Arthur. „Lesen Sie nun das Beste zusammen von Dem, was die wunderbare Blumenwürgerin noch halb lebendig hinterließ; ich will wenigstens ein wenn auch vergängliches Andenken an diesen unvergeßlichen Augenblick davontragen.

Als Arthur zu späterer Tageszeit der Madame Adelaide seine Aufwartung machte, erhielt er den Auftrag,

sich im Namen Ihrer königlichen Hoheit nach dem Befinden der Herzogin von Vaulabelle zu erkundigen. Diese Sendung, mit welcher die Prinzessin ohne Zweifel sowohl ihm als der Herzogin eine Aufmerksamkeit erweisen wollte, war ihm eine erwünschte Gelegenheit, seine liebenswürdige Freundin zu sehen, und Arthur erfüllte mit dankbarer Freude den Befehl seiner hohen Gönnerin. Indem er sich auf den Weg begab, beschäftigte indessen Clemence nicht ausschließlich seine Phantasie. Das am Morgen erlebte Blumen-Abenteuer gestaltete sich in seiner Erinnerung immer mehr zu einem Bilde, dessen Schönheit sich dem sinnigen Nachdenken erst vollständig offenbart. Mit dem von der merkwürdigsten Pflanzenpracht strotzenden heidnischen Blumenkorbe in der einen Hand, mit dem Kreuze in der andern, hatte Marguerite, ganz ihrem Thun hingegeben, nur im Vorübergehen mit einem Blick Arthur gestreift; aber dieses Auge, dieses wenn auch nur kalt höfliche Lächeln, dieses eilige Hinschweben zogen in Arthur's Geiste herauf wie eine märchenhafte Vision, und als Arthur's Wagen in den Hof des Hotel Vaulabelle einfuhr, mußte er mit Anstrengung den befangenden Traum von sich abschütteln.

Das Wiedersehen der Herzogin brachte ihn in die Wirklichkeit zurück, und das Phantasiebild trat in den Hintergrund. Clemence empfing ihren geistreichen Freund mit unverhehlter Befriedigung. Gegenseitiges herzliches Wohlwollen gab ihrem Gespräch eine lebhafte Färbung, lebhafter diesmal als noch sonst, weil das Zusammentreffen, nicht beabsichtigt wie nicht erwartet, aber doch sehr erwünscht, die Frische und die Würze eines glücklichen Einfalls athmete. Der schönen Frau gegenüber,

die ihn mit schwesterlicher Traulichkeit begrüßte, überkam den vereinsamten Arthur das wonnige Gefühl heimathlicher Behaglichkeit. Er fühlte sich entlastet von dem Druck friedenloser Sehnsucht, welche seine gleichsam inselartige Lebenslage erzeugte. Sein Geist entfaltete die Schwingen, den vollen Zauber edler Männlichkeit, und Clemence war, seit sie ihn zuletzt sah, so ungesucht als eigenthümlich vorbereitet worden, diese Anregung klarer zu empfinden als je. Unbefangen gab sie sich dem Genusse hin.

Clemence war dem Fürsten durch ein paar in einander offenstehende Zimmer entgegengegangen, eine Artigkeit, die er auf seinen Auftrag beziehen konnte, denn er hatte sich als Abgesandter der Prinzessin melden lassen. In dem erweckenden Gespräch, das Beide fesselte, gelangten sie von Standpunkt zu Standpunkt allmälig in das Gemach, aus welchem Clemence sich erhoben und wo sie nun ihren gewöhnlichen Sitz wieder einnahm. Arthur setzte sich ihr gegenüber, ohne den Faden des Gesprächs, zu dem er bis dahin das Meiste beigesteuert, fallen zu lassen. Da erblickte er auf einem Florentinischen Mosaiktische, welcher seitwärts hinter der Herzogin stand, den magischen Blumenkorb, den er am Morgen in der Hand der unbekannten Schönen gesehen. Es zog auf einmal ein wunderbarer Hauch durch seine Seele und es kam ihm vor, als bewegten sich die Blüthen und Knospen, als vernehme er ein geheimnißvolles Säuseln. Ein Strom betäubenden Wohlgeruchs drang auf ihn zu, er fühlte ihn fast seine Schläfe berühren und wie ein unsichtbares Band sich um die Stirn schlingen; mit jedem Athemzuge sog er ihn ein. Zwar suchte er diesem Eindrucke zu wehren, aber seine unbefangene Sicherheit konnte er

nicht behaupten. Er sah Clemence fest in die Augen, er wollte verbindlich sein und wurde fast zärtlich. Neben Clemence tauchte das Blumenmädchen vor seinem phantastisch geblendeten Auge empor. Nichts wäre einfacher gewesen, als den Zauber durch sich selbst zu zerstören. Das Angebinde war in seiner Art so ungewöhnlich und vollendet in Form und Inhalt, daß es eine Frage nach seinem Ursprunge wohl rechtfertigte, und damit wäre die Verlegenheit ohne Zweifel gehoben worden. Aber Arthur wagte keine Frage. Hatte die Herzogin, wie er nicht zweifelte, den Blumenkorb von der ihm Unbekannten erhalten, so konnte sie von dieser auch erfahren, daß er sie gesehen, und die Blumen zur Sprache bringen, schien dann die Absicht zu verrathen, Näheres über die Spenderin zu hören. Arthur erröthete über solche Unzartheit gegenüber einer Frau wie Clemence; da er diese nicht ansehen konnte, ohne auch den Blumenkorb, der hinter ihr stand, zu bemerken, so vermochte sie nicht wahrzunehmen, was seine Zerstreuung veranlaßte. Doch war sie an einem Manne wie Arthur zu überraschend, um einer geringfügigen Zufälligkeit zugeschrieben zu werden. Nun erst fiel Clemence auf, wie in der Unterredung von Anfang an ein warmer und inniger Ton vorgeherrscht, wie sie selbst davon ergriffen worden. Sie glaubte Arthur's Befangenheit dem Bestreben, ein überströmendes Gefühl zu bewältigen, zuschreiben zu müssen, und sie zitterte bei dem Gedanken, daß es mißlingen könnte. Sie schätzte Arthur als Mann so hoch, daß es ihrem Herzen eine tiefe Wunde geschlagen hätte, ihn als Freund zu verlieren. Sie säumte daher nicht, ihm zu Hülfe zu kommen und der peinlichen Spannung ein Ende zu machen. Er empfing die in geziemender

Form unabweisbare Verabschiedung weit dankbarer, als sie irgend vermuthete.

In Arthur vereinigten sich Ritterlichkeit und männliche Gediegenheit mit ungewöhnlicher geistiger Bildung in den edelsten und anziehendsten Formen. Aeußerlich und innerlich eine ideale Erscheinung, trug er würdevoll das Kreuz seiner Geburt wie das des Ordens. Die Theilnahme, welche Clemence für ihn empfand, wußte sie in ähnlicher Weise längst erwiedert. Er hatte ja eben die Freundschaft, die er ihr widmen durfte, hinreichend zu erkennen gegeben, die Freude, sie wieder zu sehen, in seinem ganzen Wesen offenbart. Seine Befangenheit konnte nur entstanden sein aus der Furcht, ein Gefühl zu verrathen, das er nicht aussprechen und sie nicht anhören durfte. Dies beunruhigte sie. Welche sonderbaren Wahrnehmungen hatte sie seit Kurzem machen müssen! Wie unergründlich und gefährlich ist doch das Herz in freier Selbstbestimmung, wie heilsam und nothwendig, ihm eine strenge Zucht aufzulegen! Clemence erschrak vor den Fallstricken der Romantik, von denen sie so unversehends umsponnen wurde; sie fühlte sich weit sicherer in dem Gewühl der großen Welt, wo sie in keine andere Versuchung kam als in die, eine Satire verbeißen zu müssen.

Arthur ahnte den Verdacht nicht, den er erregte. Er ärgerte sich nur über die Schwäche, welche ihn in solcher Weise außer Fassung setzte, daß er nicht im Stande war, eine Zerstreuung zu besiegen, über die er erröthete. Warum hatte er der Herzogin das Abenteuer nicht erzählt, warum gefürchtet, daß er dies nicht unbefangen genug thun würde? Wie lächerlich schülerhaft, den Ton nicht anschlagen zu können, in welchem solche Begegnisse

nur den Reiz der Unterhaltung darbieten! Die Unbekannte hatte einen Eindruck auf ihn gemacht, den er weder preisgeben wollte noch konnte. Der ganz unerwartete Anblick des Blumenkorbs stellte sie ihm urplötzlich vor die Augen in ihrer reizumflossenen Lieblichkeit. Jedes Wort über die Blumen, in deren Duft sie ihn gleichsam umschwebte, hätte seine Empfindung verrathen, die in der Stimmung des Gesprächs mit der Herzogin so unerklärlich mächtig geworden war, daß er kaum Besonnenheit genug behielt, um einzusehen, wie diese an ihm so ungewöhnliche Aufregung entweder von Clemence mißdeutet werden oder sie verletzen müsse.

Die Herzogin kannte also die Sakontala seines Blumenmärchens. Aber abgesehen davon, daß Arthur viel zu zartfühlend war, um auf dem Wege gemeiner Auskundschafterei herausbringen zu wollen, von wem Clemence den magischen Korb empfangen, scheute er sich auch davor, noch einmal in die Strahlenbrechung dieses Phänomens zu treten. Vor keiner anderen Erfahrung seines Lebens erfand er sich so machtlos, gleichsam aller Selbstherrlichkeit entkleidet. In dieser Ueberwältigung hatte er eine Demüthigung seiner Zuversicht erlebt, daß der Zufall keine Macht über ihn habe und er der unerklärlichen Einwirkung dessen, was man dämonische Gewalt nennt, nicht unterworfen sei. Glücklich wenigstens, daß er bei Zeiten die Gefahr erkannte! Als guter Malteser beschloß er, den Versucher nicht herauszufordern und mit Ergebung abzuwarten, was über ihn verhängt werden solle.

Nicht lange darauf erfuhr Marguerite den Tod Seraphine's durch die Herzogin, welcher die Admiralin die Trauerbotschaft sandte, und wurde tief davon ergriffen,

aber wie von einer erbarmungsreichen göttlichen Verkündigung. „Sie war nicht von dieser Welt", sagte sie, „und nun sie in ihre Heimath zurückberufen ist, wird sie Fürbitterin sein für Diejenigen, die sie in irdischer Noth zurück ließ." Wenige Wochen später traf auch die Kunde ein, welche sie aller Sorge für ihre Freunde in Guadeloupe überhob.

So kam die Zeit heran, wo Marguerite in die große Welt eingeführt werden sollte, und sie hätte nicht günstiger vorbereitet werden können. In Clemence war ihr eine Freundin geworden, welche zuversichtlich erwartete, Ehre mit ihr einzulegen.

Nüchtern und Romantisch.

Die Herzogin hatte in besonderen Briefchen einer Auswahl ihres vertrauten Umgangs anzeigen lassen, daß sie an dem Abende desselben Tages, wo ihre Diener die Einladung abgaben, zu Hause sein werde. Die kurze Frist sollte der Neugier die Spur verlegen. Der Abend war dazu bestimmt, Marguerite bei zuverlässigen Freunden einzuführen, die nachher in den größeren, für Neulinge fast betäubenden Kreisen Pathenstelle bei ihr vertreten sollten. Dieser engere Rath der Herzogin konnte immerhin für Marguerite als eine zahlreiche Gesellschaft gelten, die sie jedoch ungezwungen allmälig kennen lernte, da sie auf den Wunsch der Herzogin schon vor Ankunft

der ersten Gäste sich an ihrer Seite befand. Marguerite war mit einer Einfachheit gekleidet, die einer Dame aus der Gesellschaft als Separatismus wäre vorgeworfen worden. Außer einem paar Blumen im Haar wollte sie von Schmuck nichts wissen. Nur eine Vorstecknadel hatte sie von Chericourt angenommen, um nicht eigensinnig zu erscheinen, freilich ohne zu ahnen, daß darin ein Solitair an ihrem Busen sich wiegte, dessen Leuchtkraft und tadellose Reinheit den betrachtenden Blick in Erstaunen setzte, wenn seine Strahlen aus dem reizenden Spitzentuche hervorblitzten, dessen verschlungene Falten er hütete. Ein Blick überzeugte Clemence, daß sie recht gethan, Marguerite ihrer eigenen Eingebung zu überlassen. Sie weidete sich im Voraus an der Ueberraschung ihrer Freunde, denen sie einen so anmuthigen Hinterhalt bereitete; denn sie war nun der Genugthuung gewiß, Alle würden unversehends dem Zauber huldigen müssen, der sie zuerst befiel. Der Pariser giebt sich immer unbefangen und ohne Sträuben dem Eindrucke hin, den Schönheit in geschmackvollen Formen hervorbringt; darauf konnte sie rechnen. Die Herzogin wollte aber auch beobachten, wie Marguerite, nach erlangtem Bewußtsein ihres unzweifelhaften Erfolges, sich halten werde in dieser Brandung emporwogender Selbstbefriedigung.

Das Erstaunen der Ankommenden, welche ahnungslos diese überseeische Anadyomene auftauchen sahen wie in dem griechischen Mythus aus dem Schaume des Meeres, ergötzte die Herzogin ungemein und ganz besonders, wenn die ungeheuchelte Bewunderung in Blicken und Mienen sich fast flehentlich auf sie richtete, um den Schlüssel zu dieser Charade zu empfangen. Was wußten

die armen Leute, deren Neugier fast Mitleid erregen konnte, von Chericourt? Und woher stammte diese Frau, die in einer Improvisation weder bizarr noch kokett, und doch so reizvoll sich darstellte und in ihrer Aussprache eine Mundart anschlug, die in abweichender Eigenthümlichkeit doch heimathlich klang? Die Herzogin entschloß sich erst spät zu einer Flankenbewegung, welche gestattete, ihr einige vertrauliche Worte zuzuflüstern; lauter bewundernde Glückwünsche natürlich wegen des glänzenden Erfolgs, den diese hinreißende, ohne Zweifel verwandte junge Pairesse in der Gesellschaft erringen werde. Aber Clemence ließ sich nicht ködern. Sie empfing mit freundlichem Wohlbehagen die Huldigungen, bat um Theilnahme für ihre Freundin, doch ohne den Aufschluß zu ertheilen, den die Voraussetzung einer Verwandtschaft bezweckte.

Als Clemence in einem Rundgange durch ihren kleinen, von plaudernden Gruppen belebten Salon begriffen war, trat Arthur ein, der absichtlich etwas spät erschien, um in Gegenwart einer größeren Gesellschaft leichter über eine kleine Befangenheit hinwegzukommen, deren er sich der Herzogin gegenüber nicht ganz erwehren konnte. Ihr zwanglos freundlicher Empfang beruhigte ihn, und er suchte in dem ehrfurchtsvollen Ton seines Grußes einen ungesprochenen Dank für ihr großmüthiges Vergessen auszudrücken. Dieser Pflicht entledigt, ließ er sein Auge über die Anwesenden hingleiten; wie er nicht anders erwartete, traf es nur auf bekannte Züge. Da öffnete sich eine nahe Gruppe, und, einem Zeichen der Herzogin folgend, befand er sich Marguerite gegenüber, der er vorgestellt wurde. Geblendet von der plötzlichen Erscheinung dieser schönen Frau, in der er auf den ersten

Blick seine Blumenfee erkannte, erblaßte er, denn in tiefer Ergriffenheit empfand er ahnungsvoll, daß er dieser Prüfung nicht gewachsen sei. Er schlug die Augen nieder, als fühle er sich unter dem Eindruck einer Macht, die ihn nöthigen könnte zu sein, was er nicht sein wollte. Dies Alles verlief so schnell, wie der Sonnenstrahl über ein Menschen-Antlitz gleitet. Als Arthur den Blick wieder hob, tilgte das milde, heitere Auge Marguerite's jene abergläubische Regung. Die schöne Frau erkannte ihn sogleich, denn sie vergaß nie, was ihr Auge einmal bestimmt aufgefaßt hatte. Damals im Garten vermochte freilich nichts ihre Aufmerksamkeit von ihrem Angebinde abzulenken, und so war sie ganz unbefangen, aber äußerst gespannt darauf, diese für sie neue Erscheinung eines geistlichen Ritters reden zu hören. Als er nicht, gleich den anderen Herren, die ihr vorgestellt worden, sie ansprach, knüpfte sie selbst an die Worte der Herzogin eine Aeußerung, welche ihm eine Erwiederung nahe legte. Er antwortete kurz und gemessen und bediente sich dabei einer jener Wendungen, die in der Pariser Gesellschaftssprache einen eigenthümlichen Sinn haben. Marguerite entgegnete ohne alle Verlegenheit, sie sei nicht ganz sicher, ob sie recht verstanden, denn sie habe schon bemerkt, daß manches Wort in Paris eine symbolische Bedeutung besitze, über deren Lösung sie noch nicht gebiete.

„Aber nur einer kurzen Frist bedarf ich, Frau Herzogin!" fügte sie, halb zu Clemence gewendet, lächelnd hinzu. „Ich bin nicht ungelehrig. Noch ehe ich das Schiff verließ, welches mich in dieses schöne Land brachte, hatte ich aus dem Signalbuche die Geheimsprache der Flaggen so gut behalten, daß ich es darin mit einem Marine-Aspiranten aufnehmen könnte."

In der anmuthigen Harmlosigkeit, die in ihrem ganzen Wesen so ungekünstelt sich zeigte, hob die unwillkürliche Ironie sich treffend heraus. Das war nun vollends ein Triumph der Herzogin! Ihre allerliebste Debütantin hatte in der geziemendsten Weise den gefeierten Prince Chevalier beinahe verwirrt gemacht. Was wollte sie mehr? Ihre kühnsten Hoffnungen sah sie erfüllt, wenn nicht übertroffen, und gerieth in die allerbeste Laune. Gleichsam unter dem lautlosen Beifall der Anwesenden führte sie Marguerite nach dem Platze zurück, wo sie ihre Freunde empfangen hatte. Manche begannen bald, sich zu verabschieden. Sie wollten sich's nicht nehmen lassen, in einigen, ungeachtet der vorgerückten Stunde noch zugänglichen Salons das Wunder zu verkünden, dessen Offenbarung sie im Hotel Vaulabelle erlebt. Sogar die Pariserinnen sind unter dem ersten Eindruck aufrichtig in ihrem Lobe. Die Kritik beginnt erst, wenn der Erfolg, den sie als Eingeweihte vorhersagten, sich bestätigt. Dann bemühen sie sich eben so eifrig, den Triumph, zu welchem sie das Ihrige beigetragen, zu zerstören, wie die Kinder oft ihre erklärtesten Lieblinge am heillosesten mißhandeln.

Arthur fand noch Gelegenheit zu einem Gespräch mit der Herzogin, die ihn sehr freundlich aufnahm. Sie wußte ihm Dank dafür, daß er sich verbindlich mit Chericourt unterhalten hatte, nachdem dieser ihm vom Herzog vorgestellt worden. Chericourt gefiel ihm über Erwarten. Unter den reichen Kolonisten konnte er immerhin für eine Ausnahme gelten. Er erinnerte nicht nothwendig an Zucker und Pfeffer, seine Urtheile waren klar und verständig, sein Wesen weder anmaßend noch unterwürfig. Wenn eine so reizende junge Frau wie

Marguerite ihn auch nur aus Vernunftgründen geheirathet haben konnte, so schien wenigstens der gute Geschmack sich nicht auffallend dagegen aufzulehnen. Chericourt hatte schon Gelegenheit gefunden, sich in der Pairskammer bemerkbar zu machen, indem er bei einem die Kolonieen betreffenden Antrage nachwies, daß sowohl die Vertheidiger als die Gegner von ganz irrigen Voraussetzungen ausgingen. Den pikanten Widersprüchen, womit man ihn in Verlegenheit bringen wollte, stellte er mit großer Ruhe unangreifbare Zahlenverhältnisse entgegen, beleuchtete sie mit Beispielen aus den gleichen Zuständen anderer Staaten und entwickelte dabei eine auf zuverlässige Kenntnisse gestützte, so schlagfertige Bereitschaft, daß er große Beachtung erwarb. Er nahm also bereits eine öffentliche Stellung ein, als Marguerite an jenem Abend so glücklich auftrat. Die Herzogin hatte ihren Schützling aufmerksam beobachtet und nicht wahrgenommen, daß die so unerwartet Gefeierte von aufsteigender Eigenliebe betäubt worden sei. Vor einigen alltäglichen und fast unzarten Lobeserhebungen schlug sie die Augen nieder, und als sie mit einer ablenkenden Frage sie wieder hob, war im Blicke deutlich zu lesen, daß die Uebertreibung ihr nicht gefalle und sie sich davon nicht irre führen lasse. Sie haschte nicht nach Beachtung. Die neuen Bekanntschaften hatte sie sich wißbegierig angesehen und ihrem Thun große Aufmerksamkeit zugewendet, ohne ängstlich zu ergründen, welche Wirkung sie selbst hervorbringe. Dadurch bewahrte sie sich jene Freiheit, die nur bescheidene Anspruchslosigkeit erzeugte. Die Herzogin hütete sich wohl, sie mit Lobeserhebungen zu überhäufen, sondern fragte sie nur, wie die Leute, deren Bekanntschaft sie nun ge-

macht, ihr gefallen hätten. Marguerite gab mit aller Aufrichtigkeit Bescheid, und die Herzogin mußte dabei ihr Gedächtniß bewundern; denn indem sie einige Besonderheiten bezeichnete, die ihr aufgefallen, nannte sie die Personen bei Namen und Titel, wie sie angegeben worden, ohne fehlzugreifen.

Herr von Vaulabelle war von Marguerite ganz begeistert, und Clemence vermochte nur mit Mühe ihn zu bewegen, daß er nicht ihr kluges Werk durch einen dithyrambischen Ausbruch seiner Bewunderung verderbe.

„Marguerite wird in der großen Welt einen glänzenden Erfolg haben", sagte Clemence heimlich zu Chericourt, der die Absicht ihrer wohlwollenden Mäßigung verstanden hatte; „und um so gewisser, wenn sie nicht sicher gemacht wird, sondern behutsam und unbefangen zu Werke geht. Sie braucht keine Belehrung als über thatsächlich bestehende Aeußerlichkeiten. Wie sie sich dem Herkommen anzubequemen habe, wird sie selbst herausfühlen, und je mehr sie dabei ihre Eigenthümlichkeit erhalten kann, um so besser. Diese ist von Natur ein Kunstwerk, dem nichts künstlich angefügt werden darf."

Alles erfüllte sich, wie die Herzogin es vorausgesagt. Marguerite fand sich schnell zurecht. Man kam ihr gern zu Hülfe, weil man sah, daß es ihr innige Freude machte, Wohlwollen zu erregen, und ihr liebevolles und heiteres Gemüth sich in der anmuthigsten Weiblichkeit mittheilte. Man bewunderte willig ihre Schönheit, weil sie keine Anstrengungen dafür machte. Sie verbarg gar nicht, daß sie gefallen wolle, aber gleichsam nur aus Dankbarkeit für die Anerkennung ihres Strebens. Bei aller Arglosigkeit faßte sie doch bald die Widersprüche und feindlichen Stellungen auf, unter denen sie sich bewegte, ver-

stand aber mit großer Feinheit sich das Vorrecht der Parteilosigkeit zu erhalten. Wo es galt, war sie mit Enthusiasmus Französin, sprach und handelte stets eifrig in diesem Sinn.

So kam es, daß man auch im vertraulichen Kreise der Königin die Herzogin wegen ihres Schützlings befragte, und Clemence's Bescheid war so unumwunden vortheilhaft, daß man sie beauftragte, Frau von Chericourt in die kleinen Abendzirkel zu Neuilly einzuführen. Marguerite gefiel hier nicht nur, sondern wurde so bald ein Liebling der erlauchten Damen, daß man sich eines ähnlichen Beispiels nicht zu erinnern wußte. Dies setzte ihrem Erfolg die Krone auf.

Unterdessen hatte Chericourt sich vollständig eingerichtet und sein Haus geöffnet. Bei Ausstattung desselben war es nicht auf schimmernde Pracht abgesehen; geschmackvolle Einfachheit genügte. Dagegen sorgte er für hinreichende Räumlichkeit, und man fand bei ihm ein bequemes Unterkommen, eine Seltenheit für Paris, wo man bei größeren Festlichkeiten fast immer im Gedränge bleibt.

Marguerite war also im vollen Sinne des Worts eine große Dame geworden; sie behauptete ehrenvoll eine glänzende Stellung in Paris. Was der Spiegel in La Palisse verkündete, war in Erfüllung gegangen, ohne daß bis jetzt die unheimlichen Eindrücke, welche die Prophezeiung begleiteten, irgendwie sich verspüren ließen. In der That fast zauberhaft auf eine unerwartete Höhe erhoben, empfand sie mit vollem Bewußtsein das Glück ihrer Lage. An Chericourt vermißte sie nichts. Er erfüllte vollkommen, was sie gehofft hatte; er war wohlwollend im häuslichen Verkehr und sichtlich befriedigt von der Art, wie Marguerite als Hausfrau waltete daheim

und vor der Welt. Vom Anfang an faßte sie Beides ernst als eine Pflichterfüllung auf, die sie gewissenhaft vollzog. Wie eine dankbare Tochter hatte sie immer vor Augen, der Fürsprache ihrer mütterlichen Freundin in Guadeloupe Ehre zu machen. Ganz in diesem Sinne erhielt ihr Erfolg vor der Welt erst in der Zufriedenheit Clemence's und Chericourt's den rechten Werth für sie. In der Kindlichkeit ihres dankbaren Gemüths war sie darauf noch eitler als auf die Huldigungen, die ihr dargebracht wurden, und dachte nicht daran, sie persönlich für sich auszubeuten. Demzufolge beschäftigten sie ihre Phantasie nur selten, und um eine befriedigende Wirksamkeit zu erringen, wollte sie sich in ihrem Hause nicht damit begnügen, nur vor den eingeladenen Gästen als Gebieterin zu erscheinen.

„Ich werde", sagte sie zu Chericourt, „nie dahin gelangen, unserem Gesinde Achtung einzuflößen, nie sicher sein, Dir und mir eine friedvolle und sorgenlose Heimath zu bereiten, wenn Du mir nicht gleich anfangs den Antheil an der Führung des Hauses gewährst, der einer Frau gebührt. Auch Du kannst nicht verhindern, im Beginn von Haushofmeister und Koch übervortheilt zu werden; laß sehen, ob dieser unvermeidliche Verlust nicht zum Theil wenigstens dadurch aufgewogen werden kann, daß er Lehrgeld ist für mich. Durch die vortreffliche Beate der Frau Des Saulsayes erhielt ich schon eine Vorstellung von dem inneren Wesen eines Haushalts im größeren Stil. Ich verlange eine Probezeit von drei Monaten; nach dieser wirst Du dann selbst beurtheilen, ob es mir gelingt, das Heft in die Hand zu bekommen."

Marguerite hatte erkannt, daß die Bontems der Frau von Vaulabelle ein an Jahren jüngeres, an Red-

lichkeit und Gesinnung ganz entsprechendes Seitenstück ihrer gefeierten Beate sei. Mit ihr verkehrte sie nun Stunden lang, um allerlei Geheimnisse der Wirthschaft zu ergründen.

Nachdem die drei Monate nahezu vollendet waren, legte Marguerite ihrem Gemahl Rechenschaft ab über die bisherigen Ausgaben und zugleich einen Plan vor, nach welchem künftig das Haus geführt werden solle. Der erstaunten Dienerschaft verkündigte sie, wie künftig zu verfahren sei, mit einer Sicherheit und Sachkenntniß, die um so mehr überraschte, als das Gesinde sich bisher vollkommen sicher wähnte. Niemand aber war erstaunter als Chericourt, der mit stummer Verwunderung diesen Vortrag anhörte und ihm dann seinen vollen Beifall schenken mußte.

„Ich kann", sagte er, „dem Herrn Gray nicht dankbar genug sein. Vorzugsweise durch seinen Eigensinn ist mir das Glück zu Theil geworden, eine schöne, anmuthige, glänzende Frau zu besitzen, die ich nun auch als eine talentvolle Wirthschafterin schätzen lerne."

„Du verdankst es", antwortete Marguerite, „nächst Gott dem freundlichen Wohlwollen, das Du Deiner Frau geschenkt."

Beide aber verdankten diesem Triebe nach geregelter Thätigkeit mehr, als sie ermessen konnten. Marguerite entging dadurch glücklich dem an Verkehrtheiten so erfindungsreichen Müßiggange des Damenlebens. Mit richtigem Gefühl lehnte sie das Erlernen von Musik, Zeichnen und kunstvollen Stickereien ab und erklärte offen, sie habe ihre Eitelkeit und wolle sich in solchen Liebhabereien nicht von jungen Mädchen überboten sehen, welche dergleichen von Kindesbeinen an übten. Spanisch zu lernen be-

trachtete sie jedoch als eine Pflicht, da sie aus einem castilischen Geschlecht stamme. Sie fand eine geschickte Lehrerin und machte schnelle Fortschritte. Jene, eine echte Spanierin, versicherte Marguerite, sie müsse, da sie auch am Manzanares geboren sei, nothwendig den unvergleichlichen Miguel Cervantes kennen lernen. Indem Marguerite durch die erklärende Hülfe eines Frauenzimmers „Don Quixote" las, weil sie ferner sittlich unbefangen war und in ihrer Jugend im täglichen Verkehr mit dem gemeinen Manne lebte, erschienen einige Derbheiten in Ausdrücken und Bildern ihr nicht besonders anstößig. Dagegen schwelgte sie in dem unerschöpflichen Reichthum an Humor, Witz, Scharfsinn, gesunder Lebensweisheit, der ihr entgegenströmte; ja sie ahnte die hinter der Ironie verborgene poetische Ritterlichkeit ihres großen Landsmannes. Marguerite's Lehrerin, entzückt von ihrer Schülerin, die so bereitwillig ihren Lieblingsschriftsteller erfaßte und verstand, hatte oft Stellen aus Molière angeführt, und da Marguerite erklärte, diesen Dichter nur sehr unvollkommen zu kennen, ruhte Jene nicht, bis auch diese Lücke ausgefüllt war. Sonderbares Lesen, wird man denken, für eine junge Frau, die sich in der feinen Welt unserer Tage bewegt. Aber jene Schriftsteller sind nicht nur äußerst ergötzlich, sondern, richtig verstanden und unbefangen aufgefaßt, lehrreich und sittlich stärkend. Mit diesem Vorrath von gesunden Lebens-Anschauungen aus der Tiefe des Gemüths und der unveräußerlichen Natur des menschlichen Geistes, deren Wahrheit durch die Meisterlichkeit des Ausdrucks sich so tief einprägt, bekam Marguerite einen Maaßstab für die Erscheinungen in der Gesellschaft für alle Erlebnisse. Oft erstaunte sie, wie verwendbar das Alles noch heute war, und die

Anwendung in aller Stille übte ihre Urtheilskraft. Sie ergab sich keinen ausschweifenden Idealen, keinen hochgegriffenen Voraussetzungen, entging daher vielen Enttäuschungen und den daraus folgenden Mißstimmungen, blieb wohlgemuth, heiter, milde und dadurch anmuthig. Niemand hatte sich der geistigen Ausbildung der unerfahrenen jungen Frau besonders angenommen; darum griff sie nur nach Dem, was ihrer Natur zusagte, und bildete es in fester, klarbewußter Eigenthümlichkeit aus. Aber sie erkannte bald, daß ihre Art, die Dinge anzusehen, in der Gesellschaft nicht auf Zustimmung rechnen dürfe. Die Ereignisse, durch welche sie der Abgeschiedenheit ihrer ersten Jugend gewaltsam entrissen wurde, hatten sie Demuth gelehrt. Sie empfing das spätere Glück nicht wie eine Errungenschaft, sondern wie eine gnadenreiche Fügung. Durch Behutsamkeit in Haltung und Benehmen hatte sie persönlich einen Erfolg erreicht, dessen sie sich wohl bewußt geworden; deshalb aber fürchtete sie, ihn durch ein stärker betontes Auftreten auf das Spiel zu setzen. Gerade damals, in dem ersten Jahrzehend nach der Juli-Revolution, durchkreuzten das Pariser Leben Ueberschwänglichkeiten der auffallendsten Art wie Kometen von kürzerer und längerer Umlaufzeit, wahre Sternschnuppen-Schwärme der abenteuerlichsten Verkehrtheiten in Staat, Kirche, Literatur und Kunst. Jedes neu auftauchende Ungethüm in der Form von Lehre, Buch oder Kunstwerk bildete sich einen größeren oder kleineren Schweif, schnitt quer durch alle geordnete Bahnen, blendete und verwirrte unglaublich. Marguerite war geistig vortrefflich angethan, davon nicht irre geführt zu werden; zu ihrem unsäglichen Erstaunen sah sie jedoch den baarsten Unsinn, kaum nothdürftig mit einigen schmucken

Redensarten bekleidet, Anhänger finden, welche sie bis dahin für verständige Leute gehalten. Auch in der Damenwelt gab es Ergriffene und Erweckte, die sich eifrigst bemühten, Propaganda zu machen. Alle wollten Marguerite anwerben und mußten aus Höflichkeit immerhin angehört werden. Man gab ihr zu verstehen, daß in Paris eine verheirathete Dame in persönlichen Ansichten und in allen Handlungen, die nicht Tugend und Anstand verletzten, selbstständig sei; daß sie Gefahr laufe, geistiger Beschränktheit verdächtig zu werden, wenn sie, ihrem Manne zu gefallen, sich jede Theilnahme an der fortschreitenden Entwickelung der Zeit versage; daß solcher Gehorsam gegen einen Eheherrn als ein provinzieller Gräuel verrufen sei, der, wenn man nicht durch eine glänzende That seine Unabhängigkeit bethätige, sogar damit geahndet werden könne, aus der Mode zu kommen: denn diese verlange unerläßlich, daß man stets auf der Höhe der Zeit und an der Spitze der Bewegung der Geister sich befinde. Marguerite brachten dergleichen Vorstellungen nicht aus dem Gleichgewicht. Sie versicherte, daß sie Herrn von Chericourt sehr gern gehorche, und um so lieber, als er nur von ihr verlange, daß sie nach ihrer eigenen gesunden Vernunft urtheile. Die Herzogin lachte sehr, als diese Verhandlungen ihr anvertraut wurden, und meinte, die nach Aufregungen so gierigen Damen würden vor Erstaunen außer sich gerathen, wenn sie Kunde bekämen, welche romantische Begebenheiten Marguerite nach Paris geführt, während Letztere jetzt wahrscheinlich als unerträglich nüchtern von ihnen verschrieen werde.

Unterdessen hatte Chericourt alle, ihm wichtig scheinenden Einleitungen getroffen, um den Erbansprüchen

seiner Gemahlin Anerkennung zu verschaffen. Daß Marguerite selbst eine so gute Stellung nahm und durch ihre Persönlichkeit und ihr Benehmen eine edle Abkunft beglaubigte, war, wenn auch nichts weniger als hinreichend, doch immer ein wesentlicher Umstand, der nicht gering angeschlagen werden durfte. Chericourt hatte sich in der Kammer nützlich gezeigt, man konnte ihn bei allerlei Kombinationen verwenden; er war reich, und man brauchte nicht erst sein Glück zu machen, um seiner politischen Stellung eine bürgerliche Grundlage zu geben, eine Nothwendigkeit, die unter der Juli-Regierung so manche Mißlichkeit veranlaßte. Unter solchen Umständen fiel es ihm nicht schwer, da er seine adelige Abstammung unzweifelhaft nachzuweisen vermochte, den Grafentitel zu erlangen, der ihn in den Stand setzte, nun um so gewappneter vor den stolzen Hidalgos als Gemahl der Tochter eines Grande von Spanien aufzutreten. Die Beweismittel, daß Marguerite die echte Tochter eines Grafen von Salazar und einer Marquise von Varialva sei, waren in Frankreich genügend vervollständigt worden, um unbefangene Richter zu befriedigen. Solchen, die gern Hindernisse aufsuchten, konnten sie jedoch immer noch Veranlassung geben, Erläuterungen zu fordern, die entweder gar nicht oder nur mit großem Zeitverlust zu erlangen wären. Wenn der Hof von Madrid sich den Ansprüchen günstig erwies, war der Erfolg unzweifelhaft. Es kam Alles darauf an, daß durch eine besonders dringende Empfehlung an die Königin Christine dieser von Ludwig Philipp selbst, oder mit seinem Vorwissen und auf seinen Wunsch von einem Mitgliede der Orleans'schen Familie die Sache an das Herz gelegt würde. Das war in einer persönlichen Angelegenheit, die

mit keinem politischen Zweck in Verbindung stand, schwer zu bewirken. Eine solche Empfehlung würde mittelbar andeuten, daß man die Ansprüche für unzweifelhaft halte, also ihren Werth kenne. Obwohl man nun in der königlichen Familie aus eigenster Erfahrung wußte, wie die handgreiflichsten Erlebnisse sich so überraschend gestalten können, daß die thatsächliche Romantik die unwillkürlich ersonnene weit überbietet, so sollte sie in diesem Falle eine große Geldforderung begründen, und der Fiscus ist seiner Natur nach prosaisch und ungläubig. Gegen seine spröde Kritik Marguerite's Wiedergeburt aus dem Meere zu behaupten, war an und für sich mißlich; dafür sogar eine königliche Vertretung nachzusuchen, konnte für ein Wagstück gelten, das nicht so geradezu unternommen werden durfte. Die Gefahr lag nahe, damit die bereits gewonnene Gunst auf das Spiel zu setzen. Es handelte sich zunächst also vor Allem darum, die Angelegenheit zur Kenntnißnahme der erlauchten Personen, deren Schutz man begehrte, in solcher Art gelangen zu lassen, daß sie Vertrauen einflößen könne. Madame Adelaide that nie eine Fehlbitte bei dem König. Auch wenn sie nur leise einen Wunsch andeutete, wurde er erfüllt, denn sie vertrat nur, was sie so genau erforscht und bedacht hatte, daß es vor der Prüfung des strengsten Geschäftsmannes bestehen mußte. Nur durch sie konnte der König vermocht werden, eine Empfehlung unmittelbar an die Königin-Mutter von Spanien zu geben, auf jedem anderen Wege darum angegangen, würde er im besten Falle seinen Botschafter in Madrid anweisen, Chericourt zu unterstützen. In der Regel sind aber die Diplomaten geschworne Feinde solcher persönlichen Berufungen. Auch mußte Chericourt ohnedies wünschen, seine Angelegenheit in

ihren Einzelnheiten nicht einer Botschaftskanzlei anvertraut zu sehen; denn er wußte recht gut, wie dergleichen Dinge von neugierigen und nicht überbeschäftigten jungen Attaché's leichtfertig ausgebeutet werden, wenn diese Herren ihre Patrone in der Heimath mit pikanten Briefen zu unterhalten suchen. Er mußte daher streben, unmittelbar an den Hof empfohlen zu werden, um dort persönlich seine Sache führen zu können.

Für seine Person stand Chericourt der Prinzessin fern, Marguerite wurde als eine liebliche gesellschaftliche Erscheinung gnädig von ihr angesehen; dies aber berechtigte sie noch lange nicht, die erlauchte Dame, die an wichtigen Geschäften sich sehr thätig betheiligte, mit einer persönlichen Angelegenheit in so besonderer Weise zu behelligen. Clemence's Vorliebe für Marguerite war so innig, daß man mit Recht erwarten durfte, sie werde ihren Einfluß bei der Prinzessin zu Gunsten dieser verwenden, und als die Herzogin durch Chericourt erfuhr, daß die politische Stellung zwischen dem französischen und spanischen Hofe den Augenblick sehr günstig gestalte, um Marguerite's Erbschafts-Angelegenheit zu betreiben, zeigte sie die freundschaftlichste Bereitwilligkeit, nach Kräften das Ihrige beizutragen. Sie mußte Chericourt's Ansicht beipflichten; auch sie sah nur auf dem von ihm angegebenen Wege eine günstige Aussicht auf Erfolg. Es wollte ihr aber nicht einleuchten, wie die unentbehrliche Empfehlung zu erhalten sei, und sie verlangte eine Frist, um es reiflich zu erwägen.

Eine kurze Idylle.

In den ersten Monaten nach ihrer Ansiedelung in Paris war Olympia eine beneidenswerthe Frau. Nicht die aufwallende Glückseligkeit der Flitterwochen berauschte sie, aber die weit köstlichere, bewußte Befriedigung eines thätigen Stilllebens schien die Uebereinstimmung der Charaktere und Empfindungen in der vertraulichen Gemeinsamkeit eines geistigen Strebens immer mehr zu befestigen. Sulpice verwendete diese Zeit zur Ergänzung von Lücken in seiner Kenntniß der Geschichte, der Länder- und Völker-Kunde, der Grundzüge der Volkswirthschaft. Vieles davon besprach er mit Olympia, und um so lieber und eifriger, als er bald entdeckte, daß sie nach mancher Richtung Kenntnisse besaß, die er bei einer Frau nicht vorausgesetzt. Ihre Urtheile waren treffend und gaben Aufschlüsse, die ihm Manches erleichterten. Olympia ergriff die Gelegenheit eines geistigen Zusammenlebens mit dem Manne ihres Herzens voll Entzücken und benutzte sie mit großer Klugheit. Meisterlich verstand sie ihre Ueberlegenheit in verschiedenen Beziehungen zu verbergen, und Sulpice konnte seine Fortschritte zum größten Theil seinem eigenen Scharfsinn beimessen. Ihren Antheil daran schrieb er mehr einer liebevollen Theilnahme an dem Erfolge seiner Strebungen zu, einer Theilnahme, die er willig und dankbar anerkannte. Wie beseligend war das Leben in dieser Abgeschiedenheit, in der man nichts vermißte und die für alle Zukunft, nach Olympia's Ueberzeugung, eine verläßliche Grundlage geben mußte! Sie

wußte zwar, daß eine Idylle ihrer Natur nach nicht lange dauern kann, und verminderte in diesem Fall der herbeigezogene geistige Stoff die Gefahr des Zerfallens aus Inhaltlosigkeit, so wuchs doch nothwendig in Sulpice mit der gesteigerten Befähigung der Drang, sich hervorzuthun. Diesem unvermeidlichen Uebergange glaubte Olympia mit der Beruhigung entgegensehen zu dürfen, das stille Familienglück werde die unvertilgbare Erinnerung zurücklassen, wo die wahre Zufluchtstätte sei, von den Mühen des Tages sich zu erholen und zum Kampfe des Lebens wieder frische Kraft zu schöpfen. Sie hegte diese Hoffnung um so zuversichtlicher nach der eingetretenen Gewißheit, daß bald ein neues Band Sulpice an sie knüpfen, ein Kind ihre Häuslichkeit beleben werde. — Der junge, nicht überschwänglich liebende aber in voller Kraft blühende Mann, und die nicht so jugendliche und zum ersten Male aus voller Inbrunst liebende Frau hatten Nerine's auf praktische Beobachtung gestützte Voraussage verwirklicht.

Briefe aus Guadeloupe von Sulpice's politischen Gesinnungs-Genossen beklagten sich über seine Theilnahmlosigkeit, wunderten sich, daß er in mehreren angeführten Fällen, wo er für ihre Sache erfolgreich hätte auftreten können, das Feld unbestritten den Gegnern gelassen, und forderten ihn auf, wenn er anders noch in denselben Ansichten beharre, ungesäumt zum Rechten zu sehen. Sulpice erschrak über diesen Vorwurf. Wenn er auch von seinen Freunden keinen besonderen Auftrag und keine Unterstützung angenommen, so hatte er sich doch freiwillig verpflichtet, ihre Sache mit allem Eifer zu vertreten. Nun lebte er bereits mehrere Monate seinen Studien und dem Glück am häuslichen Herde so

ausschließlich, daß alles Andere unbeachtet blieb. Mit Mühe erkundete er die Lage der Dinge und gelangte zu einer Uebersicht des Versäumten. Er erkannte, daß er fortan nicht mehr in seiner, obwohl so reizenden Abgeschiedenheit verharren dürfe, und Olympia, wenn auch mit einem heimlichen Seufzer, gestand sich, daß er nicht Unrecht habe. Diese Wendung trat ein kurze Zeit nachher, als sie Marguerite in der Oper gesehen und ihrem Manne nichts davon gesagt hatte. Sie erwog, daß Sulpice den Weg der Thätigkeit nach Außen betreten müsse, und ohne im geringsten die Besorgniß, deren sie sich nicht erwehren konnte, ohne eine Spur von Unmuth oder Verdruß zu zeigen, war sie vielmehr bemüht, mit ihm die Mittel zu seinem Zweck aufzusuchen. Wie jeder Kolonial-Pflanzer von einiger Bedeutung, hatte Olympia von jeher Korrespondenten in Frankreich, zunächst allerdings in Bordeaux und Nantes, durch diese aber auch Empfehlungen an große Pariser Häuser, denen die reiche Eigenthümerin von Montrichard dringend an das Herz gelegt worden. Diese, bisher nicht abgegeben, sollten jetzt benutzt werden. Noch ehe das geschah, wandte sich Sulpice ganz ohne Fürwort oder Einführung an die Redaktion eines Oppositions-Blattes, um die Aufnahme einiger Artikel über Kolonial-Angelegenheiten zu bewirken. Ihm widerfuhr ein frostiger Empfang, das gewöhnliche Befremden über solche Zumuthung eines Unbekannten, und er fühlte sich in seinem Stolze tief verletzt. Weil aber seine Beiträge Gegenstände betrafen, über die sonst nichts vorlag, weil eine schneidende Bitterkeit gegen die Regierung darin vorherrschte, fanden sie mit nicht erheblichen Abänderungen Aufnahme in die Zeitungsspalten. Olympia, der er vorher die

Artikel zeigte, hatte wohl manche ausschweifende Eigenthümlichkeit darin bemerkt, hielt aber nicht für gerathen, einen Tadel auszusprechen, dachte vielmehr, die störrische Härte im Ausdruck könne dazu beitragen, ihnen Aufmerksamkeit zuzuwenden. An Meistern in glatten und gewählten Redensarten fehlt es in Paris nie, mit diesen vermochte Sulpice noch nicht sich zu messen. Eher schien es wahrscheinlich, daß er auf einem besonderen Wege etwas erreiche. In gewissem Sinne traf dies auch ein, und namentlich machte eine Schilderung des Zustandes der Neger Eindruck wegen großer Sachkunde sowohl als wegen des fast mit Naturtönen darin ausgehauchten glühenden Hasses gegen die Sklavenhalter. Dazu kam, daß Sulpice seinen vollen Namen unterzeichnet hatte. Obwohl damals ganz ungewöhnlich, stand ihm bei der absonderlichen Art der Auffassung und der Derbheit im Ausdruck das offene Visir gut, und die Presse ermittelte bald, daß sie nicht mit einem Strohmann zu thun habe. Da nun einmal das Eis gebrochen war, betrieb Olympia die Anknüpfung mit den Häusern, an welche sie empfohlen worden, sehr eifrig, und Sulpice wurde mit ihr und gleichsam unter ihrer Hut in mehrere Salons des höheren Mittelstandes eingeführt. In diesen Kreisen, und bis in die höhere Finanzwelt hinauf, fand man neutralen Boden, auf dem an großen Empfangs-Abenden politische Parteigänger aller Farben vor oder nach erbitterten Kämpfen freundlich oder doch ruhig mit einander verkehrten und oft sehr angelegentlich sich unterhielten, um gegenseitige Schwächen herauszufinden oder aus unbedachten Aeußerungen verborgene Absichten zu erspähen. Hier begann eine schwere Zeit für Olympia, denn Sulpice war nicht der Mann, in

diesem Wechselspiel die gehörige Haltung zu finden. Er blieb entweder spröde und kalt oder polterte heraus in leidenschaftlichem Angriff oder mit bitterer Verachtung der Halbheit und der schlauen Kunstgriffe. Man verübelte ihm seine derbe Art in der Presse aufzutreten nicht; auch sie konnte ohnedies ein Kunstgriff sein. Aber in der Pariser Gesellschaft will man im persönlichen Verkehr glatte oder doch gemessene Zukömmlichkeit, man gestattet Wärme, Eifer, sogar Leidenschaft in Vertheidigung der Sache, aber die Persönlichkeit muß nicht durch frostige Nichtbeachtung oder durch ein geistiges Ueberdieachselansehen verletzt werden. Wiewohl Olympia mit aller Vorsicht zu Werke ging, um Sulpice einleuchtend zu machen, daß er durch eine mildere Umgangsweise sich nichts vergebe, wollte er nicht darauf eingehen. Zu jeder Zeit und Jedem gegenüber müsse ein echter Mann seine Ueberzeugung vertreten, widerstrebende Behauptungen nicht schweigend bestehen lassen. Wenn in jeder Erörterung die Spitze der Beweisführung umwickelt werden solle, dann sei der gesellschaftliche Verkehr nur eine elende Zeitvergeudung. Sie schwieg, sie wollte ihn nicht reizen und erst wieder sprechen, wenn er selbst auf diesem Wege einige unangenehme Erfahrungen gemacht, die, gegen ihren Wunsch, ihm nicht erspart werden konnten. Sie blieben nicht aus. Wenn aber Olympia ihn überzeugen wollte, daß er ungerecht gegen Jemand gewesen, ging er gar nicht auf ihre Worte ein, sondern äußerte sein Befremden darüber, daß eine Frau ihrem Manne Unrecht geben könne, kalt und herrisch. Es wäre zu ernsten Auftritten gekommen, hätte Olympia nicht noch zeitig nachgegeben. Was sie in seinem Benehmen gegen Marguerite für alleinige

Wirkung tugendhafter Entrüstung gehalten, das wurzelte, wie sie nun erkannte, in einem hochfahrenden Sinn. Er bewies sich hart und unbeugsam, sobald sein Stolz verletzt wurde. Sie freute sich indessen über seinen Eifer, sich an dem öffentlichen Leben zu betheiligen, und hoffte, daß seine Reizbarkeit allmälig abnehmen werde. Darum ergriff sie auch jede Gelegenheit, Gesellschaften zu besuchen, obwohl sie für ihre Person wenig Geschmack daran fand.

In den glänzenden Sälen eines großen Geldfürsten, bei dem die Bedeutendheiten aller Klassen der Gesellschaft aus- und einströmten, zeigte sich die Dame des Hauses besonders zuvorkommend gegen Olympia und versäumte nie, wo es anging, sie und Sulpice mit hervortretenden Personen bekannt zu machen. Eines Abends nahm sie Olympia am Arm, und ihre Miene schien zu verkünden, daß sie ihr und ihrem Gatten eine besonders angenehme Ueberraschung zugedacht. Ueberrascht wurden Beide nun allerdings im höchsten Grade, als sie beim Eintreten in eines der vielen, mit schimmernden Gästen angefüllten Gemächer von der emsigen Dame des Hauses feierlichst der Gräfin und dem Grafen Chericourt vorgestellt wurden. Alle Vier standen einen Augenblick einander stumm gegenüber. Als Marguerite's Blick Sulpice traf — sie sahen sich seit jenem verhängnißvollen Tage auf Guadeloupe zum ersten Male wieder — färbte Zorn ihre Wange, aber als sie die Gluth empfand, besann sie sich schnell, daß man es als ein Bewußtsein der Scham deuten könne.

„Ich habe Madame Gray schon einmal früher gesehen", sagte Marguerite sehr artig und betonte dabei aus innerer Bewegung die Worte unwillkürlich in einer eigenthümlich eindrucksvollen Weise. „Ich bin überzeugt,

daß wir es Beide nie vergessen, denn wir bestanden eine große Gefahr, aus der wir aber glücklich gerettet wurden. Nun sehen wir uns zum ersten Mal in Paris unter ganz geänderten Verhältnissen wieder. Wir lernten uns kennen, als ein Erdbeben den Boden unter uns schüttelte; jetzt können wir lächelnd zurückblicken auf all die Noth und Verwirrung, von der wir damals umgeben waren."

Die erstaunte Hausfrau sah die Gräfin neugierig an, und Marguerite beeilte sich, sie darüber aufzuklären, daß ihre Worte nicht als Gleichniß zu betrachten, sondern buchstäblich zu nehmen seien. Olympia war so betreten über Marguerite's blendende Erscheinung, über die Gewandtheit, mit der sich diese Frau, die sie vor noch nicht Jahresfrist als ein unerfahrenes Landmädchen erblickte, siegreich über alle Verlegenheit hinweghob, daß sie sich nicht genügend fassen konnte, um eine passende Antwort zu finden. Marguerite erkannte ihren Vortheil, und die durch Sulpice's Anwesenheit gereizte Stimmung stachelte sie, ihn zu benutzen.

„Ich vergaß", sagte sie zu Olympia, „daß Sie, Madame, unterdessen eine andere, eben so große Gefahr bestanden, und mit einem Muthe, der mich beschämen muß. Denn während ich hier müßig weilte, haben Sie in Guadeloupe den Gräueln des gelben Fiebers Trotz geboten."

Zu der Dame des Hauses gewendet und so laut, daß die Umstehenden, die sogleich aufmerksam wurden, es vernehmen konnten, schilderte nun Marguerite mit bewegter Stimme und hinreißender Beredsamkeit die Verdienste, welche Olympia sich auf Guadeloupe erworben, ihren Muth, ihre Wohlthätigkeit, ihre aufopfernde Pflege in den Krankenhäusern, umgeben von Tod und Elend.

Unter diesen Bildern wurde Marguerite selbst von einer plötzlich aufsteigenden Erinnerung ergriffen.

„Ihr Edelmuth hat seinen Lohn gefunden in dem unauslöschlichen Danke Ihrer Mitbürger", schloß sie, indem sie mit beiden Händen die Hände Olympia's faßte; „aber ich habe Ihnen noch einen besonderen Dank abzustatten! Sie brachten Trost und Segen der ehrwürdigen Anna Gray, die ich stets wie eine Mutter verehrte und deren Andenken ich mit freudigem Bewußtsein anrufen kann."

Marguerite's Blick richtete sich dann fest auf Sulpice, so kühn an die Vergangenheit mahnend, daß er stumm und erblassend die Augen niederschlug. Als sie, selbst vor innerer Bewegung bebend, sich abwandte, fiel ihr Blick auf Arthur von Manfredonia, der, ohne daß sie es bemerkt hatte, dicht hinter ihr stand.

„Sie hier, Hoheit?" sagte Marguerite, nahm fast unbewußt seinen angebotenen Arm und ließ sich von ihm in einen anderen Saal geleiten.

Nach Marguerite's letzten Worten war Olympia von den Umstehenden, die ihrem Enthusiasmus nun keinen Zwang mehr auferlegten, mit Glückwünschen und bewundernden Anreden umringt und von Marguerite getrennt worden, ehe sie eine Silbe erwiedern konnte. Vergebens hatte sie, von der unvorherzusehenden Wendung verwirrt, mehrere Male versucht, Marguerite zu unterbrechen, aber diese sprach, ohne es zu beachten, wie eine begeisterte Seherin fort. Was sie anfangs ergriff, um sich aus der Verlegenheit zu helfen, von der alle Vier im ersten Augenblick befallen wurden, erwies sich schnell als eine Eingebung, welche sie in Wahrheit fortriß. Die durch Sulpice's Anblick heraufbeschworenen

Gefühle drängten sie, sich vor der Frau zu rechtfertigen, der sie aufrichtig und aus voller Ueberzeugung so große Hochachtung bezeigte. Sie konnte es nicht ertragen, vor ihr beschämt dazustehen; und wenn sie nicht eigentlich darauf zielte, sich an Sulpice zu rächen, sondern diese Folgerung sich von selbst ergab, so hatte sie doch Vergeltung an ihm geübt, und nun es geschehen, empfand sie es mit Genugthuung. Chericourt, anfangs betroffen, hörte mit Erstaunen und dann mit immer steigender Bewunderung Marguerite zu. Er kannte Olympia als eine kluge Frau, aber sie stand rathlos vor der Entschlossenheit, mit der Marguerite, im Bewußtsein ihres guten Rechts, ohne Scheu das glühende Eisen berührte. Olympia mit ihrem eigenen Ruhme zu überschütten, mit Lorbeerduft zu betäuben, war geradezu ein Meistergriff, um den ein gefeierter Redner sie beneiden durfte. Sie nahm dabei zu keiner falschen Vorspiegelung ihre Zuflucht. Wie unvergleichlich benutzte sie die Macht der Wahrheit! Sie demüthigte, indem sie verherrlichte. Alles übertraf jedoch der Adel des Gefühls, mit dem sie Anna Gray als einen unverwerflichen Zeugen für sich aufrief. Chericourt sah, wie Sulpice davon bewältigt wurde, wie er erblassend sich beugen mußte vor der Hoheit, die wie eine plötzlich aufflammende Sonne ihn blendete und in den Staub warf. Unbeweglich und stumm, als hätte er einen Geist gesehen, beachtete Sulpice weder Chericourt, noch sonst etwas, das um ihn vorging. Olympia aber wehrte sich fast mit Verzweiflung gegen die auf sie eindringende Bewunderung und erlag beinahe unter der Angst, mit der sie sich aus dem Knäuel der Glückwünschenden zu retten suchte, ganz im Stich gelassen von Sulpice, der wie ein Träumender vor sich hinstarrte.

Der Hochmuth Sulpice's war entschieden und schwer getroffen worden, zwar nur vor den Eingeweihten, aber eben vor Olympia und Chericourt wollte er im glänzendsten Rechte dastehen. Entschiedener noch hatte ihn die Vergeltung erreicht, als seine genauesten Bekannten ahnen konnten. Marguerite's Erscheinung erfaßte ihn gleich einem Zauber. Das Mädchen von Laval prangte in noch blühenderen Farben als auf den Antillen, in der Haltung noch immer so ungezwungen anmuthig wie damals, als sie mit dem Kranz in den Haaren seinem Pferde bei Anglade in die Zügel fiel; aber wie wunderbar hatte diese Knospe sich entwickelt, und welch ein selbstbewußter Geist sprach aus diesem Auge, vor dessen Reiz er willenlos erbebte! Und als Marguerite sprach — er vernahm freilich denselben Klang, denselben weichen Schmelz der Stimme, aber welche ganz andere Betonung! Tief empfand er die volle Bedeutung des Eifers, mit dem sie Olympia's Verdienst hervorhob; von ihr durfte er die Anerkennung seines Antheils daran nicht erwarten. Ihre Beredsamkeit entzückte ihn, er lechzte nach einem Lobe von ihren Lippen, er lauschte athemlos diesen Tönen, die er so oft überhört und die nun so wehmüthig in seinem Herzen nachhallten. Wie aber Marguerite Anna Gray's Namen nannte, zuckte ein Schauer durch seine Nerven. Vor seinem inneren Auge tauchte die ehrwürdige Gestalt seiner Mutter auf, und wie eine Mahnung von Jenseits dröhnten in seinem Ohre die Worte, die sie gesprochen, als er ihr und Olympia berichtete, wie er Marguerite verworfen habe. „Möge nie Reue Dich befallen, mein Sohn!" lauteten jene Worte, und als er Marguerite, vom fürstlichen Malteser mit ehrfurchtvoller Aufmerksamkeit geführt, in dem glänzen-

den Gewühl verschwinden sah, meldete sich ein unheimlicher Druck in seiner Brust, und wie eine Schlange wand sich in immer engeren Ringen die Reue um sein Herz. Dieses entzückende Weib, so schön, so lieblich, war einst sein Eigen! Ihr Kopf hatte an seiner Brust geruht, ihre Arme hatten seinen Nacken umschlungen, ihre Lippen die seinigen berührt — die Erinnerung daran machte ihn schwindeln! Aber dieses unnennbare Glück, das er jetzt mit dem Blute seines Herzens wieder erlangen möchte, hatte er nicht genossen, denn er nahm es hin wie eine ihm gebührende Huldigung. Wie erhaben stand sie eben noch vor ihm! Wie gebieterisch hatte ihr leuchtendes Auge das seine getroffen, und doch lag sie einst händeringend zu seinen Füßen und flehte um sein Erbarmen! Er verwarf sie und entsagte ihr für immer! Und jetzt! Er war vielleicht eben im Begriff, sich ein Geständniß zu machen, das sogar einem Kotapur Mitleid einflößen könnte, denn eine glühende Hitze flammte ihm in das Gehirn hinauf, als er sich plötzlich am Arm ergriffen fühlte von einer leidenschaftlich zitternden Hand, die freilich am meisten befugt war, ihn gerade jetzt aus der Betäubung zu reißen. Olympia stand vor ihm, und wie er um sich blickte und die vielen Menschen, seiner nicht achtend, in den stechend hell beleuchteten Sälen durcheinander gleiten sah, das einförmige Gemurmel und das Rauschen der Gewänder hörte, befiel ihn eine unsägliche Angst. Die von künstlichen Wohlgerüchen strotzende Salonluft hemmte ihm den Athem. Stumm faßte er Olympia's Arm und führte sie eiligst hinaus, stumm saß er neben ihr im Wagen, und als sie zu Hause angekommen, ging er in sein Zimmer, ohne daß ein einziges Wort zwischen ihnen laut geworden.

Olympia fand seinen Zustand begreiflich oder bot wenigstens allen Scharfsinn auf, um ihn sich in der beruhigendsten Weise zu erklären. Marguerite's blendende Erscheinung hatte die ahnunglose Frau wie ein Sonnenstich getroffen. Unter den verschwenderischen Lobpreisungen, welche das — ach nur zu reizende Weib — wie einen siedenden Kelch der Beschämung über sie ergoß, litt sie namenlos, am meisten deshalb, weil aus Marguerite's bezaubernder Stimme die lauterste Ueberzeugung hervorquoll, weil ihre Hochherzigkeit nicht zu bezweifeln stand. Als sie mit feuchtem Auge für die an der alten Anna Gray bewiesene Liebe dankte und Olympia's Hände ergriff, fühlte diese sich wie von einer reinen Seele angehaucht. Ja, sie war unschuldig verworfen, unschuldig schmachvoll verstoßen worden! Olympia zweifelte nicht, daß dieselbe Ueberzeugung sich auch Sulpice aufgedrungen habe. Es war natürlich, daß er davon tief erschüttert wurde, aber es lag auch in seinem Charakter, daß sein Stolz sich gegen diese Anerkennung sträubte. Ein solcher innerer Kampf erklärte hinreichend sein brütendes Schweigen. Sie glaubte nicht eingreifen zu dürfen, denn eine gleichgültige wie eine beziehungsvolle Anrede müsse verletzend wirken; er werde später diese zarte Zurückhaltung dankbar anerkennen. Sie hoffte, die Erinnerung an seine verstorbene Mutter habe bei Sulpice jede andere Idee verdrängt; sie hoffte, daß Marguerite's Hinweisung auf das an ihr begangene Unrecht selbst den Zauber ihrer wunderbaren Schönheit gebrochen habe; sie hoffte, dies werde den Hochmuth Sulpice's um so mehr empören, als es in Gegenwart des ihm verhaßten Chericourt geschah. Auch wenn er an Marguerite's Unschuld glaube, könne er ihr dies so wenig verzeihen, wie die Absicht,

ihn vor seiner Frau zu demüthigen. Darauf glaubte die arme Olympia mit Zuversicht rechnen zu dürfen, als sie in äußerster Ermüdung erst gegen Morgen einen kaum erquickenden Schlummer fand.

Sulpice aber, als er in nächtlicher Einsamkeit Rückfrage stellte, wie denn Alles gekommen sei, litt unter einem ganz anderen Gedankengange. In ihm erwachte die nachhinkende, umsichtig spähende, scharf zerlegende, jede Falte des eigenen Herzens aufwühlende Selbstbetrachtung, welche die Geißel der Reue ist. Er hatte sich freilich über seinen Verlust getröstet, hatte an Olympia sogar vollen Ersatz gefunden; denn war Marguerite jünger und schöner, so war Olympia doch viel achtungswerther, klüger und erfahrener. Ihr Reichthum begründete ihm ein neues Leben, erfüllte längst gehegte Wünsche, und sie selbst gewährte ihm Alles, was er von einer Hausfrau irgend erwarten konnte, war ein Muster an Hingebung und Folgsamkeit. Der Geist, unter dessen Einfluß er jetzt mit sich Rechnung pflegte, zwang ihm die klare Erkenntniß davon auf. Er mußte einräumen, daß er ihr zur höchsten Dankbarkeit verpflichtet sei. Freilich liebte er sie nicht eigentlich, aber er hatte auch Marguerite nicht geliebt. Nach einer kurzen Aufwallung seiner Neigung konnte er einst noch vor der mit ihr beabsichtigten Verbindung die Bemerkung machen, daß sie keine gute Partie sei. Er hatte überhaupt die Liebe als eine Leidenschaft, die sich des ganzen geistigen Seins bemächtigt und es ihrem Gesetze unterwirft, noch gar nicht gekannt, stolz darauf, dieser unmännlichen Schwäche nicht anheim fallen zu können. Unter dem unerbittlichen Einfluß, der jedem seiner Gedanken eine nothwendige Folge aufzwang, bei diesem Satze angelangt, erschrak er. Jene Kraft, mit

der er hoffen durfte, sich über die Gefahren des Herzens hinweg zu schwingen — er vermißte sie! Nun sie allein ihn retten konnte, empfand er knirschend, daß die Flügel gelähmt seien, die ihn emportragen sollten. Sein Trotz war gebrochen, Wehmuth überfluthete ihn. Zürnen konnte er nur seiner eigenen unbegreiflichen Verblendung und versank in weiche, träumerische Sehnsucht. Marguerite war so unbeschreiblich schön gewesen! Aus dem flammenden Blicke, der ihn getroffen, strafte ihn Verachtung, und dennoch bezauberte ihn dieses Auge! Diese Lippen, heute so unwillig aufgeworfen gegen ihn, erinnerten ihn an entzückende Augenblicke! Er beneidete sich selbst um ein genossenes Glück, für das er jetzt sein Herzblut hingeben möchte, ein Glück, über das nun aber ein Anderer gebot. Sulpice erblaßte — war das Eifersucht? Barmherziger Gott! Es blitzte zündend auf in seinem Bewußtsein: er liebte Marguerite, glühend, sinnverwirrend! An seiner Phantasie zogen alle die seligen Stunden vorüber, in denen ihre Liebe ihm gehörte. Er vernahm ihre süße Stimme, fühlte den Druck ihrer weichen Hand, da — fiel der erste Sonnenstrahl des Morgens auf ein Bild Olympia's, das gerade vor ihm auf seinem Arbeitstische stand. Die Natter nutzloser Reue wand sich ringelnd um sein Herz, wie einst die der schwarzen Kleopatra um den Fuß der ohnmächtigen Marguerite, und — in der That, es mußte ein Zauber sein! — so gebrochen war das Gemüth des stolzen Mannes, daß bittere Thränen über seine Wangen strömten. Er empfand die Linderung, die sie ihm brachten, als einen namenlosen Schmerz, verhüllte sein Gesicht mit beiden Händen und dankte Gott, daß seine Schwäche keine Zeugen hatte.

Diese Zuversicht täuschte ihn. Olympia war erwacht

und, als sie nichts von Sulpice vernahm, nach seinem Zimmer geschlichen. Sie fand die Thür nur angelehnt, drückte sie vorsichtig auf, denn sie meinte, er müsse schlafen, und erblickte ihn angekleidet, wie er sie am Abend vorher verlassen, mit verhülltem Gesicht an seinem Tische sitzen. Die arme Olympia hatte genug gesehen. Ein Dolch durchbohrte ihr das Herz, sie hätte vor Schmerz laut aufschreien mögen, aber sie bezwang sich gewaltsam, und da er offenbar ihre Annäherung nicht bemerkte, entfernte sie sich geräuschloser, als sie gekommen. Ihre Hoffnung war zerronnen. Hätten Unmuth und Entrüstung in Sulpice die Oberhand behalten, so würde sein Stolz den Vorwurf über das an Marguerite begangene Unrecht bald beschwichtigt haben mit der unleugbaren Thatsache, daß nach dem Urtheil der Welt der Schein gegen sie gewesen. Dieselbe Thatsache bestand noch jetzt wie damals, aber der Zustand, in welchem sie Sulpice erblickte, bewies nur zu deutlich, daß sein Stolz unterlegen und sein Herz betheiligt sei. Damit schien Alles verloren. Loderte die Erinnerung der Vergangenheit in hellen Flammen auf, so mußte, gegenüber der nun erkannten, aber eingebüßten Glückseligkeit an der Seite eines so reizenden Weibes, alles Andere ihn kahl und öde dünken. Die Angst schärfte Olympia's Tiefblick, die innige Liebe, mit der sie mehr als jemals an Sulpice hing, enthüllte ihr die Gefahr. Kannte sie doch aus eigener Erfahrung den Alles bewältigenden Einfluß, den der Verein von Schönheit und Jugend übt! Sie lebte, athmete, empfand und litt ja unter seinem Zauber, sie war ihm unterthan, und darum erbebte sie. Marguerite zog Herzen und Sinne an mit einer magnetischen Nothwendigkeit, und weil Olympia selbst in allerdings

ganz ungewöhnlicher Art davon befallen worden, weil ihre Nerven noch von diesem elektrischen Schlage zuckten, stattete ihre abergläubisch erregte Phantasie Marguerite mit geheimnißvollen Gaben aus.

Am Morgen dieses unter so düsterer Vorbedeutung angebrochenen Tages wurde die gewöhnliche Ordnung im Gray'schen Hause nicht pünktlich eingehalten. Beide Gatten brauchten Zeit, um sich zu sammeln und eine Haltung zu gewinnen, hinter der ihre Stimmung sich verbergen konnte. Beide sprachen über gleichgültige Dinge mit frostig trübem Ernste, Jeder fand, daß der Andere Spuren innerer Erschütterung an sich trug. Beide betrachteten einander forschend und mit mißtrauischen Blicken, um zu erspähen, in welcher Art der Andere den erlebten Zusammenstoß aufgefaßt, Beide warteten vergebens auf dessen Erwähnung, die Keiner auf sich nehmen mochte, und Beide erkannten, daß Jeder von ihnen etwas im Hinterhalt habe, das er nicht preisgeben wolle. Sulpice ahnte nicht, daß Olympia Argwohn hege, daß sie auf der Spur eines Geheimnisses sich befinde, welches er gern sich selber zu leugnen und als das Blendwerk einer phantastischen Aufregung zu betrachten sich bemühte; dennoch fürchtete er seine Unruhe zu verrathen und konnte den unbefangenen Ton des Gleichmuths nicht anschlagen. Olympia wußte, daß er unfähig sei, sich zu verstellen, kaum fähig, sich zu beherrschen, und doch rang er sichtlich nach Fassung. Der Zwiespalt in seinem Innern mußte groß sein, um einen solchen Zwang ihm aufzunöthigen. Diese Spannung zu brechen, ihn aufzurütteln und zugleich ihn in eine Thätigkeit zu bringen, die ihn abhängiger stellte als bisher, machte Olympia einen Versuch, den sie in dieser Unbedingtheit nicht

gewagt haben würde, hätte sie nicht selbst unter dem Einfluß einer großen Aufregung gestanden.

Bis jetzt verwaltete Olympia ihr Vermögen allein. Sulpice war mit seinen Vorbereitungen zu politischer Thätigkeit so ganz beschäftigt gewesen, daß er ihren Mittheilungen über finanzielle Angelegenheiten nur sehr flüchtige Aufmerksamkeit schenkte. Olympia vertraute ihm nun aber, sie fühle die Pflicht, ihre Kräfte zu schonen, um die Hoffnung, die ja ihrem Familienglück die höchste Befriedigung gewähren solle, sicher zu stellen. Sie bat ihn daher, ihr die Sorge jener Verwaltung abzunehmen; die Haus-Angelegenheiten wolle sie leiten, ohne ihn mit deren lästigen Einzelnheiten zu behelligen. Sie sprach mit der Traulichkeit einer besorgten Hausfrau und Mutter und mit einer schüchternen Bewegung gespanntester Erwartung, welchen Eindruck dieses unbegrenzte Vertrauen auf ihn machen werde. Sulpice erklärte sich sogleich dazu bereit. Ohne den Umfang dessen, was er übernahm, zu kennen, stimmte er freudig dem Antrag zu, um nur der Verlegenheit des Augenblicks zu entkommen. Er begrüßte ihn sogar als ein untrügliches Zeichen, daß seine innere Zerrüttung Olympia's Blicken entgangen sei. Sie war entzückt über die Wirkung ihres Plans, die ganze Verantwortlichkeit für das Wohl der Familie in seine Hand zu legen, sie schöpfte wieder Hoffnung, als er aufmerksam ihren Auseinandersetzungen zuhörte und sich in die Urkunden vertiefte, die sie beibrachte und seinem Verwahrsam übergab. Beide dachten nur an die bedrückende Gegenwart, nicht an die Größe des Wagnisses, nicht an Gefahren der Zukunft.

Diplomatisch.

Ebenso unerwartet und fast so plötzlich wie jenes Aschenbrödel der Sage sah Marguerite sich in eine glänzende Lage erhoben. Sie empfing Alles wie eine Gnade der Vorsehung und strebte nur, sich dieser würdig zu machen, sich dankbar zu bezeigen gegen Jeden, der ihr die Hand reichte. In diesem Eifer hatte sie ihrer Herkunft wenig gedacht, in ihr keine Berechtigung gesucht für das ihr zu Theil gewordene Glück. Sie liebte Chericourt wie einen väterlichen Beschützer, denn er behandelte sie, als habe sie ihm Schätze zugebracht, und war zu zartfühlend, um die Frage wegen ihrer Geburtsrechte zu berühren. Nun aber Marguerite dahin gekommen, die Stellungen und Verhältnisse im Verkehr mit der Welt beurtheilen und richtig bemessen zu können, erkannte sie die Bedeutung einer ehrenreichen Abstammung. Wenn allerdings ohne Chericourt's Reichthum ihre jetzige Stellung nicht denkbar wäre, so durfte sie sich doch einen persönlichen Antheil am Erfolge zuschreiben. Das Bewußtsein hiervon empfand sie vielleicht um so wohlthuender, als sie die erreichte Anerkennung einzig ihrer Persönlichkeit verdankte. Denn die Welt forschte nicht nach ihrem Ursprunge; man glaubte allgemein, Chericourt habe sie nur wegen ihrer Schönheit und ihres anmuthigen Wesens geheirathet. Gerade vom Erfolg angeregt, erwachte jedoch in Marguerite jetzt ein lebhaftes Verlangen, auch ihrerseits Bedeutenderes in die Wagschale zu legen, um Chericourt's Ehrgeiz zu befriedigen und auch wo möglich durch eigenen Besitz die

Großmuth zu belohnen, mit welcher er ihre Wirthlichkeit rühmte. Mitwirksam war zugleich der Umstand, daß eine, wiewohl in höflicher Form gehaltene, doch spröde Herablassung altadeliger Geschlechter ihren Familienstolz reizte. Einen fast humoristischen Trieb der Wiedervergeltung fühlte sie gestachelt, wenn sie von Leuten übersehen ward, die in Ansehung der Geburt ihr weit nachstanden. Kurz, in demselben Grade, als sie bisher gleichgültig gewesen, stieg ihre Begierde nach der Anerkennung, zu der sie sich berechtigt wußte. Sie sprach sich unverhohlen gegen Chericourt darüber aus und bat ihn um Aufschluß über ihre Ansprüche an das Eigenthum des mütterlichen Nachlasses, da ihr bisher nur eine sehr unklare Vorstellung davon geworden. Chericourt, sehr erbaut von ihrem Eifer, theilte ihr bereitwillig alles ihm Bekannte mit. Nachdem Marguerite mit großer Aufmerksamkeit zugehört, bemerkte sie nachdenklich, der hohe Werth des Nachlasses werde wohl die Anerkennung ihrer rechtmäßigen Abstammung wesentlich erschweren. Chericourt räumte das ein, fügte aber hinzu, er willige gern in Geldopfer, um die Anerkennung ihrer Geburt zu bewirken, die er weit höher stelle. Marguerite freute sich dieser Ansicht, die ganz ihrem Gefühl entsprach, und erfuhr nun, was er mit der Herzogin von Vaulabelle verhandelt.

Clemence hatte unterdessen kein Mittel gefunden, um die so unentbehrliche Empfehlung nach Madrid in erwünschter Weise zu bewirken. Je mehr sie darüber nachdachte, um so unwahrscheinlicher schien es, Madame Adelaide zu überreden. So bereitwillig die Prinzessin, wo es galt, Leidende zu unterstützen, für Arme sich zu verwenden, selbst einer abschlägigen Antwort sich aus-

setzte, eben so scheute sie sich, ihren Einfluß in Dinge anderer Art zu mischen, sobald ihre Gunst nicht entschieden den Erfolg sicherte. Die Herzogin hätte ohne Zweifel Chericourt's Bitte für unausführbar erklärt, wäre nicht ihre lebhafte Theilnahme für Marguerite dazwischen getreten. Der Umgang mit ihr war Clemence ein Bedürfniß geworden, und als sie sah, daß Marguerite die Anerkennung ihrer Geburtsrechte mit Vorliebe und fast leidenschaftlich erfaßte, konnte sie sich nicht entschließen, kalt zurückzuweichen. Dazu kam der Herzogin eigener Stolz auf Marguerite's gesellschaftlichen Erfolg, für den sie so offenkundig die Verantwortlichkeit übernommen. Vaulabelle und Satigny waren gefeierte Namen im französischen Adel, aber die Legitimisten vom alten Korn schmollten mit dem Herzog und seiner Gemahlin, weil sie sich der Orleans'schen Regierung angeschlossen, und dies gab zugleich mit einen Grund, warum Mehrere unter ihnen sich hochmüthig von Marguerite abgewendet. Die kreolische Pairesse galt ihnen für eine glückliche Abenteurerin, so lange man nicht wisse, woher sie komme und wer sie sei, wie man in den guten alten Zeiten jeden Offizier einen Glücksritter nannte, der ohne Ahnen und nur durch Tapferkeit sich emporschwang. Clemence verleugnete vor sich selbst gar nicht die Eitelkeit, diesen Leuten zeigen zu wollen, daß Marguerite ihnen mehr als ebenbürtig sei. Sie auf ihrem eigenen Boden demüthigen zu können, bot eine so reizende Genugthuung dar, daß sie bald Marguerite's Plan als eine persönliche Ehrensache betrachtete. Wie Clemence mit sich überlegte, bei wem sie am füglichsten sich Raths erholen solle, um in dieser schwierigen Angelegenheit keinen Mißgriff zu thun, erkannte sie, daß

Niemand dazu geeigneter sei, als der Fürst von Manfredonia. Arthur urtheilte gediegen und unbefangen, konnte genau bemessen, was von der königlichen Familie erreichbar; sein ritterlicher Charakter verbürgte die strengste Verschwiegenheit, und Clemence durfte auf seinen freundschaftlichen Eifer rechnen. Die Erinnerung an jenen Auftritt, in welchem Arthur von Gefühlen überwältigt wurde, die Clemence auf sich beziehen mußte, konnte es zwar bedenklich erscheinen lassen, ihn zum Gefährten zu wählen in einem Unternehmen, das vertraulich und geheimnißvoll verhandelt werden sollte. Er verharrte jedoch seitdem ihr gegenüber in einer ehrfurchtvollen Zurückhaltung, welche deutlich bewies, daß er nun besonnen genug sei, um die Grenzen einer hingebenden Freundschaft nicht zu überschreiten. Clemence sehnte sich danach, diese in unbefangener Geltung und Uebung wieder herzustellen, und der Wunsch, ihm für die Sache einer Freundin Theilnahme einzuflößen, schien ein willkommener Anlaß, ihm zu zeigen, daß sie noch immer volles Vertrauen in ihn setzte. Bei genauerer Ueberlegung fand sie, daß die Verhandlung nicht ausschließlich zwischen ihr und Arthur stattfinden könne, denn sie dürfe ohne Chericourt's und Marguerite's Einwilligung ihm nicht mittheilen, was er nothwendig wissen mußte, um zu rathen und zu helfen. Von dieser hing es demnach ab, ob Arthur in's Geheimniß gezogen werden solle. Eine solche Entscheidung beseitigte zugleich jede Bedenklichkeit, entfernte jeden Verdacht und rechtfertigte ihr Verfahren allen Betheiligten gegenüber. Sie besprach demnach mit Chericourt und Marguerite ihren Plan und bemerkte, Arthur brauche nur zu erfahren, was sich auf Marguerite's Geburt, ihre Flucht aus

Spanien, ihre Wiedererkennung und die dafür vorhandenen Beweise beziehe. Sie gab zu bedenken, daß, wenn doch einmal die Zweifel über Marguerite's Abstammung, durch eine Reihe von außergewöhnlichen Ereignissen hervorgebracht, nur durch den Beweis ihres wahren Zusammenhanges vor der zuständigen Behörde gehoben werden könnten, Derjenige, den man dabei um Rath angehe, keinen geringeren Anspruch auf Vertrauen habe als jene entscheidende Stelle. Er könne auch dann allein beurtheilen, in wiefern es wahrscheinlich sei, dafür die nothwendige Unterstützunz zu finden. Auf die erlauchten Personen, die darum angegangen werden sollten, werde Arthur's Beistand wesentlichen Einfluß üben. Chericourt war damit ganz einverstanden. Er erkannte sogleich, von welcher Bedeutung es sei, einen Mann in Arthur's Stellung für sich zu gewinnen, und Marguerite meinte nach ihrer immer noch naiven Anschauung, bei einem geistlichen Ritter müsse man ohnedies priesterliche Gewissenhaftigkeit voraussetzen. Die Herzogin und Chericourt hätten vielleicht wie römische Auguren einander zugelächelt, hätten sie nicht gewußt, daß Marguerite unfähig sei, auf Kosten ihrer Freunde eine Bosheit nur zu denken.

Arthur empfing mit einigem Erstaunen die Einladung der Herzogin zu einer Unterredung, um in einer Sache, die ihr am Herzen liege, seinen Rath zu vernehmen. Er kam in gespannter Erwartung und war so pünktlich, daß er noch vor der festgesetzten Stunde eintraf. Als ein Freund des Hauses wurde er sogleich in Clemence's Zimmer eingeführt. Der Zufall ist so boshaft! Warum mußte es sich gerade fügen, daß Marguerite's Blumenkorb genau an derselben Stelle stand wie

das letzte Mal, als Arthur dieses Zimmer sah, das heute mit einer Auswahl der entzückendsten Blumen prangte, unter denen ganze Büsche von Vergißmeinnicht sich wiegten? Glücklicherweise konnten sie sich nicht desselben Ursprungs rühmen wie ehedem; sie waren von gemeinen Gärtnerhänden hineingethan und entbehrten des Zaubers, mit dem der neckische Poltergeist Puck einst dem Fürsten einen so losen Streich gespielt. Aber sie mahnten zur Vorsicht, und deshalb begrüßte Arthur die eintretende Herzogin in der Stimmung eines Diplomaten, der auf seiner Hut ist, um in einer vertraulichen Besprechung nicht überlistet zu werden.

Clemence ging nach einer kurzen Einleitung zur Sache über. In einer bündigen, aber äußerst anziehenden Darlegung erfuhr Arthur, was er wissen mußte, um einen Rath ertheilen zu können. Schon aus der Einleitung merkte er, daß es sich um Marguerite handele, daß er damit in den Kreis hineingezogen werde, den er bis jetzt so sorgfältig gemieden. Ein Gedanke an die griechische Tragödie blitzte in ihm auf, die auf der verhängnißvollen Lebensanschauung ruht, daß der Erdensohn einem vorbestimmten Schicksal nicht entgehen kann und selbst mitspinnen muß an den Fäden des Geschicks, das ihn umgarnt. Er empfand schon diese geheimnißvolle Macht, denn die Ereignisse, die er schildern hörte, fesselten nicht bloß romantisch seine Theilnahme, sondern erregten in ihm den Drang, sich an ihrer Fortführung zu betheiligen. Zugleich aber mahnte es ihn unwillkürlich, daß dieser Eifer nicht auffällig hervortreten dürfe und er konnte nicht umhin, einen kurzen, verstohlenen Blick auf den Blumenkorb zu werfen. Clemence hatte ausgesprochen und Arthur schwieg noch immer.

„Für das Alles giebt es Beweise?“ sagte er endlich trocken und fast mit aristokratischer Kälte; „ich meine solche, die man bei Gericht vorbringen kann?“

„Allerdings!“ antwortete die Herzogin etwas betroffen über seinen Ton. „Chericourt betrachtet sie als genügend, und er ist ein zu erfahrener Geschäftsmann, um sich Täuschungen hinzugeben.“

„Ich wünsche aufrichtig, daß der hohe Gerichtshof von Madrid seine Ansicht theilen möge. Allerdings giebt es in Spanien ein souveraines Mittel, eigensinnige Juristen zur Vernunft zu bringen, und Graf Chericourt ist, wie ich annehmen muß, reich genug, um es in Anwendung zu bringen. Aber in diesem Falle müßte er freilich gut empfohlen sein, um dahin vorzudringen, wo er mit gutem Anstand und guter Wirkung sein Geld los werden kann — an den rechten Mann nämlich oder an die rechte Frau, welche jeden Zweifel zu beseitigen vermöchten. Dahin wird er mit der Empfehlung, welche Sie, Frau Herzogin, im Auge haben, unbedenklich gelangen und dann als guter Finanzmann wissen, was sich gebührt. Diese Empfehlung jedoch wird nur gegeben werden nach unumstößlicher Ueberzeugung, daß die in Frage stehende Berufung auf alte Pergamente begründet ist.“

„Gewiß!“ bemerkte Clemence; „und ich wünsche eben, daß Sie mir beistehen, unsre hohe Gönnerin davon zu überzeugen.“

„Dazu bin ich gern bereit, denn ich bezweifle keinen Augenblick die Zuverlässigkeit der Angaben, nicht nur wegen der Achtbarkeit der Personen, von denen sie vorgebracht werden, denn diese konnten getäuscht worden sein, sondern auch wegen der Romantik der Ereignisse.

Eine absichtliche Erfindung ist vorsichtiger und hält sich innerhalb der Grenzen einer bürgerlichen Glaubwürdigkeit, vergißt im Bewußtsein eines unlauteren Zwecks, daß die Wahrheit oft sehr unwahrscheinlich lautet. Aber ich glaube nicht, daß wir damit bei der Prinzessin Erfolg haben werden. Sie haßt die Romantik in Geschäftssachen und tritt nur auf für das, was in klassischer Einfachheit sich darthut. Sie wird ganz besonders ungern am spanischen Hofe eine Sache vertreten, die in irgend einer Weise als Intrigue verdächtigt werden könnte, und die natürlichen Feinde der Ansprüche, welche die Gräfin Chericourt geltend machen will, werden ihnen ganz gewiß den Verdacht einer Erbschleicherei anhängen. Machen Sie sich darauf gefaßt, daß wir diesen Ausdruck zu hören bekommen, denn Sie wissen, daß die Prinzessin in solchen Fällen deutlich spricht. Sie räth auch nie dem König zu irgend einer Handlung, die sie nicht selbst zu thun bereit wäre, und er beschließt in solchen Dingen nichts, ohne ihre Meinung gehört zu haben. Erhalten wir daher von der Prinzessin eine ablehnende Antwort, so müssen wir darauf verzichten, uns an den König zu wenden. Ich sage das nicht, um mich zurückzuziehen, ich bin jeden Augenblick erbötig, Sie mit allem Eifer zu unterstützen. Nur vorbereiten will ich Sie, damit Sie nicht unliebsam überrascht werden."

„Sie glauben also, daß man alle Hoffnung aufgeben muß, hier am Hofe für Chericourt's Plan etwas zu bewirken?" fragte Clemence etwas kleinmüthig.

„Das behaupte ich nicht!" erwiederte Arthur. „Wenn man aber etwas ausrichten will, so muß man sich hüten, die geschichtliche Darstellung der erloschenen Geburtsrechte und der Wiedererkennung der Erbin preis

zu geben. Die Betheiligten gewöhnen sich daran, ganz in der Ordnung zu finden, was jedenfalls außerhalb aller gewöhnlichen Ordnung ist. Glauben Sie mir, außer uns giebt es in Frankreich sehr Wenige, welche nicht annehmen würden, daß dabei in irgend einer Art dem natürlichen Laufe der Dinge einige Gewalt geschehen sei. Ich fürchte, daß wir diese Wenige gerade da nicht antreffen werden, wo sie uns allein von Nutzen sein können. Die Revolution überbietet an außergewöhnlicher Verkettung der offenkundigsten Thatsachen im öffentlichen wie im individuellen Leben Alles, was eine epische Phantasie ersinnen könnte, und dennoch hat sie zur Folge gehabt, daß man bezweifelt, was man gesehen, und Alles leugnet, was man nicht mit Händen greifen kann. Von dieser Sucht zu verneinen sind keineswegs nur übelwollende Naturen geplagt, und es ist nicht dagegen aufzukommen als mit vollendeten Thatsachen. Bei alledem glaube ich, daß doch vielleicht dem Grafen auf andere Weise zu helfen wäre."

„Sie würden mich sehr verbinden durch eine Andeutung, wie das zu bewerkstelligen sei."

„Man muß ihm eine Sendung nach Madrid zuwenden und ihn dadurch in vertraulichen Verkehr bringen mit den hochstehenden Persönlichkeiten, welche auch in seiner besonderen Sache den Ausschlag geben. Ist er ein guter Diplomat, so wird er verstehen, das politische Vertrauen, mit dem man ihn bekleidete, auch für sich auszubeuten. Für einen Mann, dem eine politische Sendung übertragen wurde, dürfte alsdann eine besondere Verwendung der Madame Adelaide erreichbar sein, und insofern ich dazu behülflich sein kann, soll es an meinem Eifer nicht fehlen."

„Ich rechne auf Sie, Fürst, und erkenne nun erst ganz, daß ich ohne Ihre Hülfe für meine Freundin nichts auszurichten vermag. Wie aber eine Mission ausfindig machen, in welche Chericourt's Familien-Angelegenheit eingeschachtelt werden kann?"

„Ja, Frau Herzogin, das weiß ich nicht, wenigstens in diesem Augenblick nicht. Allein es kommt so Manches vor. Frankreich steht noch immer mit einer Ferse in Spanien; mit Wachsamkeit und gutem Willen erspäht man wohl eine Gelegenheit. Vielleicht läßt sich auch eine machen und der politischen Geschichte ein wenig nachhelfen. Nur bitte ich, die spanische Erbschaft als ein undurchdringliches Geheimniß zu bewahren, denn ahnte man etwas davon, so wird man dem Grafen keine politische Sendung anvertrauen. Unterdessen will ich mich auf Kundschaft legen und all meinen Scharfsinn aufbieten. Ich wünsche nichts sehnlicher als Ihnen, Frau Herzogin, meine Ergebenheit zu beweisen."

Clemence dankte ihm mit der Versicherung, daß sie seiner Freundschaft wie seiner Einsicht unbedingt vertraue und in dieser Sache, die sie wie eine eigene betrachte, durch keinen Schritt ihm vorgreifen werde. Arthur schien durch ihre Zustimmung so freudig belebt, als hätte er einen Sieg davon getragen, und die Unterredung, in etwas gekniffenen Formen begonnen, endigte mit einer Wärme, die Clemence sehr wohlthuend befriedigte. Sie erkannte, daß Arthur ihr seine treue Anhänglichkeit bewahrte, sich aber nun genügend zu beherrschen wisse, um ihr als Freund erhalten zu bleiben. Diese Aussicht beglückte sie mehr, als sie es selbst wußte, denn die Furcht, den Umgang dieses begabten und seelenvollen Mannes entbehren zu sollen, hatte sie mit Wehmuth erfüllt. Sie

erschrak beinahe über die abwehrende Kälte, womit er anfangs ihre Bitte aufgenommen. Die Kritik, deren höfliche Form ihre Schärfe nicht milderte, und welche halb durchblicken ließ, daß er nur aus Achtung für sie sich den Zweiflern nicht beigesellte, brachte sie in peinliche Verlegenheit. Nun entsprach jedoch der Schluß der Verhandlung ihren Wünschen vollständig, und sie mußte einräumen, daß er im Grunde recht habe. Allerdings schien es klar, daß er sich ungern mit der Angelegenheit befasse und nur aus Rücksicht für sie sich dazu verstehe, aber man konnte sicher sein, er werde Wort halten. Daß er die ganze Sache in die Hand genommen, daß Clemence nur in zweiter Linie stand und man unter Umständen ihrer Beihülfe ganz entrathen konnte, bemerkte die sonst so stolze Frau diesmal gar nicht.

Clemence theilte Chericourt und Marguerite Arthur's Plan mit, und, von der Ueberzeugung durchdrungen, daß er ihretwegen Alles aufbieten werde, schilderte sie die Aussicht auf ein baldiges Gelingen lebhafter und zuversichtlicher, als die sehr allgemein gehaltene Idee des Fürsten es billigerweise gestattete. Clemence war in freudig erregter Stimmung und flößte ihren dankbaren Freunden unwillkürlich die beste Hoffnung ein. Chericourt konnte sehr wohl annehmen, daß ein Mann in Arthur's Stellung zu den Mitgliedern der königlichen Familie um so mehr im Stande sei, für einen Andern etwas zu bewirken, als jene erlauchten Personen durch die bestehenden Staatsformen verhindert wurden, ihrem Lieblinge einen seiner Fähigkeiten und seinem Stande angemessenen Wirkungskreis zu eröffnen. Bisher hatte der Fürst ihm nur die höfliche Aufmerksamkeit bezeigt, die man Personen gewährt, welche von werthen Freunden empfohlen sind, und

auch das war nicht gerade herablassend, aber doch mit einem gewissen Vorbehalt geschehen. Wenn Arthur in Gesellschaften oder am Hofe mit Marguerite zusammentraf, mied er sie zwar nicht, aber er suchte sie auch nicht; brachte jedoch der Zufall Beide in Berührung, so behandelte er sie mit einer Achtung, die an Ehrfurcht grenzte und insofern kalt erschien. Marguerite, welche in ihm den ersten Malteser kennen gelernt, betrachtete sein Benehmen als eine diesem Stande eigenthümliche und den Damen gegenüber geziemende Würde. Hatte sich nun der Fürst bereitwillig gezeigt, in so besonderer Weise sich für Chericourt zu verwenden, so leuchtete diesem ein, daß er es der Herzogin zu verdanken habe. Hier und da war in der Gesellschaft wohl eine Andeutung gefallen, die Herzogin sei dem Fürsten von Manfredonia sehr gewogen und er erwiedere diese Gesinnung mit hingebender Freundschaft. Wenn nun auch Chericourt nach seinen neuesten Beobachtungen nicht etwa Clemence's Neigung für Arthur bemessen wollte, bemerkte er doch, daß sie in äußerst glücklicher Stimmung ihm und seiner Frau das Ergebniß ihrer Verhandlung mit dem Fürsten sogleich mittheilte, seine Zuverlässigkeit und seinen edlen Charakter rühmte mit einem ihr sonst nicht gewöhnlichen Enthusiasmus. Um so besser, meinte Chericourt, wenn Marguerite unter dem Schutze eines zarten Verständnisses stehe, dessen Diplomatik ihm und seinen Planen zu Nutzen komme.

Trau, schau, wem.

Indem Olympia am Morgen nach der stürmischen Nacht, welche auf das Zusammentreffen mit Marguerite folgte, ihrem Manne alle ihre Angelegenheiten übergab, ja fast sie ihm aufbürdete, schien sie einen glücklichen Griff gethan zu haben. In manchen Beziehungen war dies wirklich der Fall. Der Entschluß entstand unter dem Drange einer ähnlichen Nothwendigkeit, wie sie einen Schiffshauptmann veranlassen kann, in tobendem Ungewitter seinen Mast preis zu geben, um sein Fahrzeug wieder aufzurichten, das unter dem Drucke des Windes sich neigt. Sie erkannte mit freudiger Hoffnung, die allmälig in Befriedigung überging, daß Sulpice die ihm zugeschobene Verantwortlichkeit in ihrem vollen Umfange auffaßte. Nicht nur hatte er sogleich der lichtvollen Auseinandersetzung ihres Vermögenstandes ungetheilte Aufmerksamkeit gewidmet, sondern in den darauf folgenden Tagen und Wochen noch über manche Punkte Besprechungen mit ihr gepflogen und dabei gezeigt, daß er ernstlich und unausgesetzt sich damit beschäftigte. An Arbeit sollte er sich ja aufrichten, und er that es, widmete seiner Frau zwar nicht so viel Zeit wie früher, besprach nicht seine Plane und Ideen so redselig wie vordem, zog sich auch von der traulichen Unterredung bei dem abendlichen Theetische etwas zeitiger zurück, um noch in seinem Zimmer zu arbeiten, aber er war ruhig, freundlich und aufmerksam, ohne Spuren von Aufregung oder Zerstreutheit. In dieser etwas geänderten Weise seines Benehmens erschien er

als ein Mann, der einen festen Entschluß gefaßt und all seine Kraft darauf richtet, ihn gewissenhaft auszuführen. Das war nicht die Haltung eines Träumers, der einer hoffnungslosen Leidenschaft Gewalt über sich einräumt; er gewann in Olympia's Achtung. Hatte Marguerite's Erscheinung in dem blendenden Glanze eines unvermuthet auftauchenden Meteors die Erinnerung an eine reizvolle Vergangenheit geweckt, war in dem Unmuthe, den jene Katastrophe in Guadeloupe erzeugte, die Neigung zu dem schönen Mädchen nicht so vollständig erloschen, wie er selbst geglaubt, und an jenem Abende wieder aufgeflammt, als sie in dem schimmernden Lichte einer gefeierten Schönheit und eines geistvollen Aufschwungs ihm entgegen trat, so war es am Ende begreiflich, wenn er in Verwirrung kam, in dem Andrang so verschiedenartiger Empfindungen einen Augenblick schwankte und sich nur allmälig zurecht finden konnte. Nun er aber siegreich sich aufraffte, athmete Olympia wieder freier und betrachtete das Erlebniß als eine Seelenprüfung, aus welcher der Charakter geläutert und gestärkt hervorgeht. Sie bereute nicht, um diesen Preis auf den Einfluß verzichtet zu haben, den schon darum die Verwaltung ihres Vermögens ihr gewährte, weil ihr dadurch zu jeder Zeit die vollständigste Einsicht in ihre Lage zu Gebote stand, während eine solche nun erbeten werden mußte, wenn sie nicht freiwillig erfolgte, und dann leicht den Schein einer argwöhnischen Erkundigung auf sich lud. Ganz idyllisch freilich war das jetzige Hausleben gerade nicht. Es trieb nicht mehr von selbst Blüthen und Knospen und mußte etwas behutsam angefaßt werden, um keine Dornen bloßzulegen; immerhin aber gestaltete Alles sich über Erwartung günstig

im Vergleich mit den Befürchtungen, welche Olympia im ersten Augenblick nach jenem verhängnißvollen Begegniß gehegt. Die geängstete Frau gewann wieder Zuversicht, sah mit Ruhe, ja mit freudiger Hoffnung dem Augenblick entgegen, wo sie Mutter werden sollte, und tröstete sich auch, wenn Sulpice sie oft allein ließ, denn er hatte ja jetzt eine Menge von Geschäften, wendete der Politik große Aufmerksamkeit zu und mußte mit vielen Leuten verkehren. Ihr Zustand verhinderte sie, ihn zu begleiten, wenn er in den Salons Leute suchte, die nur dort zugänglich sind. Nach kurzer Frist, dachte sie, werde ja ein neuer Reiz ihn an sein Haus fesseln. Olympia täuschte sich nicht völlig. Sulpice hatte einen Plan gefaßt und verfolgte ihn mit Beharrlichkeit, aber sie wäre wohl nicht so sorglos gewesen, hätte sie die Beweggründe genau gekannt, die ihn dabei leiteten.

Dem Charakter Sulpice's zufolge mußte zunächst der ihm inwohnende Stolz den Bann brechen, der bei Marguerite's Erscheinen und noch mehr durch ihr Benehmen in so befremdender Weise ihn gelähmt hatte. Aber die Berufung an den Geist seiner Mutter erschütterte so mächtig sein Selbstbewußtsein, daß er stumpf wurde gegen die geringschätzige Nichtbeachtung Marguerite's, die in jedem anderen Augenblick ihn gestachelt haben würde bis zum Vergessen jeder der Gesellschaft und dem Geschlechte schuldigen Rücksicht, und wäre es auch nur, um Chericourt zu nöthigen, sich seiner Rache zu stellen. Er dachte nicht daran, denn unter der zauberhaften Mahnung stand Marguerite in seiner Ueberzeugung so schuldfrei da, daß die Reue ihn wehrlos dem Eindruck preisgab, den ihre Schönheit übte. Erst später,

als er zur vollen Besinnung gekommen, erwachte sein Stolz, aber er entflammte ihn nicht zum Zorn über die erlittene Demüthigung, nicht zum Haß gegen Diejenige, welche sie über ihn verhängt. Er empfand nun erst die ihm zugefügte Schmach, nun erst erröthete er darüber. Er wollte Genugthuung, aber sie sollte darin bestehen, daß Marguerite, deren Hochherzigkeit er nun erkannt, genöthigt werde, ihn zu beachten. Während er in diesem Vorsatze unbewußt gegen sich selbst Rettung suchte, gegen die Liebe, die er so gern leugnen wollte, spornte ihn unwillkürlich die Hoffnung, ihren Haß entwaffnen zu können. In ihm entbrannte ein glühendes Bedürfniß nach Ruhm, er wollte genannt und besprochen werden, damit sie von ihm höre; ja er vermaß sich in der Aufwallung seines verwundeten Ehrgefühls zu der Rache, ihr dieselbe Sehnsucht einzuflößen, welche ihn peinigte. In der Ueberspannung seiner aufgeregten Einbildungskraft hielt er es für möglich. Als Olympia ihm die Vermögens-Verwaltung zumuthete, ergriff er den Vorschlag zunächst nur, um aus der unerträglichen Verlegenheit zu kommen, die an jenem Morgen auf ihm lastete. Erst später rang er sich durch den Aufruhr seiner Gefühle zu dem Vorsatze hindurch, der, so phantastisch er war, doch glücklicherweise nur unter der Bedingung einer ernsten Thätigkeit ausführbar erschien, und dann erst erkannte er auch die Tragweite der ihm von Olympia freiwillig zugestandenen, ja dringend auferlegten Geschäftsführung. Damit besaß er das Mittel, Alles nach seinem Sinn zu ordnen, über Alles zu verfügen ohne jede lästige Erörterung, in der so leicht seine besondern Absichten durchblicken konnten. Plötzlich unumschränkter Herr geworden über ein Vermögen, dessen

Bedeutung seine Erwartung weit übertraf, vermochte er seine Ideen ungehindert durchzuführen. Der eigentliche Zweck, weshalb er so gierig nach Ruhm strebte, barg sich in der Begeisterung für menschenbeglückende Pläne, von der er immer erfüllt gewesen, nicht ohne Beimischung des Wunsches, sich damit laute Anerkennung zu erwerben.

In solcher Art kam Sulpice zu einem Abschluß mit sich, und ward er durch Marguerite's Wiedersehen auf ein ihm bisher neues Gebiet von Anschauungen gedrängt, so bethätigte sich sein praktischer Sinn in dem unverdrossenen Eifer, womit er sogleich an die Ausführung seines Vorhabens ging. Nachdem er in den Vermögensgeschäften so weit sich zurecht gefunden, daß die bestehende Ordnung ohne großen Zeitaufwand sich erhalten ließ, forschte er nach den Wegen, auf welchen er am förderlichsten sich hervorthun könne. Seiner inwohnenden Neigung und den von seinem Vater ihm eingeprägten Ansichten gemäß hatte er bereits die Bahn der Opposition betreten, und was er wollte, stand auf keiner anderen zu erreichen. Mit dem Eindruck, unter dessen Herrschaft er jetzt sich fühlte, büßte er allerdings die Weihe einer lauteren Gesinnung ein. Er wollte nicht nur den Ruhm, sich an einer großen Sache zu betheiligen, als einen erlaubten Lohn für Mühe und Gefahr, er bedurfte auch noch des eitlen Glanzes einer gefeierten Persönlichkeit, um zu ertrotzen, was er durch eigene Verschuldung verlor. Er konnte in diesem Streben Kraft und Tüchtigkeit bewähren, doch vom Erfolge nie befriedigt werden, und wenn er erlag, entbehrte er den Trost eines reinen Bewußtseins. Es versteht sich, daß er eine solche Betrachtung nicht anstellte, aber er bereitete sich vor, eine Thätigkeit zu beginnen, die noth-

wendig in dieser Richtung sich entwickeln mußte, wenn er auch vom Anfange sich damit beschäftigte, eine Stellung zu nehmen, von der aus er eine nachhaltige Wirksamkeit zu üben vermöge.

Als Sulpice um sich blickte, sah er sich vereinsamt in einer Art, wie er es bisher gar nicht empfunden. Allerdings hatte er Studien gemacht, und während er sich nicht zerstreuen wollte, genügte ihm der Umgang mit seiner Frau, war ihm wohl auch ersprießlich gewesen. Sie besaß Kenntnisse und verstand es, gut zu erklären, was sie klar aufgefaßt, aber sie hatte ihn offenbar wie einen Schüler zu lange auf einer Stufe zurückgehalten, die er längst hätte verlassen sollen. Trotz der Bekanntschaften, die er später gesucht, der Menge von Leuten, die er gesprochen und kennen gelernt, war er nirgends tiefer eingedrungen, in kein vertrauliches Verhältniß eingeweiht worden. Man hatte ihn aufgenommen und behandelt wie einen neugierigen Touristen, dem man nur das preisgiebt, was er der ganzen Welt unbeschadet wiedersagen darf, den man niemals hinter den Vorhang schauen läßt. In der That konnten diese Versuche auch kein besseres Ergebniß bringen, denn überall von seiner Frau eingeführt, der reichen Westindierin — diese Benennung traf wiederholt sein Ohr — die man überall zuvorkommend empfing, ward Herr Gray mit in den Kauf genommen, weil er nun einmal ihr Mann und sie seinen Namen führte. Wie war es möglich, daß er die klägliche Rolle, welche er bisher gespielt, auf die unwürdigste Weise unter dem Patronat seiner Frau gehalten, nicht empfunden, daß er so lange in dieser Verblendung beharrte? Es schien ihm, daß seine Frau den zufälligen Umstand, eine ge-

wohnheitliche Uebung im Umgange mit Menschen vor ihm voraus zu haben, schlau zu benutzen wußte, um ihn in Abhängigkeit zu bringen. Ihre Sanftmuth sei Berechnung, ihre Liebenswürdigkeit ein schmeichlerisches Oel, das Joch schmiegsam und glatt zu machen. Daß sie ihm die Vermögensverwaltung übertragen, die ihm ohnedies gesetzlich zustehe, da keine Gütertrennung stattfinde, liefere im Grunde den augenscheinlichen Beweis, daß sie ihn für unfähig halte, sich von ihrer Vormundschaft zu befreien, daß sie die Meinung hege, die Oberleitung werde mittelbar dennoch in ihren Händen bleiben und nur die untergeordnete und lästige Arbeit ihm zufallen. In dieser feinen Berechnung sollte sie sich getäuscht finden! Er wollte ihre Schlauheit nachahmen, ohne sein Benehmen gegen sie zu ändern, denn ihr jetziger Zustand legte ihm ohnehin die Pflicht auf, sie zu schonen. Wenn sie aber nach ihrer Genesung vermeine, die Zügel wieder ergreifen zu können, solle sie erfahren, daß sie einen Mann an ihrer Seite habe, der das ihm zustehende Recht zu behaupten wisse. Sie dürfe sich dann nicht beklagen, denn sie habe den Vortheil einer reiferen Erfahrung, worin er als der Jüngere bisher ihr nachstand, mißbraucht, um sich einen Einfluß anzumaßen, der ihr nicht gebühre. So selbstsüchtig und lieblos rächte sich sein gedemüthigter Stolz, wenn auch vor der Hand nur in stillen Betrachtungen. Seine Phantasie drang, wie von einer unabweisbaren Macht getrieben und voran gepeitscht, in die Zukunft, und Bilder einer möglichen Gestaltung der Dinge erschienen ihm wie dem Seefahrer in der Luftspiegelung so täuschend, daß er darauf hinsteuern mochte. Er sah sich an der Spitze einer siegreichen Bewegung, alle Hindernisse gestürzt, die noch hemmend seinem Ehr-

geiz im Wege standen, umgeben von Ruhm und Macht. Dann werde Marguerite seinen Werth erkennen oder vor ihm zittern müssen, Chericourt nicht mehr an ihrer Seite sein! Er erbebte vor Bewegung bei dieser Aussicht, die alle seine Hoffnungen mit Erfolg krönen konnte. Aber zugleich erfaßte ihn Ingrimm bei dem Gedanken, daß er, wie mächtig und berühmt er auch werden möge, dennoch kein freier Mann mehr sei, alle Gunst des Geschickes nicht nach Herzenswunsch benützen dürfe, ohne den göttlichen und menschlichen Satzungen Hohn zu sprechen. Er war ja gebunden durch ein unauflösliches Band! So lange Olympia lebte — und sie konnte noch lange leben — durfte er nicht über sich verfügen. Durch sie schien ihm jeder kühne Aufschwung seines Geschicks gehemmt, wofür Sorglosigkeit und häusliche Behaglichkeit nur eine erbärmliche Ausgleichung biete. Er selbst hatte ihr allerdings seine Hand angetragen; der Beistand, den sie seiner sterbenden Mutter gewährt, ihre todesmuthige Hülfe in der Landesnoth ließen sie in trügerischem Licht erscheinen. Aber war dabei keine Absicht im Hinterhalt gewesen, war er nicht als Ersatz für Chericourt herangezogen worden? Er spähte argwöhnisch nach einer Berechtigung, das nicht zu achten, was ihm als Hinderniß entgegen stand, bis er auf solchen Streifereien einer ausschweifenden Einbildung entsetzt, wie am Rande eines Abgrundes zurückbebte vor der Auskunft, daß ihm geholfen werden könne, wenn er sich nicht scheue, die rechten Mittel zu ergreifen.

Aus dieser düsteren Anwandlung, die gleich einem Fieberschauer ihn befallen, raffte Sulpice sich mit Grauen empor und ging mit rastlosem Eifer an die Arbeit, die auch bald seine Zeit und Kraft so in Anspruch nahm,

daß er sich keiner Grübelei mehr hingeben konnte. Er erkannte die Gefahr, sich irrigen Voraussetzungen und den daraus hervorgehenden täuschenden Folgerungen zu überlassen. Aber er erblickte diese Gefahr da, wo sie nicht war, er mißtraute den Rathschlägen seiner wahren Freundin und ging darauf aus, Freunde zu finden, die er im Grunde hintergehen wollte. Als Mittel nur sollten sie ihm behülflich sein, ein Ziel zu erreichen, das er für seinen besonderen Zweck auszubeuten beabsichtigte. Er meinte vorsichtig zu sein, weil er argwöhnisch geworden, aber unter dem Einfluß einer geheimen Leidenschaft wird man ungeduldig über jede Verzögerung und schenkt leichtgläubig den Rathschlägen Vertrauen, welche einen schnelleren Erfolg zu versprechen scheinen.

Sulpice's vereinzelte Aufsätze hatten bis dahin ausschließlich dem Sklavenwesen in den Kolonieen gegolten. Negerfreunde giebt es in allen Parteien, und erst als es sich zeigte, daß seine Bitterkeit gegen die Regierung nicht allein in reiner Philanthropie wurzele, welche von praktischen Parteimännern als eine Schwärmerei insgeheim belächelt wird, daß er nicht nur für die Schwarzen, sondern auch gegen die Weißen sich verwenden lasse, nicht nur die Kolonieen befreien wolle, deren Zucker und Kaffee man sich schmecken läßt, mag er mit oder ohne Sklaven erzeugt werden — da erst begann die Widerstandspartei ihn in Betracht zu ziehen, seine Brauchbarkeit zu erforschen. Man ließ sich mit ihm ein, man fand ihn etwas eckig, aber aufgeweckten Geistes, schroff und unduldsam, aber glücklich begabt, um ein heißblütiger und doch zäher Parteimann zu werden. Man erfuhr, daß er reich sei, über sein Vermögen frei verfügen könne, und

nun bewarb man sich um ihn, wie sich Freier um eine reiche Erbin drängen.

Die Opposition hatte vielfältige Abstufungen, die dadurch gebildeten Fraktionen verfuhren, des gemeinsamen Prinzips unerachtet, nicht duldsamer und liebevoller gegeneinander als Sekten einer und derselben reformatorischen Bewegung; sie verketzerten sich und suchten sich die Proseliten abzujagen durch noch ärgere Intriguen und Parteiränke als Diejenigen, welche sie im gemeinsamen Chor der Regierung vorwarfen. Von ihnen wurde Sulpice umstellt, ohne es zu wissen. Von allen Seiten warf man Köder nach ihm aus, und da er Zeit brauchte, um in dem verwickelten Getriebe zu finden, was ihm am meisten zusagte, wurde er von keiner Seite aufgegeben und von allen gefeiert, mit dem stillen Vorbehalte zwar, von Denen nachher angefeindet zu werden, welchen er sich nicht anschließe. Sulpice entzückte die entgegenkommende, ehrenvolle, ja Vertrauen erweckende Aufnahme, die er überall fand, wo er sich vorstellte. Man ging auf bedeutsame Erörterungen mit ihm ein, man ließ ihn sprechen, hörte ihm mit Theilnahme, ja, mit Bewunderung zu. Getragen von so wohlwollender Aufmerksamkeit, sprach er bisweilen auch wirklich gut, in eigenthümlicher Auffassung mancher in den Zeitungen und den Kammern schon todtgerittener Fragen, verdiente also in der That ein gutes Theil von dem Beifall, womit man ihn reichlich überschüttete. Er wurde zu politischen Besprechungen und Berathungen in großen und kleinen Kreisen herangezogen, wurde bekannt und genannt, mit Einladungen und Besuchen überhäuft. Man signalisirte im Voraus seine Anwesenheit, was man ihn natürlich auf eine feine Weise merken ließ: die und die Notabilitäten

wollten ihn kennen lernen als einen Mann, der nächstens sich ihnen anreihen werde. Sulpice empfand den Reiz dieser Flitterwochen seines politischen Auftretens mit großem Behagen. Das war denn doch ein ganz anderes Leben als in der Eintönigkeit des sogenannten häuslichen Glücks oder als wiederum an Olympia's Seite in der geräuschvollen Oedigkeit der Salons, welche neutral sein wollten und daher kein anderes Licht aufkommen ließen als das ihrer blendenden Wand- und Kronleuchter. Sein bisheriger Erfolg, ein rednerischer zwar nur im Schooße der politischen Geselligkeit, galt ihm immerhin als Vorspiel eines größeren in weiteren Kreisen. Um zu diesem zu gelangen und zunächst eine politische Laufbahn zu beginnen, mußte er eine Wahl treffen, eine bestimmtere Stellung nehmen. Er konnte nun bis auf einen gewissen Grad beurtheilen, in welchem Lager er zunächst erwarten dürfe, für seine Pläne Zustimmung, bereitwillige Förderung und Anhänger zu finden, und es leuchtete ihm bald ein, daß er darauf nicht rechnen könne unter Denen, welche zwar große Erweiterung der Volksrechte und demzufolge auch Schmälerung der Befugnisse der ausübenden Gewalt erstrebten, aber dennoch für Beibehaltung der bestehenden Verfassung in ihren wesentlichen Grundsätzen stimmten. Er schloß sich daher der Partei des „National" an, bei der er durchgreifendere Tendenzen voraussetzte, als sie damals noch hatte. Unter der Masse der Genossen fand er günstige Aufnahme, mußte sich jedoch bald überzeugen, daß die Leitung dieser Partei mit einer weit schärfer angezogenen Disziplin gehandhabt werde, als er es hatte ahnen können, daß es sehr schwer halten werde, neben der Autorität der Führer eine Rolle zu spielen, und keine Aussicht vorhanden sei, hierin bald

eine Aenderung zu treffen. An der Spitze standen Männer von entschiedenem Talent und großer Umsicht, ganz besonnen und klar über die Grenzen, die sie einzuhalten entschlossen waren. In ihrem Organ herrschten bei aller Kraft, Schärfe, ja Bitterkeit des Widerspruchs, namentlich in militairischen Angelegenheiten, doch immer Ruhe, sichere Sonderung der angeführten Thatsachen, ein geläuterter Styl. Die Redaktion übte eine Kritik aller Beiträge, mit der kein Abkommen zu treffen war, die sich von den ungeduldigen Drängern ihrer Partei nicht irre machen ließ und es als einen Ehrenpunkt betrachtete, den literarischen Ruf des Blattes aufrecht zu erhalten. Eine solche doktrinäre Ueberwachung konnte Sulpice nicht zusagen, sie wurde ihm bald lästig. In den Zusammenkünften ließ man ihn sprechen, seine ausgreifenden Reden wurden meist mit stürmischem Beifall angehört, aber die Beschlußnahme fiel selten in seinem Sinne aus, weil fast immer einer der Führer auftrat, den Kern der Frage aus allen Umwickelungen herausholte und auf das Maaß zurückbrachte, innerhalb dessen etwas damit erreicht werden könne. Sulpice sah mit Erstaunen und Unmuth, daß er unter ihnen nur, wie sie selbst es gethan, auf dem langsamen Wege einer Lehr- und Prüfungszeit sich zu einiger Bedeutung hinaufzuschwingen hoffen dürfe.

Es gab immer Leute, welche Mittel fanden — geheime und offene, wie es eben ging — ein wenig, wenn auch nur scheinbar, allen Parteien anzugehören, in geselligen Kreisen mit Anhängern aller Oppositionsfarben zu verkehren, zu horchen und über den Stand der Dinge sich mehr oder weniger zuverlässige Auskunft zu verschaffen. Als einen Beobachter dieser Art bezeichneten wir bereits

Bobineau, der seinen Freund Girard so pfiffig nach Mayotte spedirt hatte. Durch die von dort aus eingetroffenen Nachrichten war es übrigens — nebenbei gesagt — schon möglich geworden, die berüchtigten Mayotte-Aktien auf der Börse vom Stapel laufen zu lassen. Von den Verbündeten, deren Versammlung wir in der Straße Du petit Banquier belauschten, gehörte Bobineau zu den Wenigen, welche sich öffentlich mit der Mayotte-Angelegenheit beschäftigen sollten. Er that es bereits mit Erfolg für seinen eigenen Säckel nicht weniger als für den des geheimen Bundes. Eine Anzahl Aktien stand ihm zur Verfügung, die er erst, wenn sie über pari gingen, zu bezahlen brauchte, und dann zum Emissionspreise. Ohnehin war ihm aufgetragen, durch Scheinkäufe die Sache in Athem zu halten. Daher konnte er ohne Gefahr einer sogenannten Exekution auf der Börse eine Rolle spielen, stieg in Ansehen und Bedeutung, gelangte in die Propyläen der hohen Finanzwelt und war unermüdlich. Er streifte durch alle Bereiche, versäumte und übersah nichts, blieb seinen Verbündeten treu und leistete ihnen wesentliche Dienste. Mit Spielerleidenschaft liebte er die Intrigue, und es gewährte ihm einen persönlichen Genuß, wenn er in seinen geheimen Unterredungen mit Villegontier über seine Erfolge Bericht erstattete. Herr Sulpice Gray entging seiner Aufmerksamkeit nicht. Er hatte seiner Beredsamkeit in den politischen Vereinen, zu welchen er Zutritt zu gewinnen verstand, enthusiastisch applaudirt, und da er herausgebracht, daß der Kreole reich sei, studirte er seine Eigenthümlichkeiten, die Sulpice gar nicht versteckte, umkreiste ihn immer näher, hütete sich sehr, die Gelegenheit vom Zaune zu brechen, benutzte aber schlau

jede natürlich sich darbietende Veranlassung, um sein Vertrauen zu erobern. Mit großem Vergnügen bemerkte er, daß Sulpice mit seinen Parteigenossen unzufrieden wurde. Er drängte sich ihm nicht auf, verfehlte jedoch nicht, in seiner unmittelbaren Nähe zu sein, sobald ein von ihm eingebrachter oder verfochtener Vorschlag eine Niederlage erlitt, beschwichtigte seinen Unmuth und flüsterte ihm zu, er solle nichts davon merken lassen. Es konnte natürlich erscheinen, wenn Bobineau meinte, ihm Rechenschaft schuldig zu sein, warum er sich diese Freiheit genommen. Sulpice wenigstens fand es ganz in der Ordnung, daß Jener ihn besuchte, um unter vier Augen ihm mitzutheilen, daß sein politisches Talent bereits Neid errege und jedes seiner Worte von dienstbeflissenen Schmeichlern denen berichtet würde, welche fürchteten, von ihm verdrängt zu werden. Da er noch nicht hinreichend unterstützt sei, um mit Erfolg gegen die Günstlinge der Mehrheit aufzutreten, sei es klug, so lange an sich zu halten, bis er eine festere Stellung gewonnen habe. Sulpice erkannte diese freundschaftliche Theilnahme dankbar an und glaubte, vor einem so wohlgesinnten Freunde sich unverhohlen aussprechen zu dürfen. Bobineau wußte bald, daß er einen Mann vor sich habe, dessen Ehrgeiz mit Vortheil benutzt werden könne, aber erst nachdem er noch mehr gedemüthigt worden. Sulpice selbst führte eine vortreffliche Gelegenheit dazu herbei. Er vertraute Jenem, daß er seine Ideen zusammengestellt habe und sie in Gestalt einer Flugschrift veröffentlichen wolle, las auch einige Stellen seinem neuen Freunde vor. Bobineau hörte mit dem aufmerksamen Eifer und der stillen Bewunderung zu, womit man leicht einen schriftstellernden Neuling ge-

winnt. Dann äußerte er: so neue und überraschende Ansichten, in einer so frischen und lebhaft anziehenden Form entwickelt, würden zwar ungeheures Aufsehen erregen, aber den Verfasser auch verfeinden mit der Partei, in welcher er jetzt eine Stellung suche. Er widerrieth daher den Druck, jedoch in einer Weise, die Sulpice noch ungeduldiger machte, indem Jener die Aussicht, auf dem bisherigen Wege zur Geltung zu kommen, so weit als möglich hinausrückte, zugleich aber sich als den besonnenen Freund erwies, von dem in einer Verlegenheit guter Rath zu erwarten sei.

Was Bobineau vorausgesehen, geschah. Sulpice war so weit erhitzt worden, daß er den Entschluß faßte, es auf einen Bruch mit den Politikern ankommen zu lassen, die ja doch nur zögerten und ihn hinhielten, um den ihm gebührenden Einfluß zu vereiteln. Eines schönen Morgens las Bobineau lächelnd die Ankündigung der neu erschienenen Flugschrift des Herrn Gray und besprach sich mit Villegontier über ein Verfahren, um den ruhmbegierigen Verfasser allmälig dem Bunde zuzuführen oder doch vorerst so weit zu umstricken, daß er unwissentlich seinem Interesse Vorschub leiste. Die Schrift bot Blößen genug dar, und Bobineau bewirkte unter der Hand, daß die Kritik in ernsten wie in satirischen Ausfällen sie schonungslos aufdeckte. Die Redaktion des „National" war boshaft genug, Sulpice in folgender Art zu vertheidigen: Man möge doch von der extravaganten Form absehen, welche allerdings auch einem Schüler in der Kunst der Kritik einen leichten Sieg bereite, und bedenken, daß eine an sich lobenswerthe Gesinnung einen, mit den Verhältnissen Europa's wenig vertrauten Mann leicht hinreißen könne, Ansichten zu veröffentlichen, die er nach

Erlangung besserer Kenntnisse und gereifterer Erfahrung später selbst belächeln werde als Erstlingsfrucht seines stürmischen Eifers, für die gute Sache in die Schranken zu treten. Es versteht sich, daß Bobineau zu dem von der Kritik gegeißelten Sulpice eilte und ihm sagte, er habe ihn gewarnt, aber nun der Schritt einmal gethan sei, biete er ihm seinen Beistand an. Sulpice verlangte als ersten Beweis seiner Freundschaft, daß er dem unterzeichnenden Redakteur des „National“ eine Ausforderung bringe. Das paßte durchaus nicht in Bobineau's Plan, doch durfte er es nicht verweigern; nur bestand er darauf, in einer so bedenklichen Sache nicht allein zu handeln, und schlug als zweiten Sekundanten und Beirath Herrn de la Villegontier vor, für dessen Ehrenhaftigkeit er einstehe. Hierdurch ward etwas Zeit gewonnen und vor Allem eine treffliche Veranlassung, Sulpice mit Jenem, den er nur vom Ansehen kannte, in Verbindung zu bringen. Villegontier trat zwar nicht gern im Verein mit Bobineau auf, die Lage der Dinge begründete indessen eine Ausnahme, und so verstand er sich dazu, einzutreten für den Fall, daß es Bobineau, dem er, in solchen Angelegenheiten sehr erfahren, mit besonderen Vorschriften versah, nicht gelingen sollte, eine annehmbare Erklärung zu bewirken. Bobineau führte sich bei der Redaktion nicht als Kartellträger, sondern als vermittelnder Freund beider Theile ein und erlangte eine Erklärung, der noch immer, wenn sie Sulpice nicht zufriedenstellte, eine Ausforderung folgen konnte. Wiewohl diese Erklärung etwas zweideutiger Natur war, besagte sie doch, daß keine Absicht vorgewaltet habe, die ehrenhafte Gesinnung des Herrn Gray in Zweifel zu ziehen, und Villegontier willigte ein, sie bei Sulpice als

annehmbar zu schildern. Die bedeutende Persönlichkeit des alten Villegontier, der wie ein Ritter ohne Furcht noch Tadel und ein unverbrüchlicher Schiedsrichter in Ehrensachen erschien, brachte auf Sulpice den Eindruck hervor, den Bobineau davon erwartete. Der energischen Haltung und dem Lapidarstyl des greisen Revolutionairs gegenüber wurde Sulpice auffallend folgsam. Er glaubte seinen Vater zu sehen und zu hören. Die an sich geringe Aehnlichkeit der äußeren Erscheinung wurde eindringlicher durch den Umstand, daß ein ganz besonders charakteristisches Gepräge allen Denen sich aufdrückte, die, aus der ersten Revolution hervorgegangen, in die eiserne Dienstform des großen Kaisers gedrängt wurden. Villegontier bemerkte sehr genau den ihm günstigen Eindruck und benutzte ihn mit unvergleichlicher Kunst. Da er seine Autorität so bereitwillig anerkannt sah, milderte er die herbe Form durch eine würdevolle Freundlichkeit im besten Ton, welche Sulpice in solchem Grade bezauberte, daß er in dem alten Herrn das Ideal einer hohen Männlichkeit nach seinem Sinne zu erblicken glaubte. Dies war in der That kein Irrthum zu nennen. Obwohl Fanatiker, diente Villegontier mit vollkommener Uneigennützigkeit einer Idee, welche ihm seinem Entwickelungsgange nach als erhaben und wahr genug erscheinen konnte, um ihn zu berechtigen, ihrer Verwirklichung Andere wie sich selbst zu opfern. In dieser Ueberzeugung wurzelte seine Kraft und die Herrlichkeit, mit der er Alle bewältigte, sobald sie mit ihm in engere Berührung kamen. Er kannte genau die menschliche Natur. Bei den Personen, die er unter seinen Einfluß bannen wollte, vermied er dessen Abschwächung durch die Gewohnheit eines täglichen Umganges, bis sie Leibeigene

des Werkes wurden, an dem sie unbewußt mitarbeiten mußten. Deshalb hielt er sich fern von Sulpice, suchte ihn nie auf und empfing ihn nur selten, wenn er kam, dem väterlichen Freunde seine Verehrung darzubringen.

Mit dieser Autorität im Hinterhalte konnte Bobineau bewirken, was er sonst über einen so eigenwilligen Charakter nicht vermocht hätte. Es wurde dem geschäftigen, lebenslustigen, immer heiter lächelnden geheimen Agenten einer düsteren Sache möglich, den ernsten, von Ehrgeiz und nagender Leidenschaft, allmälig auch von häuslichen Kümmernissen heimgesuchten Sulpice von Stufe zu Stufe hinabzudrängen. Bobineau stellte Sulpice vor, er möge, nach der einmal vollzogenen Trennung von seinen bisherigen politischen Freunden, nun eine eigene Fahne aufpflanzen. Gleichgesinnte würden sich bald um diese sammeln, und deren Führung könne ihm als dem ursprünglichen Bannerträger nicht entgehen. Die äußeren Mittel, den verführerischen Vorschlag in's Werk zu setzen, besaß Sulpice, und er scheute keine Kosten. Einen geselligen Mittelpunkt zu bilden, lud er zuerst seine neu erworbenen Freunde ein, deren größere Zahl Bobineau ihm zuführte, und die er anfangs bei den, für solche Zwecke bestens eingerichteten Pariser Restaurants, später in einem schönen Hotel bewirthete, das er angekauft und glänzend ausgestattet hatte. Das Haus des negerfreundlichen Kreolen, der sich nun so eifrig an der Politik des Mutterlandes bethätigte, wurde bald ein anerkannter Tummelplatz der radikalen Opposition, ein politisches Hauptquartier, in dem bunte Elemente sich mischten und mehr und mehr krystallisirten zu einem Grundstock für eine neue Fraktion der äußersten Linken. Politische Notabilitäten, die wie Mephistopheles auf

Revision ausgingen, Abgeordnete, die in mehrere Farben hinüberschillerten und im Aufwiegeln begriffen waren, ließen sich einführen. Wollte Sulpice der anerkannte Heermeister des neuen Lagers sein, so war es jedoch nicht hinreichend, dessen Pfleger und Schaffner auf eigene Kosten zu machen. Satte Freunde sind undankbar, in der Politik entbindet Partei- wie Staatsnothwendigkeit von den gemeinen Pflichten des persönlichen Lebens. Sulpice vernahm von Bobineau, daß er einen Sitz in der Kammer und ein Organ in der Presse haben müsse; dann erst sei er im Stande, der neuen Partei Vortheile zu gewähren, die in solchem Verein keiner von seinen Nebenbuhlern zu bieten vermöge. Die Kosten einer Wahl ließen sich nicht genau berechnen, die voraussichtlich geringste Summe war immerhin bedeutend. Dagegen konnte man ziemlich sicher das Budget einer neuen Zeitung aufstellen. Sie sollte natürlich täglich erscheinen und zu einem geringeren Abonnements-Preise als vorhandene Blätter, um ihren Weg in die Werkstätten und Volkskneipen zu finden, dabei gut redigirt sein von geistvollen und hochbezahlten Schriftstellern, einen Gerant haben, der nicht geistvoll zu sein brauchte, aber deshalb doch gut bezahlt werden mußte, um sich einsperren zu lassen, wenn bei Preßprozessen auf Gefängnißstrafe erkannt würde. Solche Prozesse herbeizuführen, war eine Nothwendigkeit, um dem Blatte Zutrauen zu verschaffen. Mit Kaution und einer Menge anderen Items lief es in die Hunderttausende, und man hatte überdies die Aussicht, wenigstens ein Jahr mit namhaftem Verlust zu arbeiten. Sulpice war freilich immer noch reich, als diese Vorschläge gemacht wurden, indessen erreichten schon damals seine Ausgaben eine schwindelnde Höhe. Er

konnte wohl noch die Kosten für eine Wahl und eine Zeitung aufbringen, damit aber berührte er die Grenze, welche er nicht zu überschreiten im Stande war, ohne Geld aufzunehmen und den Grundstock des Vermögens zu gefährden. Er gab sich selber das Versprechen, nicht weiter zu gehen, und eine Zeit lang schien es, als werde er diesen Beschluß einhalten. Vor der Hand erreichte er seinen Zweck. Er wurde in die Kammer gewählt, trat glücklich auf, behauptete sich auf der äußersten Linken, namentlich wenn es darauf ankam, Anklagen gegen die Regierung zu schleudern, und stand obenan in seiner Partei. Seine Zeitung machte großes Aufsehen, wurde mit Beschlag belegt, angeklagt, bald freigesprochen, bald zu großen Geldbußen verurtheilt. Das Alles kostete Mühe und viel Geld, aber der Name Gray hallte von allen Seiten wieder, und Sulpice konnte sich damit trösten, wenn nicht geliebt, doch einigermaßen gefürchtet zu sein. — Wir haben der Zeit etwas vorgegriffen mit diesen Angaben und wollen sie ergänzen in einem Rückblick auf sein Familienleben.

Als Olympia eines Knaben genas, war Sulpice noch in der Einleitung seiner politischen Laufbahn begriffen. Daß sie seine volle Thätigkeit in Anspruch nahm, fand Olympia natürlich, konnte ihr sogar wünschenswerth erscheinen. Sie begriff auch, daß er dadurch dem häuslichen Leben auf einige Zeit entfremdet werden müsse, doch hoffte und glaubte sie damals, daß er nach Erreichung eines zufriedenstellenden Standpunkts sich beruhigter der Familie wieder zuwenden werde. Wohl entging es ihr nicht, daß seine Vaterfreude etwas gedrückt erschien, aber ihre eigene überwallende Mutterliebe hatte diesen Eindruck ziemlich verwischt. Ohnehin

werden Kinder meist erst später Gegenstände der väterlichen Zärtlichkeit. So kam Olympia noch immer guten Muthes über die kritische Epoche hinweg und betrachtete es als schonende Rücksicht, daß Sulpice ihr über sein Thun keine Mittheilungen machte. Die Zeit, wo eine solche Behutsamkeit nicht mehr nöthig, stellte sich indessen ein, ohne eine Aenderung herbeizuführen. Dieses Schweigen kränkte und befremdete sie. Es ferner unbesprochen bestehen zu lassen, konnte fast als eine freiwillige Verzichtleistung auf das einer Gattin immer gebührende Vertrauen ihres Mannes erscheinen. Weil sie aber selbst Sulpice eine Geschäftsführung zugeschoben hatte, die er wahrscheinlich neben seinen politischen Arbeiten nur mit Mühe bewältigte, ohne es Wort haben zu wollen, glaubte sie noch eine Weile Geduld haben zu müssen. Zur Seite stand ihr die Hoffnung, daß eine Veranlassung, die jeder Tag herbeiführen könne, sie der Nothwendigkeit überheben werde, eine Frage zu stellen, welche, wie sie nun mit Besorgniß erkannte, leicht zu mißdeuten wäre. Als Sulpice seine verunglückte Flugschrift ausarbeitete, blieb er einige Abende zu Hause, was lange nicht vorgekommen, und Olympia versuchte das alte trauliche Beisammensein als eine nur durch äußere Umstände unterbrochene liebe Gewohnheit ohne weitere Bemerkung wiederherzustellen. Sulpice ließ es geschehen, daß der Thee bei ihm aufgetragen wurde, war aber zerstreut und einsylbig. Kein Wort der Liebe, keine Frage nach seinem Sohn, nichts von Dem, was geeignet ist, ein Herz zu erquicken. Olympia nahm ihre Zuflucht dazu, ihm einen Plan mitzutheilen, wie sie nun eine den Umständen gemäß etwas veränderte Hausordnung einzuführen gedenke. Sulpice hörte ruhig auf ihre Worte und erwiederte dann:

er könne noch nicht bestimmen, in wie weit seine Geschäfte mit dieser Eintheilung sich vertrügen; für sich selbst solle sie das ganz nach ihrer Bequemlichkeit einrichten. Olympia verbiß ihren Schmerz und wollte keine Scene veranlassen, die offenbar erfolgen mußte, sobald sie nach der Ursache einer so auffallenden Verstimmung fragte. Ein schrecklicher Argwohn erfüllte sie. Erkundigungen, die sie in der Stille einzuziehen vermochte, überzeugten sie indessen, daß Sulpice in politische Angelegenheiten tief verwickelt sei, aus denen sein Verdruß stammen konnte. Aber er vertraute sich ihr nicht an wie früher, suchte nicht bei ihr Rath und Beistand! Olympia erfuhr die Niederlage, welche Sulpice in der Presse erlitten, zwar nicht von ihm, doch war es immer ein Trost, diesen Grund seiner Verstimmung zu kennen; ein natürliches Schamgefühl erklärte ja sein Schweigen. Als seine Hoffnungen sich besser gestalteten, ward er zugänglicher, freundlich sogar, widmete zwar seiner Frau nur vorübergehend kurze Augenblicke, entschuldigte aber seine Abwesenheit mit zeitraubenden Geschäften. Bezeichnend in einer Weise, daß Olympia sich nicht mehr täuschen konnte, geschah der Ankauf des Hauses, nach dessen Einrichtung er ihr erst mittheilte, daß dorthin zu übersiedeln sei. Im Begriff, den bereits vorgefahrenen Wagen zu besteigen, den Hut in der Hand, eröffnete er ihr diese Neuigkeit, wie man einem Haushofmeister Anordnungen kund thut, wartete keine Antwort ab, und ehe Olympia ihrem Erstaunen Worte geben konnte, rollte sein Kabriolet durch den Thorweg.

Dieser Streich war so unversehends geführt worden, daß er anfangs die schwer betroffene Frau betäubte. Es galt, einen Entschluß zu fassen, aber hatte sie noch

zu beschließen? Höchstens über die Art, wie sie sich zu dem bereits gefaßten, ja, schon in's Werk gesetzten Beschluß verhalten wolle. Sich zu widersetzen stand ihr nicht zu, hob die Thatsache nicht auf. In ihrer Lage ein Hotel kaufen, einrichten und darin ein Haus machen, war noch lange keine Verschwendung. Einer Klage, nicht zu Rathe gezogen zu sein, würde begegnet werden mit der Pflicht, die Ruhe einer Wöchnerin nicht zu stören. Sich schmollend fügen, verriethe Dienstleuten und Fremden ein Zerwürfniß. Sulpice hatte nach eigenem Gutbefinden verfügt, nachdem sie selbst ihn zum unumschränkten Herrn gemacht. Er war jung, ehrgeizig, und letzteres immer noch ein Glück, eben seiner Jugend wegen. In dem neuen Hause sollte offenbar ein neues Leben beginnen. Welches? Das zu bestimmen und innerhalb gewisser Grenzen zu leiten, lag einer Frau ob, und diese Pflicht in liebenswürdiger Weise zu üben, bot noch die Aussicht, sich einen Einfluß zu erhalten. Den Plänen ihres Mannes sich beigesellend, sicherte sie sich wohl am besten sein Vertrauen, und so nur vermochte sie die Wechselfälle von Verdruß und Täuschung zu benutzen und sich als eine unentbehrliche Freundin zu bewähren. Olympia liebte ihren Gatten mehr als je, seine Liebe aber, glaubte sie, werde vorzugsweise angefacht durch Sanftmuth und weibliche Hingebung. Ohne Zweifel wählte sie das klügste, um so mehr, als Sulpice es nicht erwartete, sondern ganz darauf vorbereitet war, Klagen und Vorwürfe zu vernehmen. In dieser Voraussetzung hatte er sogar angeordnet, an diesem Tage allein mit seiner Frau zu essen, um ein für allemal sich aussprechen und gleichsam ein Ultimatum aufstellen zu können. Zu seinem Erstaunen empfing ihn Olympia mit

unbefangener Heiterkeit, überraschte ihn mit der Nachricht, daß sie mehrere Stunden zugebracht, das neue Haus in allen Theilen zu besehen. Sie fand es bequem, ja reizend, und lobte überdies den feinen Geschmack, mit welchem er die Einrichtung angeordnet habe. Diese Anerkennung brachte ihn vollends aus der Fassung. Er kam bis an die Zähne bewaffnet, um eine Eheherrlichkeit zu behaupten, der nun freiwillig gehuldigt wurde, und da man ihm sogar mehr gewährte, als er verlangte, konnte er doch nicht zürnen, zeigte sich aus Verlegenheit liebenswürdig, und in dem Bewußtsein eines schmählich gehegten Argwohns beinahe zärtlich. Die arme Olympia war entzückt über diesen Erfolg, der ihre Voraussetzung bestätigte. Sulpice wollte seine eigenen Wege gehen, sei vielleicht herrschsüchtig, aber auch großmüthig, und so müsse ihm immer beizukommen sein, wenn man nur Geduld habe und die rechte Zeit abwarte.

Ihr Verfahren, sich in einem geordneten Rückzuge zu vertheidigen, bekundete eine kluge Würdigung der wahren Lage der Dinge. Mit der Gluth einer ersten leidenschaftlichen Neigung liebte sie einen Mann, der um so viel jünger war als sie, daß einsichtige Berechnung der Natur zu Hülfe kommen mußte. Sie sammelte gleichsam Kohlen, welche glühend werden sollten auf dem Haupte eines Verräthers; sie belastete seine Verantwortung mit der freudigen Aufopferung einer Gattin und Mutter, die Blut und Gut hingiebt, um nur Liebe zu erlangen. Aber Liebe entsteht nicht auf dem Wege logischer Entwickelung; die Pflicht der Dankbarkeit ist vielmehr oft eine Last, welche sie nicht aufkommen läßt.

Sulpice erkannte schweigend an, daß Olympia die Pflicht einer Hausfrau mit angenehmer Bereitwilligkeit

erfüllte, aber er betrachtete ihren Gehorsam nur als Schuldigkeit. Die Aufgabe, diesem Hauswesen geziemend vorzustehen, war beschwerlicher zu lösen, als Olympia sich vorgestellt. Die Geselligkeit in Sulpice's Hause, rein auf politische Zwecke berechnet, wurde mehr und mehr einem Klubbwesen ähnlich. Es gelang Olympia nicht immer, den geziemenden Anstand aufrecht zu erhalten und sie glaubte mit Schrecken wahrzunehmen, daß Leute sich einfanden, welche Sulpice in gefährliche Anschläge verwickeln konnten. Ihre Warnungen wurden überhört und einige schüchterne Bemerkungen über den großen Aufwand mit der Andeutung zurückgewiesen, daß ihm, als Verwalter des Vermögens, darüber allein Entscheidung und Beurtheilung zustehe.

Sidi=Ben=Abd=Allah.

Arthur hatte sein Versprechen, Chericourt's Plan zu fördern, sehr allgemein gehalten; fast konnte es scheinen — in der Hoffnung, daß eine verpflichtende Gelegenheit, es zu erfüllen, sich nicht ergeben werde. Deutlich hatte er betont, daß nur seine Freundschaft für die Herzogin ihn vermöge, sich mit der Sache zu befassen. An Clemence war es daher zu vermitteln, den Eifer rege zu halten. Es lag nahe, ihm durch nähere Bekanntschaft mit den Personen, welche auf seinen Beistand rechnen sollten, ein lebhafteres Interesse einzuflößen. Als Arthur sich bereit erklärte, Clemence's Wunsch zu erfüllen, geschah es

eigentlich auf Marguerite's Kosten. Nicht nur seine Frage nach Beweisen für ihre Erbansprüche, nicht nur seine Bitte, mit der Vertretung ihrer Geschichte vor der Welt wo möglich verschont zu werden, sondern auch die ängstliche Warnung, sie als ein tiefes Geheimniß zu bewahren, verriethen seinen eigenen Zweifel und sein Erstaunen darüber, daß die Herzogin daran glaube. Er hatte nicht nur keine Theilnahme für Marguerite, sondern einen sorglichen Eifer bewiesen, daß seine Freundin sich ihretwegen nichts vergeben möge. Clemence fühlte sich verletzt. Bei jener Unterredung hatte sie überhaupt den Druck seiner Ueberlegenheit um so mehr empfunden, als in der letzten Zeit das Verhältniß umgekehrt gewesen, und je mehr sie darüber nachdachte, um so unerträglicher wurde ihr der Argwohn, daß er in der Stille doch eigentlich annehmen müsse, sie sei in ihrer Eingenommenheit für Marguerite das Opfer einer Mystification geworden. Es kam ihr vor, als glaube Arthur durch ihre Freundschaft für Marguerite sich beeinträchtigt. Da er nur ihr Freund sein dürfe, wolle er auch keine Nebenbuhlerin, und seine kalte Höflichkeit Marguerite gegenüber, seine im Gespräch mit der Herzogin an Geringschätzigkeit streifende Ironie deutete Eifersucht an über den Einfluß, den sie auf Clemence übte. Arthur's Freundschaft ging Dieser über Alles. Sie glaubte ihn nicht anders zu lieben, als sie es verantworten könne, aber an seiner Achtung für sie solle auch nicht der Makel einer Schwäche haften. Deshalb wollte sie ihn überzeugen, daß ihre Vorliebe für Marguerite nicht eine Damenlaune, sondern gerechtfertigt sei durch die lautere Natur dieses herrlichen Weibes, dessen geistiger Adel eine weit höhere Bürgschaft leiste als der Reiz ihrer lieblichen Umgangsweise. Er

solle erkennen und einräumen, daß sie der höchsten Theilnahme, der Freundschaft einer edlen Seele werth sei. Wenn der Stolz oder — die Hochsinnigkeit Clemence's es ihr zum Bedürfniß machte, in den Augen ihres Freundes gerechtfertigt dazustehen, war es auch ihrem Herzen Bedürfniß, sich Marguerite zu erhalten. Ihr Enthusiasmus für diese Freundin entschädigte sie gleichsam für die Vorsicht, welche sie dem Freunde gegenüber mußte walten lassen. In der großen Welt bietet die wechselnde Scenerie auf die Dauer keinen Ersatz für die Eintönigkeit des Formalismus. Je größer der Bereich, je schwieriger die Einzelheiten zu erforschen sind, um so mehr schützt man sich durch ein Fernhalten persönlicher Bindungen, tritt nicht näher in Verhältnisse ein, als daß man sie ohne besonderes Bedauern aufgeben und mit ansehen könne, wie Andere ihre Stelle einnehmen. In solcher Lage empfindet die Seele lebhaft den Werth einer edlen Freundschaft, und diese bekommt den Reiz, den die Oase mit schattigen Bäumen und labender Quelle dem Wanderer in der Wüste bietet. Clemence mußte Arthur gegenüber sich streng beherrschen. Seitdem sie Marguerite gefunden, erwachte in ihr eine bisher verborgene romantische Neigung, die sie, von Jugend auf gewöhnt an überlieferte Ordnung in allem Thun wie an innere Zucht der Gefühle, oft als eine Schwäche belächelt hatte. Nachdem sie aber die bisher verschmähte Frucht gekostet, konnte sie sich diese Würze um so weniger versagen, als ihr Genuß keinerlei Gefahr zu drohen schien. Sie wollte nun eine durch zufällige äußere Umstände verkannte Freundin in der Achtung eines hochherzigen Mannes wiederherstellen, allerdings in der anmuthig eigennützigen Absicht, daß Beide sich dann mit ihr vereinigen sollten

zu einem reinen Bunde verwandter Seelen, erhaben über alle Versuchung und jede Mißdeutung. In dem Bewußtsein ihres eigenen Pflichtgefühls zweifelte sie eben so wenig an dem Marguerite's, und die siegreiche Kraft, mit der Arthur sein überwallendes Gefühl bewältigte, bewies hinreichend, daß die heilige Weihe des Standes, dem er sich verlobt, seine Seele durchdrungen habe.

Man wird diese Schwärmerei weder belächeln, noch an einer welterfahrenen Frau unwahrscheinlich finden. Was sollte aus der Menschheit werden, wenn nicht bisweilen hochsinnige Seelen den Muth hätten, an die Verwirklichung reiner Freundschaft wenigstens zu glauben!

In den Gesellschaften der großen Welt hat man keinen Genuß von seinen Freunden. Man darf sich nicht Einzelnen widmen, muß der ganzen Welt angehören: so will es der Kommunismus der Geselligkeit. Anders war es natürlich in Chericourt's Hause nicht gehalten worden, wenn Arthur, offenbar aus Rücksicht für die Herzogin, dort erschien, immer nur in Folge einer besonderen Einladung. Um nun die Lieblinge ihres Herzens auf unbefangene Weise miteinander in Berührung zu bringen, kam Clemence auf den Einfall, eine alte Sitte wieder aufzunehmen. Die sogenannten Petits Soupers, trauliche Abendmahlzeiten in einem Kreise von gewählten Freunden, aus welchem die Dienerschaft, nachdem aufgetragen ist, sich entfernt und nur in einem Vorzimmer zur Hand bleibt, verfehlen selten ihre Wirkung. Die Gäste zeigen fast unwillkürlich und zwanglos, weß Geistes Kinder sie sind. Es kommt eben nur darauf an, solche Naturen zu vereinen, die sich gegenseitig anregen und eine geistige Ausstrahlung hervorbringen.

Der Versuch gelang über Erwartung, wenn es auch geraume Zeit dauerte, ehe Clemence inne wurde, daß sie nicht nur erreicht hatte was sie wollte, sondern auch was sie nicht wollte. Arthur war so lange als möglich seinem Vorsatz treu geblieben. Er suchte in keiner Weise, sich Marguerite zu nähern, ja, man darf behaupten, daß er natürlich sich darbietende Gelegenheiten unbenutzt vorüber gehen ließ. Indessen konnte er gar nicht vermeiden, sie von Zeit zu Zeit in den Kreisen, in welchen er sich bewegte, zu sehen, und dann empfand er tief, daß er sie liebe, daß in einem näheren Umgange mit ihr die jetzt nur mühsam beschwichtigte Sehnsucht in volle Leidenschaft aufflammen müsse, um ihn unglücklich zu machen, wenn sie erwiedert wie wenn sie nicht erwiedert würde. Davon überzeugte er sich am deutlichsten, wenn er in Chericourt's Hause erschien. Er konnte diesen Einladungen sich nicht entziehen, ohne geradezu die Herzogin zu beleidigen, und es gab Augenblicke, wo er einsah, das einzige wahre Rettungsmittel sei — Paris verlassen. Es war hart, ein Asyl aufgeben zu sollen, wo allein ihm geboten wurde, was er sonst überall vermißte, aber er zürnte über seine Zaghaftigkeit, und wirklich im Begriff, seinen Mantel über den Kopf zu werfen und zu entfliehen, ohne um sich zu sehen, empfing er eine Einladung der Herzogin. Diese wollte er benutzen, um ihr zu vertrauen, daß er ungesäumt eine Reise antreten müsse, aber auch aus der Ferne für Chericourt wirken zu können hoffe. Es schien ihm doch zu viel, auch Clemence's Freundschaft einbüßen zu sollen, was er für unfehlbar hielt, wenn er Paris verließe, ohne sich von ihr zu verabschieden. Mit diesem Entschluß ging er zum ersten Petit Souper — es war zu spät! Schon stand er der magischen Linie, die

keine Rückkehr gestattet, näher als er ahnte, und als er, bezaubert von dem ersten Liebesmahl der Herzogin, nach Hause kam, fand er, daß seiner Reise eine Menge Gründe sich widersetzten, die er unbegreiflicherweise vorher gar nicht beachtet hatte. Clemence war bei alledem mit Arthur bei Weitem nicht so zufrieden, als man es nach der eben angeführten Wirkung, welche sie freilich nicht bemerkte, hätte erwarten sollen. Marguerite zeigte sich reizend wie immer, liebenswürdig im besten Geschmack, heiter, lebhaft, ohne nur um eine Linie die Grenze der weiblichen Anmuth zu überschreiten, ja, ohne sie anzustreifen. Alle Anwesenden wurden von ihrer Laune hingerissen, nur Arthur nicht, oder doch in einem geringeren Grade als alle Anderen. Clemence wußte aus Erfahrung, wie geistvoll er in solchen Turnieren den Handschuh aufheben und eine Lanze einlegen konnte, aber diesmal vermied er es, betheiligte sich nur so weit, als der gesellige Anstand es forderte, damit kein Vorwurf ihn treffe. Clemence kam sogar auf die Vermuthung, daß dieselbe leidenschaftliche Aufregung, deren Ausbruch sie, ihrer Meinung nach, schon einmal noch eben zu rechter Zeit verhüten konnte, auch hier im Spiele sei, daß er in ihrer Gegenwart nur mit Ueberwindung einer anderen Dame mehr Aufmerksamkeit bezeige, als die Artigkeit nothwendig verlange. Wenn sie nun auch deshalb ihm grade nicht zürnte, sollte er doch, wie sie es damit gehalten wissen wolle, aus der Unbefangenheit erkennen, mit der sie ihm eine so liebenswürdige Frau als Genossin ihrer Freundschaft zuführte. Diese Betrachtung spornte ihren Eifer noch mehr, um es dahin zu bringen, daß Arthur seine Sprödigkeit aufgebe und Marguerite einige freundschaftliche Theilnahme zuwende; sie empfand

eine wahre Befriedigung als es ihr zu gelingen anfing. Wie einen Triumph feierte sie es, als Arthur allmälig seine von ihr vorausgesetzte Abneigung überwand und bei den sich rasch folgenden kleinen Soupers mit Marguerite in einen geistigen Verkehr trat, der die junge Frau zusehends von Stufe zu Stufe hob. Er ließ sich's nicht nur gefallen, daß man sich abwechselnd bei Chericourt versammelte, er wurde auch dort ganz unbefangen ein Freund des Hauses, und Marguerite war in der That durch Clemence's Bemühung in dem schönen Bunde die Dritte geworden.

Die Resignation, mit welcher Arthur anfangs dieses, wie er annahm, unvermeidliche Schicksal über sich ergehen ließ, wich bald dem unwiderstehlichen Reize, den Marguerite auf ihn übte. Sie war so unbefangen, so kindlich sicher in diesem Verhältniß, sie betrachtete Clemence und Arthur als geistige Geschwister, in die sie ein unbegrenztes Vertrauen setzte. Arthur ehrte ihr Vertrauen, und die ideale Richtung seines Charakters erklärt es, daß er die Hoffnung hegen konnte, es werde ihm gelingen, seine Neigung für Marguerite in platonischen Schranken zu erhalten — gerade dasselbe, was Clemence, ohne daß er es wußte, von ihm für sich erwartete. Marguerite gab sich gar keinem Idealismus hin, nahm Menschen und Dinge, wie sie sich darstellten, bemühte sich nicht um eine andere Auffassung als die, welche ihr unmittelbar daraus hervorging, grübelte nicht über ihre Empfindungen und fürchtete sich nicht, weil sie an Gott und seine Gnade glaubte. Sie dankte ihm inbrünstig für das Glück, eine solche Freundin und einen solchen Freund gefunden zu haben. Es fiel ihr nicht im Entferntesten ein, daß ihre Freundschaft für Arthur ihre

Pflichten gegen Chericourt beeinträchtigen könne. Die Anregung, welche sie in Arthur's Umgang empfing, war freilich anderer und höherer Art, beschäftigte nicht nur ihren Geist, sondern auch ihr Gemüth. Seine lichtvollen Erörterungen erfreuten sie, oft betheiligte sie sich daran in treffenden Bemerkungen, in Fragen, welche zum rechten Verständnisse führten. Arthur's feine Ironie ergötzte sie, und sie gab dazu manchen launigen Beitrag. Wenn eine melancholische Stimmung ihn anwandelte, war sie unvergleichlich im Eifer einer besorgten Theilnahme und fröhlich wie ein Kind, sobald es ihr gelang, einen heiteren Frieden in ihm zu stiften. Ihrem Gemüth war es Bedürfniß, ihren Freund mit Gott, der Welt und sich versöhnt zu wissen, aber ihr Herz empfand keine leidenschaftliche Beängstigung, noch viel weniger ahnte sie, daß Arthur eine solche empfand. Wenn der Gedanke sich ihm aufdrängte, daß er bestimmt sein könnte, diese glückliche Unbefangenheit zu trüben, nahm er sich um so ernster vor, fest und stark zu bleiben. Und Marguerite hatte ja so gar keinen Hang zur Schwärmerei, war sich selbst so klar über ihre Stellung und ihre Pflichten! Er durfte sich wohl den Genuß gestatten, den eine legitime Freundschaft mit diesem herrlichen Wesen darbot.

Mehrere Monate hindurch blieb diese Lage ungefährdet, und auch die Welt nahm keinen Anstoß daran. Die betheiligten Personen beobachteten keine ängstliche Vorsicht, die häufig gerade den Argwohn weckt; sie hatten in der That nichts zu verbergen und forderten ebensowenig die spähende Aufmerksamkeit heraus durch Andeutung eines vertraulichen Einverständnisses. Marguerite, obwohl eine glänzende junge Frau an der Seite

eines ältlichen Gemahls, entging der üblen Nachrede durch die Freundschaft der Herzogin, von der man wußte, daß die Gunst der Damen des königlichen Hauses ihr die Pflicht auferlegte, die Personen ihres besonderen Vertrauens mit gewissenhaftester Strenge zu wählen. So genossen die beiden Frauen ungestört das Glück einer idealen Freundschaft mit dem ausgezeichneten Mann, ohne zu ahnen, welche Gluth und welche Kämpfe seine ruhig scheinende Brust verschloß.

Als man eines Morgens dem Fürsten meldete, ein Mann aus Algier wünsche ihn zu sprechen, ließ er ihn sofort eintreten.

„Wie!" rief Arthur mit freudigem Erstaunen ihm entgegen; „Ihr seid es, mein Freund Sidi?"

„Ich habe nicht unterlassen wollen, sogleich nach meiner Ankunft Eurer Hoheit meine Aufwartung zu machen!" antwortete der Angeredete.

„So nicht, Sidi!" sagte Arthur, mit Herzlichkeit seine Hand ergreifend; „Ihr seid mein Freund, Ihr habt mir das Leben gerettet, das Jeder von uns nun einmal nicht umhin kann als ein großes Gut zu betrachten, und es ist fast ein Wunder zu nennen, daß Ihr dabei das Eurige nicht verloren. Wären wir von den Kabylen erreicht worden, wir hätten es mit unsern Köpfen bezahlt!"

„Das hätten wir, Herr", meinte lächelnd Sidi, „aber was ich that, schlagt Ihr zu hoch an."

„Ihr werdet mir erlauben, es so hoch anzuschlagen, daß ich zeitlebens Euch dafür verpflichtet bleibe. Ich mußte Afrika verlassen, kurz nachdem ich durch Eure Hülfe meinen Kopf aus dieser Schlinge zog, ich konnte

Euch nur mit wenigen Worten danken. Nun aber, da Ihr in Paris seid, trete ich Niemanden als dem Könige das Recht ab, Euch Gastfreundschaft anzubieten. Ist daher Euer Bett nicht in den Tuilerien aufgerichtet, so betrachtet Arthur von Manfredonia's Haus als das Eure. Es ist immerhin etwas besser als ein Zelt in der Wüste und eben so gastfrei. Auch habe ich im Stall ein paar Thiere, die ein Scheikh in der Sahara mit wohlgefälligem Auge betrachten würde."

„Ihr ehrt mich hoch, Herr, und ich werde dankbar Eurem gnädigen Willen nachkommen!" antwortete Sidi. Er war ein schöner junger Mann von feinster orientalischer Bildung. Obwohl er europäisch gekleidet, verrieth ihn die olivengelbe Hautfarbe sogleich als einen Afrikaner.

„Was führt Euch nach Paris? Doch wie frage ich! Ihr habt in Afrika so viel mit den Franzosen verkehrt und ihnen so wichtige Dienste geleistet, daß ganz natürlich in Euch der Wunsch entstehen mußte, auch ihr Babylon an der Seine kennen zu lernen."

„Ich bin Franzose geworden, wenn auch nicht der Farbe nach", bemerkte Sidi; „ich stehe im Dienste bei dem arabischen Bureau und komme auf Befehl des Kriegsministers nach Paris. Weshalb, soll ich erst erfahren."

„Dann hütet Euch nur, zu viel Wahrheit zu sagen, man wird es Euch nicht Dank wissen."

„Ich kenne sie freilich zu gut, um anzunehmen, daß sie willkommen wäre", lächelte der schlaue Neu-Franzose; „aber ich weiß nicht, mit welcher Lüge ich Glauben finde."

„Mit der, Sidi, welche sich auf dem Budget am besten ausnimmt, Ruhm in das Land und Geld hinausbringt. Es ist nur billig, daß ich Euch beistehe bei den

hiesigen Kabylen, die zwar keine Köpfe, sondern nur Beutel schneiden. Ich kenne Euch ja als einen gewandten Mann, der seinen Weg zu finden weiß, ohne anzustoßen. Mein Säckel steht Euch zu Diensten."

Bei welcher Gelegenheit der afrikanische Gast seinen Gönner so hoch verpflichtet hatte, erzählte der Fürst noch denselben Abend im traulichen Verein der Genossen, die sich bei der Herzogin versammelt hatten. Er wünschte seine Freunde und auch seine Freundinnen für den Mann zu gewinnen, dem er sein Leben verdankte. Man wollte natürlich Näheres darüber wissen.

„Wir hatten", sagte Arthur, „gegen einen Kabylenstamm eine von den Razzia's ausführen müssen, welche zwar nur Greuel mit Greuel bestrafen, dennoch aber vielleicht auf dem Ehrenschilde der afrikanischen Feldzüge Flecken bilden, die zu vertilgen ich künftigen Geschichtschreibern überlassen will. Wir waren herangeschlichen wie Wegelagerer, wie Tiger über sie hergefallen, hatten ihr Vieh genommen, ihre Weiber und Kinder gefangen, da sie die Pferde nicht erreichen konnten, auf denen die Männer entflohen. Der Tag ging bald zu Ende und die nöthigen Vorsichtsmaaßregeln wurden getroffen, um mit unserer brüllenden und jammernden Beute die Nacht sicher zubringen zu können. Ich selbst ritt noch hinaus, mich zu überzeugen, ob unsere vorgeschobenen Vedetten zweckmäßig vertheilt seien. Es war am Fuße der Vorberge des Atlas, der Abend wunderbar herrlich in einer Gegend, wo rieselnde Bäche einen fast eben so das Auge wie den Geruchsinn betäubenden Pflanzenreichthum nähren. Nach vollendeter Runde wählte ich den Rückweg längs eines Baches, der eine kleine Schlucht innerhalb unserer Vorpostenlinie durchströmte. Ich ritt langsam,

sorglos, und beging die Unvorsichtigkeit, die Füße aus den Steigbügeln zu ziehen. Plötzlich fühlte ich mich an einem Bein gepackt, aus dem Sattel gehoben, ehe ich ein Pistol ergreifen konnte, gebunden und geknebelt. Geräuschlos jagte man auf meinem eigenen trefflichen Renner mit mir das Gebirge hinauf. Im Lager einer großen Horde angekommen, wurde ich meiner Bande entledigt und zum Häuptling geführt, der einen Freude-ruf ausstieß, als er an meinen Epauletten meinen Rang erkannte. Nach einer langen Berathschlagung trat ein Mann zu mir, der wohl früher zur See gedient haben mochte und so viel Italienisch im Malteser-Dialekt sprach, daß ich den Sinn seiner Worte verstand. Ich sollte schreiben, daß, wenn die Franzosen sich hinter eine angegebene Linie zurückziehen und sich verpflichten wollten, diese nicht zu überschreiten, man mich gegen ein Lösegeld ausliefern werde. Treffe am vierten Tage keine Antwort ein, so sei ich der Blutrache verfallen. Abd-el-Kader war nicht fern, ich in der Macht eines seiner Aussend-linge, der die Gebirgstämme gegen uns aufwiegelte und jedenfalls einen richtigen strategischen Instinkt haben mußte. Erfüllten die Franzosen die geforderte Bedin-gung, so konnte Abd-el-Kader unbemerkt einen Punkt erreichen, von welchem aus er leicht unser Expeditions-corps vom Hauptheer abzuschneiden vermochte. Ich be-sann mich einen Augenblick, zog meine Brieftasche her-aus und schrieb. Der mit mir verhandelt hatte, betrach-tete das Geschriebene, aber wie Einer, der nicht im Stande war, es zu lesen. Ich hatte ihm den Brief ver-kehrt hingehalten, und er merkte es nicht. Ohne Zweifel ging der Brief ab, denn am folgenden Morgen wurde aufgebrochen und gegen Abend eine Stellung eingenom-

men, in der man aller Wahrscheinlichkeit nach die Antwort abwarten wollte. Wir befanden uns auf einer ziemlich bedeutenden Hochebene, die wie ein Vorgebirge in das Flachland hinauslief und mit einer senkrechten Granitwand endete. Man behandelte mich verhältnißmäßig erträglich, errichtete mir sogar ein Zelt, nicht weit von jener Wand, wie auf der Plattform eines Thurmes, von wo aus man meilenweit in die Ebene hinaussah. Flucht war unmöglich; dennoch stellte man des Abends eine Schildwache am Rande des Abgrundes aus, als hegte man den Verdacht, es könne mich die Lust anwandeln, durch einen Sturz in die Tiefe mein Leben freiwillig zu enden. Drei Tage verstrichen, und die Nacht vor dem vierten brach an. Ich lag ausgestreckt im Zelte, das nach der Ebene zu geöffnet war. Ich schlief nicht, ich rechnete ab mit mir und mit der Welt, denn ich zweifelte nicht daran, daß der nächste Tag mir den Tod bringen werde; ich bat nur Gott, mir martervolle Verstümmelung zu ersparen."

„Aber", bemerkte Clemence, „Sie konnten ja erwarten, daß in Folge Ihres Briefes das Lösegeld rechtzeitig eintreffen werde."

„Nein!" rief Marguerite in der Ungeduld gespannter Erwartung und mit leuchtenden Blicken. „Nein! denn gewiß hatte der Fürst das nicht geschrieben, was man von ihm verlangte."

Als senkte seine Seele sich auf einem funkelnden Lichtstrahl seines Auges in das Marguerite's, betrachtete er sie, und Clemence, deren freundschaftliche List gelungen war, dachte triumphirend, an diesem Zug werde er wohl erkennen, daß adelige Gesinnung als Instinkt des Blutes ihrer schönen Freundin beiwohne.

„Sie lassen mir nur Gerechtigkeit widerfahren, Gräfin", fuhr Arthur fort; „ich hatte geschrieben, man solle sich des Ueberbringers sogleich bemächtigen, ihn scharf bewachen, eilig einen angegebenen Punkt besetzen, wodurch der Vortheil, den, nach meiner Vermuthung, Abd-el-Kader beabsichtigte, vereitelt werde, und meinen Tod nicht bedauern, denn mein Beruf als Ritter sei, für das Kreuz und die Ehre zu sterben. Ich war zu einer ruhigen Verzichtleistung auf alles irdische Verlangen, zu einer innigen Vertröstung auf die göttliche Gnade gelangt, und es schien mir eine Verheißung, als am fernen Horizont die Helle erschien, welche den Aufgang des Mondes verkündigt. Deutlich hob sie die Umrisse der Gegenstände hervor, die sich zwischen meinem Zelte und der scharfen Kante der Felsenwand befanden, wo mein Wächter, mit dem Rücken gegen mich gekehrt, gleich mir, wie es schien, dem ersten Erscheinen der Mondscheibe entgegen harrte. Da tauchte seitwärts, vom Wächter unbemerkt, in einer dem Zelte näher gelegenen, nach dem senkrechten Abgrunde sich hinziehenden Felsrinne — wohl vom Wasser ausgehöhlt, das in der Zeit der Hochgewitter von dort aus den schroffen Fels hinabsprudeln mochte — langsam und unhörbar ein dunkler Körper empor. Ich hielt ihn für ein Thier, vielleicht eine Tigerkatze. Kaum über einen halben Schuh hoch kroch es, an die Rinne gedrückt, nach dem Zelte. Ich sah dem gleichmüthig, aber aufmerksam zu, furchtlos wie ein Märtyrer, der es weiß, daß er am nächsten Tage wilden Bestien vorgeworfen wird. Das Thier verschwand im Rücken meines Zeltes, und nach wenigen Augenblicken vernahm ich einen dumpfen Laut, wie wenn die Muskeln eines organischen Körpers in angestrengter Spannung krachen, dann ein Schwirren,

wie wenn etwas die Luft durchschneidet. Mein gutes Auge, das noch immer unverwandt durch die Zeltöffnung spähte, sah den am Rande stehenden Kabylen sich vorwärts neigen und hinter dem Rande verschwinden — kein Zweifel, er war lautlos in den Abgrund gestürzt. Diese Tonlosigkeit des ganzen Vorgangs hatte etwas Gespenstisches, das selbst in meiner damaligen Stimmung mich mächtig ergriff. Mit einem Sprung war ich in der Höhe, als unter den Zeltbehang ein Mensch auftauchte, an mich heran glitt, den Mund an mein Ohr legte und in gutem Französisch, obwohl mit einem fremdartigen Accent, flüsterte: „Keinen Ausruf des Erstaunens, keinen Laut, oder wir sind verloren! Werfen Sie sich auf die Erde, kriechen Sie wie eine Eidechse aus dem Zelte durch das Regenbett. Wo es ausmündet, finden Sie ein Seil befestigt, dünn, aber es trägt mehr als einen Mann. Fassen Sie es muthig, schwingen Sie sich kühn über den Abgrund, fürchten Sie die Schwingungen nicht, das untere Ende ist gleichfalls befestigt. Es führt Sie auf das einzige am Felsen hervorragende Gestein. Drücken Sie sich an die Granitwand; ich folge, wenn ich annehmen darf, daß Sie unten sind.“ Es konnte mir nichts Schlimmeres begegnen, als was meiner am folgenden Tage wartete. Ohne ein Wort zu erwiedern führte ich das Gebotene glücklich aus, und wenige Augenblicke nach mir glitt mein Gefährte zu mir herab. Wie in einem steinernen Adlerhorste schwebten wir — so viel konnte ich in der Monddämmerung unterscheiden — noch immer hoch über der Ebene. Sidi — denn er war es — wickelte eine ähnliche Schnur von seinem Körper ab, als wäre er eine Spinne, suchte und fand eine Vertiefung im Gestein, wo der Haken faßte,

und versicherte mich, daß die Schnur bis unten reiche. Ich glitt hinab, er kam auch hier bald glücklich nach, wir standen auf ebenem Boden ohne anderes Ungemach, als daß meine Hände bluteten. Sidi faßte meinen Arm und zog mich hinter sich an der Felsenwand fort, als plötzlich an einem Felsenvorsprunge kauernd, eine Menschengestalt sich zeigte. Wir blieben mit angehaltenem Athem stehen. Die Gestalt rührte sich nicht, der Mensch mußte schlafen, und wir waren sehr geräuschlos herangekommen. Sidi kroch — ich erkannte das Thier wieder, das ich oben von meinem Zelte aus beobachtet hatte — zu ihm hin, ich folgte, da ich sah, daß Jener noch immer sich nicht rührte, als mein Gefährte dicht vor ihm sich erhob. „Bildet der dumme Teufel sich etwas darauf ein, uns noch als Doppelgänger zu erschrecken?“ sagte lachend Sidi. „Es ist der Kabyle, den ich eben so schnell als still von seinem Wachposten vor Eurem Zelte ablöste. Stumm trat er den Weg an und wurde schneller befördert als wir. Daher gewann er uns den Vorsprung ab. Seht, mein Messer sitzt ihm noch fest im Wirbelbeine des Genicks, es hat ihm das Rückenmark durchschnitten. Seine Gestalt zeichnete sich auch so prächtig ab gegen den lichten Luftgrund, daß es ein Vergnügen war, nach ihm zu werfen!“ Damit zog Sidi das Messer aus dem Nacken der Leiche, und nach wenig Augenblicken erreichten wir ein Gestrüpp, wo ein ungesatteltes Pferd uns erwartete. Ein arabisches Pferd von echtem Geblüt bleibt unangebunden zehn und zwölf Stunden an dem Punkte, wo sein Herr es hingestellt, unbeweglich stehen. Sidi schwang sich auf, ich hinter ihm, und vorwärts ging es über Stock und Stein. In wenigen Stunden waren wir an den französischen Vorposten und — gerettet. Da erfuhr ich,

wie Alles gekommen. Nachdem mein Brief angelangt und augenblicklich eine Abtheilung nach dem von mir angedeuteten Punkte abgegangen, wollte man Reiterei aussenden, um mich zu befreien. Zu meinem Glück war Sidi im Lager. Er machte bemerklich, daß auf solche Weise mein Untergang gewiß sei. Müßten die Kabylen vor der Reiterei fliehen, würde der Scheikh nicht anders zu Pferde steigen als mit meinem abgehauenen Kopf an seinem Sattelknopfe. Er bat sich aus, mit dem Thebaner, der den Brief gebracht, ein Wort allein zu sprechen. Zuerst war aus diesem nichts heraus zu bringen. Da ließ Sidi ihn an einen Pfahl binden und machte einige vielversprechende Vorbereitungen, rollte Kügelchen von Baumwolle, die, in Oel getaucht und angezündet, auf nackten Gliedern ziemlich lange fortbrennen, und dergleichen mehr. Als der Bote sah, daß Sidi mit der Methode afrikanischer Kriminaljustiz innigst vertraut war und mit der Genauigkeit eines Liebhabers vom Fach dabei verfuhr, bezweifelte er seine Geschicklichkeit nicht, auf brennende Fragen sich Antwort zu verschaffen. Er zog also vor, sie sogleich zu geben und dafür eine Rolle Frankenthaler zu empfangen, nachdem unsre glückliche Ankunft im Lager die Richtigkeit seiner Angaben bestätigte. Auf welche Weise Sidi zu mir gelangte, weiß ich bis heute noch nicht. Kaum hatte ich ihm meinen Dank bezeugen können, kaum hatte er sich den Glückwünschen und Umarmungen der entzückten Soldaten entzogen, als er genöthigt ward, der ausgesendeten Abtheilung als Dolmetsch nachzureiten. Ein paar Wochen später mußte ich Afrika verlassen, ohne ihn wieder gesehen zu haben."

Die Gemüthsbewegung, mit welcher Marguerite den Wechselfällen dieser Schilderung folgte, gewann in ihren sprechenden Zügen einen unbewußt dramatischen Ausdruck, der jeden Beobachter überzeugt haben würde, daß sie tief-innigen Antheil an dem geretteten Helden des Abenteuers nehme. Die Augen aller Anwesenden hingen aber so ausschließlich und mit so gespannter Neugier am Munde des Erzählers, daß Niemand sie beobachtete als eben er selbst. Er sah in diese leuchtenden Augen, sah das wechselnde Farbenspiel der Wangen, die Wellenlinien der empfindungsregen Brust, und sich als den Erreger zu wissen, war vielleicht eine um so feinere Würze der Seelenwollust, je mehr das Bekenntniß ein unbewußtes, je weniger die Bekennerin sich scheute, die ganze Macht ihrer Lieblichkeit in naiver Sicherheit zu entfalten

„Ich muß gestehen, der Enthusiasmus der Soldaten könnte auch mich hingerissen haben!" sagte Marguerite. „Aber woher stammt dieser eigenthümliche Maurenheld, der in List und Kühnheit an das Zeitalter der Abencerragen mahnt?"

„Darüber kann ich nur geringe oder eigentlich gar keine Auskunft geben", antwortete Arthur. „Ich weiß, daß er sich Sidi-Ben-Abdallah nennt und zuerst in Algier auftauchte. Hier machte er sich dadurch bemerkbar, daß er, in der Nähe der Stadt von Räubern ausgeplündert und verschleppt, scheinbar ihrem Gewerbe sich anschloß, durch einige höchst verschlagene Unternehmungen, die mit fast humoristischer Kühnheit ausgeführt wurden, ihr Vertrauen gewann, dann aber sich an ihnen rächte, indem er dem französischen Platz-Kommandanten ihren Anschlag wider eine einzeln liegende und sehr blühende Niederlassung verrieth. Nicht nur wurden bei dieser Gelegen-

heit alle jene Räuber gefangen, sondern Sidi benutzte eine ihm ertheilte Vollmacht so gut, daß er durch Zusage der Begnadigung aus mehreren dieser, dem militairischen Standrechte nach zur Hinrichtung an Ort und Stelle verurtheilten Gesellen wichtige Entdeckungen herausbrachte. Sie hatten neben dem Räuberhandwerk ein einträgliches Spionirgeschäft für Rechnung von Häuptlingen unabhängiger Stämme betrieben, und man konnte nach ihren Eröffnungen sogar einige ihrer in Algier seßhaften Mitschuldigen verhaften. Sidi wunderte sich sehr, daß man den Reumüthigen wirklich das Leben ließ. „Es ist ihnen ja versprochen worden", bemerkte der Kommandant. — „Von mir ja, aber nicht von Ihnen." — „Aber ich ertheilte Dir die Vollmacht." — „Meinetwegen!" meinte Sidi; „sie werden Euch auslachen und so bald als möglich entspringen, um fortzufahren, wo sie aufgehört." — Einige Tage später kam Sidi zum Kommandanten und meldete ihm, wenigstens der letzte Theil seiner Prophezeiung sei bereits eingetroffen. Einer der Begnadigten war entsprungen und in Sidi's Zelt geschlichen, ohne Zweifel, um seine Rache zu kühlen. Sidi aber hatte so sicher auf ein Abenteuer gerechnet, daß ein Strohmann in seinem Bette lag, er selbst jedoch hinter einem Verschlage auf einer Matte schlief. „Ich fürchtete, daß Euer gutes Herz einen Rückfall bekommen könnte", sagte Sidi zum Kommandanten; „und während der alberne Geselle meinen Strohmann durchbohrte, schlang sich eine seidene Schnur um seinen Hals. Er liegt nun, an Engbrüstigkeit verschieden, in meinem Karavanserai, und ich bitte, da die Hitze groß ist, die Leiche aus Gesundheitsrücksichten bald abholen zu lassen." Um Sidi, der so wesentliche Dienste geleistet, der Umständlichkeit französischer Justiz

zu entziehen, die immerhin in solchem Falle die Nothwehr festgestellt wissen will, sandte man ihn als Dolmetsch zu den weit vorgeschobenen Abtheilungen der Truppen, und diesem Umstande verdanke ich meine Rettung. Ich bin erstaunt über die Entwickelung, welche Sidi inzwischen gewann. Er drückt seine Ideen mit voller Freiheit im Französischen aus; das hier und da Fremdartige seiner Aussprache übt einen eigenen Reiz und, sei es nun Takt oder Instinkt, er nahm in Haltung und Benehmen nicht den einförmig sich wiederholenden Lanzknechtstyl der Offiziere an, mit denen allein er doch umging, sondern bewahrte ein eigenthümliches Gepräge, das, verschieden von der gewöhnlichen morgenländischen Gravität, ganz natürlich aus der ungemeinen Behendigkeit seiner zarten und zierlichen Gestalt hervorgeht."

„Dieser Beschreibung nach, Fürst, werden Sie den Pariser Salons einen Löwen zuführen, der — je nachdem — darin Verheerungen anstellen dürfte", bemerkte Clemence. „Wir aber halten ihn hoch als den Retter unseres Freundes und nehmen es nicht so genau mit der, wie es scheint, immer noch etwas heidnischen Ungezwungenheit seines sittlichen Bewußtseins."

„Er hat in dieser Beziehung Nebenbuhler unter Ihren Landsleuten, Herzogin", schaltete Arthur ein. „Sidi ist Christ, doch will ich nicht behaupten, daß seine Christlichkeit nicht einer Aufbesserung bedürftig sei."

Laut und dringend erhob sich der allgemeine Wunsch, den Retter Arthur's kennen zu lernen, und in einer späteren Soiree bei der Herzogin stellte der Fürst Sidi-Abdallah vor. Er machte im Ganzen einen guten Eindruck. Seine Eigenthümlichkeit wurde sehr zulässig ge-

funden, ja er konnte sich sogar rühmen, aus einer pikanten Verlegenheit glänzend hervorgegangen zu sein.

Als nämlich Sidi der Gräfin Chericourt zugeführt wurde, schien es einen Augenblick, als wolle ein muhamedanischer Instinkt die angelernte europäische Civilisation durchbrechen. Ein fast unheimliches Feuer glimmte auf in seinen weit geöffneten Augen, ein Lächeln flog über seine Züge, dem Wohlgefallen ähnlich, womit ein Scheikh oder Serdar eine ihm angebotene schöne Circassierin betrachtet. Erst als Marguerite erröthend die Augen niederschlug, schien Sidi sich zu besinnen, wo er sei. Er legte die Hand an die Stirn, verbeugte sich, und seine schönen Augen, in deren weißblauen Schalen ein Paar dunkle Smaragden zu schwimmen schienen, sprachen tiefe Ehrfurcht aus, welche die schlaue Schüchternheit in der Betonung seiner Worte bestätigte.

„Ich bitte um Nachsicht, gnädige Frau! Ich war im Geringsten nicht darauf vorbereitet, in einer französischen Dame das Ideal der Sakontala verwirklicht zu sehen.“ Sidi kreuzte die Hände über der Brust wie Jemand, der sehnsüchtig Vergebung seiner Sünden hofft.

Der nun längst verschollene hinkende Teufel von Lesage, der bekanntlich in der Brust der armen Sterblichen lesen konnte, würde gewiß herausgebracht haben, daß alle gegenwärtige Pariser nach diesen Worten in der Stille dachten: der Mensch verdiente ein Franzose zu sein. Aber sie sagten es nicht, sondern begnügten sich mit dem zustimmenden „Ah!“, das in feinen Kreisen das Beifallklatschen ersetzt. Was Sidi gesagt, ist im Grunde nur eine ziemlich armselige Aushülfe, die man nur darum nicht zur Alltäglichkeit warf, weil der Name des Ideals ungewöhnlich, den Meisten gewiß ganz unbekannt war.

Genug, diese Wendung half nicht nur Sidi, sondern allen Anwesenden mit aus der Verlegenheit, und der Dank raubt der Kritik den Stachel.

Daß Marguerite's Anblick den Afrikaner oder — Morgenländer überraschte und verwirrte, ist sehr erklärlich, denn wir haben wohl kaum nöthig, dem Leser zu sagen, daß dieser Sidi-Ben-Abdallah Niemand anders war als Kotapur. In seiner stets nur der Gegenwart zugewendeten Seele hafteten im Allgemeinen sehnsüchtige Erinnerungen so wenig wie Reue. Dennoch hatte er seitdem mehr als einmal an das reizende Mädchen in Guadeloupe gedacht, wenn auch eigentlich nur mit dem Verdruß eines Jägers, dem eine schöne Gazelle, trotz der schlauesten Nachstellung, für immer entging. Er lernte inzwischen viele Französinnen kennen, nicht nur Grisetten, sondern auch Damen aus höheren Kreisen; keine aber hatte einen gleich stachelnden Reiz auf den heißblütigen Hindu ausgeübt wie jenes Mädchen im Hause des Gouverneurs von Basse-Terre. Immer wieder belebte sich ihr Bild in seinem Gedächtniß.

Kotapur war mit einem französischen Schiffe nach Marseille gekommen. Zum ersten Male frei und von aller Dienstpflicht entbunden in einer üppigen Stadt, fand er an den europäischen Vergnügungen Geschmack und besaß anfangs Geld genug, um sich ihnen hinzugeben. Er wäre schon damals nach Paris gegangen, aber, in ein Spielhaus geführt, von der Leidenschaft ergriffen, verlor er seine ganze Baarschaft. Er verzweifelte darum nicht, denn er verstand zu schwelgen und zu darben, wie es eben kam. Bekanntlich herrscht zwischen Arabien und der Westküste von Hindostan ein reger Seeverkehr. Kotapur sprach in seiner Kindheit schon Arabisch und mußte

es in der Schule der Jesuiten in Goa überdies förmlich lernen. In Marseille hatte er mit mehreren Algeriern Bekanntschaft gemacht, deren Einer ihm vorschlug, in seinen Diensten nach Algier zu gehen. Kotapur nahm es an und fand sich in der Mischung von morgenländischen und europäischen Sitten, die seinem angebornen Instinkt zusagten, schnell zurecht. In der Hauptsache ergiebt sich seine dortige Laufbahn aus Dem, was Arthur seinen Freunden mitgetheilt. In unglaublich kurzer Zeit gelang es ihm, sich bei den französischen Militair-Behörden in Gunst zu setzen. Vertraut mit den Ansichten der Morgenländer, faßte er bald den Standpunkt der Europäer unter ihnen richtig auf und erkannte die wahre Sachlage um so deutlicher, als er innerlich frei war von dem Einfluß der religiösen, sittlichen und geselligen Begriffe und Vorurtheile, von welchen Mahomedaner und Christen geleitet werden. Er huldigte jedem Propheten, wie es sein Vortheil erheischte, und verlachte Alle, die es in einer anderen Weise thaten als er. Rasch errang er sich einen Namen durch rücksichtlose Waghalsigkeit. Arthur's Rettung war vielleicht sein pikantestes Abenteuer, aber er hatte mehrere bestanden, die ziemlich daran reichten. Nach wenigen Monaten wurden die höheren Behörden aufmerksam auf den gewandten Unterhändler, der die wahren Absichten der Eingebornen stets durchschaute, und so verwandelte sich Kotapur in wenig über Jahresfrist aus einem armen Schiffsjungen in einen königlichen Beamten, dem der Kriegsminister zutraute, dienliche Aufschlüsse geben zu können. Sein arabischer Name war den Umständen entsprechend gewählt worden. Er hatte nicht versäumt, sich bei der Geistlichkeit in Gunst zu setzen, und der Bischof von Algier empfahl ihn dem Erzbischof

von Paris als einen treuen Sohn der Kirche, dessen, für christliche Ohren etwas anstößiger Name, aus örtlichen Rücksichten beibehalten werden müsse.

Man kann sich nun vorstellen, wie mächtig Sidi-Abdallah — wir nennen ihn ferner so — ergriffen wurde, da er unerwartet das schöne Mädchen von Guadeloupe und überdies als eine vornehme Dame wiedersah. Obwohl Marguerite gar nicht wußte, wer Sakontala sei, begriff sie doch natürlich, daß ihr eine Artigkeit gesagt worden, und da Sidi hiermit seine Dreistigkeit, die doch eigentlich nur darin bestand, ihre Schönheit etwas zu enthusiastisch bewundert zu haben, in der Meinung der Anwesenden gut gemacht, stand ihr nicht zu, ihm ferner zu zürnen. Tugendsame Hoffahrt war ihr ohnedies fremd, und mit einem nur halbgesitteten Araber durfte man in Anstandsfragen nicht allzu streng rechten. Gern hätte sie gefragt, wer Sakontala sei, aber sie fürchtete, mit einem orientalischen Schwall von Schmeicheleien übergossen zu werden. Die Pause, welche wir benützt haben, einige unentbehrliche Aufschlüsse zu geben, dauerte begreiflicherweise nur Sekunden, und Marguerite knüpfte an Sidi-Abdallah's Worten an, indem sie ihn versicherte, daß er nicht nur auf die Nachsicht, sondern auf die dankbaren Gesinnungen der Freunde des Fürsten von Manfredonia rechnen könne, den er ihnen durch seine muthvolle That erhalten habe.

„Einer Tugend darf das Morgenland sich rühmen", antwortete Sidi-Abdallah mit einer Salbung, die seinen ehemaligen Pater Provinzial in Goa entzückt haben würde; „wir wissen Freundschaft in Ehren zu halten, und ich preise Gott, daß er meinen fürstlichen Gönner mit Freunden gesegnet, deren Lieblichkeit Herz und Auge

erquickt. Damals kannte ich Ihren hohen Freund nur wenig, dachte nur daran, einen französischen Offizier seiner Fahne zu erhalten. Um mich nicht besser zu machen, als ich bin, bekenne ich sogar, daß ich mächtig gespornt wurde von der Lust, den Kabylen ihre schlaue Rechnung zu verderben. Hätte der edle Herr in ihrem Sinne geschrieben, so würden die Franzosen danach gehandelt, Jene aber für ihren Gefangenen ein kaum zu erschwingendes Lösegeld gefordert haben. Ich erreichte mehr, als ich erwartete. Der Fürst überschüttet mich mit Dankbarkeit, und die höchste Gnade, die er mir erweisen konnte, habe ich so eben durch Sie empfangen."

Man sieht, daß Sidi nicht Zeltgenosse der Franzosen gewesen, ohne von ihnen zu lernen. Er wußte, daß sein halbwahres Geständniß, welches scheinbar sein Verdienst schmälerte, dem Abenteuer einen Hochgeschmack im gallischen Sinne gab. Marguerite, obwohl sie noch nicht durch Erfahrung große Fortschritte in der Menschenkunde gemacht haben konnte, besaß den Instinkt der Beobachtung und erkannte den Kunstgriff. Es kam ihr vor, als verhöhne ein verborgener Zug in der Stille Diejenigen, welche der vorangestellten Bescheidenheit Glauben schenkten. Die aufwallende Sinnlichkeit war in den eigenthümlich fesselnden Augen Sidi's einer frommen Unterwürfigkeit gewichen, der Marguerite nicht recht traute. Sie hätte eine Bestätigung ihres Argwohns finden können, als Sidi ihrem Manne vorgestellt wurde, aber sie war zu sittlich lauter, um eine verkappte Frivolität vorauszusetzen. Eine ironische Zufriedenheit zeigte sich an dem Fremdling unverkennbar, als Sidi sich überzeugte, daß dieser Graf Chericourt nicht der Vater, sondern allen Ernstes der Gemahl der schönen Marguerite sei.

Das Verhältniß lag nun ungleich günstiger als ehedem auf der fernen Insel, wo der arme Hindu von Versteck zu Versteck schleichen mußte. Seine gesellschaftliche Stellung erlaubte ihm jetzt, die Schöne zu sehen und zu sprechen, die ihm reizender erschien als je. Er nahm sich vor, die Lage der Dinge auszukundschaften, denn es war ihm nicht klar, was man in Paris wagen könne. Nur begriff er die Nothwendigkeit, mit der größten Behutsamkeit zu Werke zu gehen.

Sidi-Ben-Abdallah begann, wie man sagt, mit dem Anfang: er studirte den Fürsten, der ihn mit einem so großmüthigen Enthusiasmus unter seinen Schütz genommen. Er war von dem ihm zu Theil gewordenen Empfang, der seine kühnsten Erwartungen übertraf, sehr überrascht. Um sich für die Dauer diese Gönnerschaft zu erhalten, schien es unerläßlich, das Vertrauen des Fürsten zu gewinnen. Er wußte, daß dieser wegen seines Einflusses beim Herzog von Orleans Afrika hatte verlassen müssen. Oft genug äußerten sich darüber die afrikanischen Offiziere, welche Arthur als einen geehrten und angenehmen Kameraden sehr vermißten und überhaupt einige Neigung zeigten, gegen das Pariser Ministerium Opposition zu machen. Nun war Arthur aber ein Charakter, den Sidi nicht verstehen konnte. Mit dem klaren Verstande, dem klugen und scharfen Urtheil des Fürsten vermochte er dessen Ritterlichkeit der Gesinnung nicht zu reimen. Eine solche als Maske voranzustellen, um Andere damit zu täuschen, leuchtete ihm zwar als zweckmäßig ein, nicht aber, daß ein kluger Mann selbst daran glauben könne. Sidi beurtheilte sich selbst mit großer Kaltblütigkeit. Es lag ihm gar nicht daran, bei sich Tugenden zu entdecken; er wollte nur vom Leben so viel

Genuß als möglich, und darum konnte er ohne alle Eingenommenheit die ihm einwohnenden Kräfte bemessen, durch welche dieser Zweck erreichbar werde. Virtuose in der Kunst, Gesinnungen zu heucheln, die er nicht besaß, übte er sie schon deshalb unaufhörlich, weil er seine wahre Ansicht nicht kund geben durfte, ohne sich zu schaden. Die äußeren Formen der Frömmigkeit, Biederkeit, Ritterlichkeit, des durch Liebenswürdigkeit vermittelten Leichtsinns standen ihm zu Gebote. Bis zu einem gewissen Grade vermochte er auch den rhetorischen Bedarf dafür zu bestreiten. Bei alledem war er zweimal gewahr worden, daß seine Fertigkeit nicht in allen Fällen ausreiche. Ohne davon innerlich beschämt zu sein, hatte er sich's gemerkt, wie Seraphine ihn ertappte, als er bei ihr eine Hoffahrt voraussetzte, die sie nicht besaß; wie er seinen alten Kapitain Don Diego nicht hintergehen konnte, weil dieser ihm selbst ähnlich war. Diesen überholte er dann, indem er zuletzt doch seine Schwächen herausgefunden hatte. Er hoffte, daß ihm dies auch bei Arthur gelingen werde, doch nahm er sich vor, ihm gegenüber einen eigenthümlichen Weg einzuschlagen. Der Fürst kannte sein Verfahren in Afrika, wo er eben dadurch Glück machte, daß er sich nicht verstellte. Sidi beschloß daher, wenn der Fürst unter vier Augen mit ihm anbinden sollte, mit aller Behutsamkeit aufrichtig zu sein und genau aufzupassen, welchen Eindruck er bewirke. Mit glücklichem Instinkt hatte er in der That den klügsten Plan entworfen; jeder andere würde seinen Zweck verfehlt haben.

Arthur bereute keineswegs, den an Stand und Bildung von ihm so verschiedenen Araber bei sich aufgenommen und bei seinen Freunden eingeführt zu haben. Be-

sann dieser sich etwa, als es galt, ihm das Leben zu retten? Indessen übernahm Arthur damit doch eine gewisse Verantwortlichkeit. Der Anfang machte sich über Erwartung gut, aber er traute der glücklichen Anwendung gesellschaftlicher Lebensformen, welche Sidi den Franzosen in Algier abgesehen, doch nur bis zu einem gewissen Grade. Der Bemerkung der Herzogin eingedenk, fand er es allerdings nicht unwahrscheinlich, daß dieser Löwe, wenn seine Leidenschaft erregt würde, vergessen könnte, nicht in Afrika zu sein. Er nahm Veranlassung, ihn zu prüfen, und hielt es schon für ein gutes Zeichen, daß Sidi ihm nicht auswich und bald bei jeder Gelegenheit ihn um Rath fragte. Dann war Sidi keineswegs ein stummer Zuhörer, der sich Alles sagen ließ. Zum großen Erstaunen des Fürsten erklärte er manchmal, daß er den ihm ertheilten Rath nicht brauchen könne. Unverhohlen äußerte er, daß er von seinen ehemaligen Lehrern im Christenthum auch solche Rathschläge erhalten, sich aber meist sehr schlecht dabei befunden, sobald er sie befolgt, und die Bemerkung gemacht habe, daß die Christen Eines lehren und ein Anderes thun. Er käme also offenbar in Nachtheil, wenn er die Lächerlichkeit beginge, christlicher sein zu wollen als die Christen. Arthur horchte das erstemal, als er diese ganz unbefangen vorgetragene Ketzerei hörte, hoch auf und gerieth in nicht geringe Verlegenheit, wie dagegen aufzukommen. Er wußte, daß Sidi in Afrika viel Klugheit und Verschlagenheit an den Tag gelegt, und erkannte nun, daß er aufgeweckten Geistes die Bildung, welche ihn umgab, sich rein praktisch aneignete und schnell kombinirte. Dabei ließ er sich gar nicht aus der Fassung bringen und bewies oft ein sehr selbstständiges Urtheil, das er nur

vor thatsächlichen Beweisen beugte. Mit eigentlichen Studien beschäftigte er sich nicht; doch machte er sich mit dem Verwaltungswesen bekannt, so weit es auf Afrika Bezug hatte: dort sollte er seinen künftigen Wirkungskreis finden. Er sagte dem Fürsten, daß er im Kriegsministerium seine Ansicht dahin geäußert habe, die neue, Algier zugedachte Organisation werde sich sehr gut ausnehmen. Niemand könne diese Ansicht widerlegen, denn die Probe werde nie stattfinden, der ganze Plan vielmehr in der afrikanischen Sonne verdorren, bevor er eine Wurzel in die Erde senkte. Das Beste sei, den Ausarbeitern desselben Beförderung und Orden zu geben, den Plan selbst aber liegen zu lassen. Damit wären alle Betheiligten zufrieden gestellt. Der Fürst fragte, wie er so schnell sich in alle diese Verhältnisse hineingefunden? Sidi antwortete, das sei nicht geschehen und auch gar nicht nöthig gewesen, denn erst hier in Paris habe er erfahren, was Alles in Algier vermeintlich ausgeführt worden, wovon man aber in Afrika nichts wisse. Dort habe man unter dem Drange der Umstände nach eigenem Ermessen gehandelt. Dieser Sidi war offenbar ein Mensch, der, weil ohne alle theoretischen Vorurtheile, die Sache nahm, wie sie lag und die Vorurtheile Anderer zu seinem Vortheil benutzte. Lebhafte Aufmerksamkeit bewies er für die Menschen in Paris, die Sitten und Gebräuche, und erbat sich oft Aufschlüsse über Verhältnisse, die ihm nicht ohne Weiteres deutlich einleuchteten. Sidi war eine unabhängige Natur, frei von allen Voraussetzungen eines Glaubens oder eines Systems, hatte bereits einige Vergleichspunkte für das, was sich seiner Beobachtung darstellte, gewonnen, und besaß im hohen Grade die Gabe einer scharfen und launigen Schil-

derung. Seine gewandte Zunge entwarf aus dem Stegreif Genrebilder eigenthümlicher Art. Kurz, er erschien nicht nur absonderlich — das nur Absonderliche wird bald gewöhnlich — an ihm war Alles immer wieder neu, er selbst originell und gefügig zugleich. Seine Gemüthlosigkeit stach nicht grell hervor; man ahnte sie, aber sie erschien fast nur als eine Unvollkommenheit, die bei sittlichem Fortschritte sich verlieren könne.

Wenn man bekannte Verhältnisse von einem Standpunkt aus, den man selbst nicht gefunden hätte, beurtheilen hört, dann fallen ungewohnte Streiflichter auf sie und gewähren oft ganz neue Aufschlüsse. Auf diesem Wege wurde dem Fürsten der Verkehr mit Sidi immer anziehender gerade zu einer Zeit, wo die im Stillen wachsende Leidenschaft für Marguerite einen Zwiespalt zwischen seinem Herzen und seinen Grundsätzen hervorrief. Er bemerkte und vernahm nichts, was in der Lebensweise Sidi's ihm hätte Besorgniß einflößen können, denn dieser war viel zu klug, irgend etwas zu wagen, bevor er nicht mit den Verhältnissen vertraut genug geworden, um ohne Beistand eines Andern seine eigenen Wege zu gehen. Er hütete sich vor jeder Art von Vertraulichkeit dem Fürsten gegenüber und ließ sich von dessen Herablassung nie dazu verleiten, den Abstand zu vergessen, der sie trennte. Es geschah wohl bisweilen, daß der ihn beherrschende Geist ihn unwillkürlich zu kecken und vermessenen Aeußerungen hinriß. Dann aber war er so klug, sie nicht zu verleugnen, sondern sagte, er sehe ein, daß er unrecht habe, sich so unverhohlen auszusprechen. Er glaubte bemerkt zu haben, wie das ganze Bildungsverhältniß, in welchem er hier lebe, nur dadurch bestehe, daß Jedermann vor den äußersten Folgesätzen seiner Mei-

nung zurückschrecke. Er begreife diese Furcht nicht, wohl aber die Nothwendigkeit, nicht klüger sein zu wollen als Andere. Auch fügte er zuweilen die Bitte hinzu, der Fürst möge Geduld mit ihm haben; vielleicht komme ihm eine bessere Einsicht, wenn er erst mehr an das Klima gewöhnt sei.

Wirrsal.

Um diese Zeit eröffnete sich eine Aussicht, welche geeignet schien, Chericourt's Zwecke in Madrid zu begünstigen. Was Arthur gesagt, traf ein. Er führte wirklich eine Gelegenheit herbei, die ohne ihn schwerlich wäre gefunden worden. In einer Unterredung mit dem Herzog von Orleans kam die Bedeutung Mahons für die Fahrt zwischen Algier und Marseille zur Sprache. Der Vertrag mit der spanischen Regierung, welcher den Franzosen dort ein Depot gestattete, war seinem Ablauf nahe, und Arthur meinte, das Beste wäre, die ganze Insel von Spanien zu erwerben. Dieser Idee stimmte man enthusiastisch bei, hielt aber die Ausführung nicht für möglich. Arthur, der im Grunde dasselbe glaubte, warf ein, es käme denn doch auf den Versuch an. Seine Stellung zu dem Prinzen erlaubte ihm, in aller schicklichen Umschreibung deutlich genug darauf hinzuweisen, wie man gerade damals in Madrid mit Geld einen Einfluß für sich gewinnen könne, dem bis dahin nichts miß-

lungen sei, und wie es am Ende den Käufer nichts angehe, in welcher Weise der Kaufschilling verwendet werde. Zwei Umstände waren dem Plane günstig. Der spanische Schatzmeister — der des Staates nämlich — sah leere Truhen vor sich, und England hatte mit einer drohenden Note den Wehruf seiner Unterthanen, welche spanische Staatsgläubiger sind, unterstützt. Unter solchen Verhältnissen hatte Spanien selbst zu den demüthigendsten Bedingungen weder in Paris noch in London eine Anleihe auftreiben können, der Sold für Beamte und Heer blieb schon lange im Rückstande, und die Geldnoth erreichte den höchsten Grad.

Diese Bedrängniß und der Einfluß gewisser Personen, die zwar keine Noth, aber desto mehr Begierde nach Geld hatten, konnten benutzt werden, und einige Millionen Francs, um welche die Insel Minorca nicht zu theuer wäre, dürften vielleicht Wunder bewirken. Die Unterhaltung mußte, wie Arthur weiter bemerkte, natürlich sehr geheimnißvoll geführt werden, damit die Presse darüber im Dunkeln bliebe und die Cortes überrascht würden als von einem letzten Auskunftsmittel, Geld zu erhalten. Wolle England durchaus bezahlt sein, so könne es sich nicht einer Abtretung widersetzen, ohne welche es unmöglich sei, die Zahlung zu bewerkstelligen. Diese Erwerbung war allerhöchsten Orts eine Lieblings-Idee und wurde in einem günstigen Augenblick angeregt. Man beschloß zu versuchen, ob etwas dafür zu thun sei, und zwar ganz unter der Hand. Wie Arthur gewünscht und erwartet, sollte die Vorfrage nicht durch die gewöhnliche Botschaft gestellt werden. Der Fürst empfahl den Grafen Chericourt. Dieser wolle ohnehin in Familien-Angelegenheiten, deren Natur nicht näher bezeichnet wer-

den dürfe, sich nach Madrid begeben. Mit Empfehlungen gehörig versehen, sei er ganz geeignet, zu erkunden, ob sich mit Aussicht auf Erfolg ein offizieller Schritt wagen lasse. Man anerkannte, daß Chericourt alles Vertrauen verdiene, und Arthur erreichte seine Absicht. Er brachte Jenen ohne Hinderniß dahin, wo er dann selbst einen günstigen Ausgang herbeiführen konnte, je nachdem er es verstand, den Augenblick richtig zu benutzen.

„Graf Chericourt muß die Leute kennen lernen, mit denen er in Madrid zu thun haben wird", sagte Arthur zur Herzogin, der er die glückliche Wendung mittheilen zu müssen glaubte, bevor er sie den Grafen verkündigte. „Mit der Hauptperson stehe ich in Verwandtschaft (man wird sich erinnern, daß sein Vater ein Prinz von Neapel war), und wiewohl ich um keinen Preis diese für mich anrufen möchte, bin ich doch dadurch im Stande, Aufschlüsse zu geben, welche Herrn von Chericourt überzeugen können, daß er sich dort nicht in dem Bereiche zarter und erlauchter Beziehungen befinden wird, sondern ohne Scheu die Diplomatie der Börse walten lassen darf. Um ein Gericht Linsen läßt man dort freilich keine Erbrechte ab, man macht nur im Großen, aber es giebt einen Preis, um den man Alles haben kann. Vermag er den zu leisten, so wird er mit und ohne Urkunden den Sieg davontragen. Unter dieser Voraussetzung hege ich keinen Zweifel, daß wir nicht sehr lange warten dürfen, um die Wünsche unserer Freundin erfüllt zu sehen. Die Sendung, für welche es möglich wurde, ihm solche Empfehlungen zu verschaffen, muß auch für die Gräfin ein Geheimniß bleiben, und mein gegebenes Wort verbietet mir sogar, Ihnen, Frau Herzogin, den Gegenstand zu bezeichnen."

Arthur empfing mit geziemender Bescheidenheit die herzliche Danksagung der Herzogin für seinen freundschaftlichen Eifer, bestand aber darauf, daß Marguerite nicht wissen dürfe, welchen Antheil er daran habe. Auch ihrem Gemahl werde auferlegt werden, vor Jedermann geheim zu halten, nicht nur, daß er mit einem Auftrag betraut sei, sondern auch, daß er nach Madrid gehe. Er werde daher in Paris nur eine Geschäftsreise nach Bordeaux ankündigen, wo die Kolonial-Interessen so bedeutend vorwiegen, daß ein reicher Eigenthümer von Guadeloupe dort Viel zu besorgen haben könne. Erst von Bordeaux aus solle Chericourt nach einem Aufenthalt von einigen Tagen Pässe nach Spanien nehmen, dann erst seiner Gemahlin mittheilen, wohin er gehe, aber auch ihr das strengste Schweigen auflegen.

„Wenn ich Ihnen so viel verrathen habe", schloß Arthur scherzend, „so geschah es nur, weil wir von Anfang an Mitverschworene waren und ich mir die Genugthuung nicht versagen konnte, Sie davon zu überzeugen, daß ich meine Zusage nicht vergaß."

Chericourt empfing die schriftliche Einladung zu einer Unterredung mit dem Fürsten. Man wußte am Hofe, daß die Tuilerien immer von Spionen beobachtet wurden, daß die Minister, die fremden Gesandten, die Zeitungs-Redaktionen sich berichten ließen, wer Audienzen gehabt, und daß man daran oft Vermuthungen knüpfte, welche früher oder später ihren Weg in die Zeitungen fanden. Man hatte daher den Fürsten damit beauftragt, Chericourt mitzutheilen und zu behändigen, was für seinen Auftrag nöthig war. Darunter befanden sich eigenhändige Briefe vom König und Madame Adelaide, die zwar in allgemein gehaltenen, doch aber dringenden Formen

den Ueberbringer als einen Vertrauensmann empfahlen. Chericourt nahm natürlich das Anerbieten mit Freude an. Noch mehr dankte er dem Fürsten für die Anweisung, wie er zu verfahren habe, um in der Erbschafts-Angelegenheit seinen Zweck zu erreichen.

Merkwürdigerweise traf es sich, daß Chericourt zugleich durch eigene Geschäfte nach Bordeaux gefordert wurde. Er hatte einen treuen und erprobten Verwalter seiner Besitzungen in Guadeloupe nach Frankreich beschieden und so eben von einem Korrespondenten in Bordeaux die Nachricht erhalten, daß Jener dort eingetroffen sei, jedoch krank und für den Augenblick außer Stande, die Reise nach Paris fortzusetzen. Dieser Verwalter, dem die Besorgung sehr wichtiger und geheimer Geschäfte obgelegen, konnte Vieles nur mündlich berichten und war außerdem Träger inhaltreicher Papiere, die nicht wohl der Post, noch viel weniger bei einem doch möglichen Todesfalle gerichtlichem Inventar anvertraut werden durften. Chericourt beeilte sich daher, seine Angelegenheiten in Paris so zu ordnen, daß durch sein etwaiges längeres Ausbleiben keine Störung statt finde. Das hatte seine besondere Schwierigkeiten, da er Niemanden dort hinreichendes Vertrauen schenkte, um ihn in alle seine Verhältnisse einzuweihen. Er nahm keinen Anstand, Marguerite Geldeswerth, ja, sein ganzes Vermögen anzuvertrauen, aber es gab denn doch Aufschlüsse über die Vergangenheit, die er ihr nicht mittheilen konnte. Wenn er genöthigt wurde, sich längere Zeit in Madrid aufzuhalten, war ihre Lage überdies in manchen Beziehungen schwierig. Chericourt zweifelte nicht an ihr, doch eben so wenig daran, daß gar Mancher die Gelegenheit benützen werde, ihre Grundsätze auf die Probe zu stellen. Deshalb beabsichtigte er,

von Bordeaux aus die Herzogin zu bitten, Marguerite mit sich auf ihre Güter zu nehmen, die sie, wie er wußte, bald zu besuchen gedachte. Seinem gegebenen Versprechen gemäß, durfte er ja beiden Frauen vor seiner Abreise keine Eröffnung machen. Es blieb ihm also nichts übrig, als seine Werthpapiere unter eigenem Siegel bei der Bank zu hinterlegen und seiner Gemahlin zureichenden Kredit für alle Fälle bei einem Pariser Handelshause zu eröffnen. Vierundzwanzig Stunden, nachdem er die Nachricht empfangen, konnte er sich bei Arthur beurlauben und ihm anzeigen, daß er denselben Abend Paris verlassen werde.

„Nenne es nicht kindisch", sagte Marguerite, als Chericourt ihr die bevorstehende Abreise ankündigte, „wenn eine kurze Trennung von Dir mich betrübt, ja, gleichsam mit Grauen erfüllt. Sie weckt die Erinnerung an Leiden der Vergangenheit, und ohne Deinen Schutz, ohne Deinen freundschaftlichen Zuspruch stehe ich noch immer wie verlassen da. Die Freundschaft der vortrefflichen Herzogin ist ein köstliches Gut, dessen Werth und Bedeutung ich tief empfinde, aber sie hat Pflichten, die ihrem Wohlwollen für mich voranstehen. In diesem großen Hause werde ich demnach wittwenhaft einsam sein, und wären wir nicht überein gekommen, meine ehemalige spanische Lehrerin während Deiner Abwesenheit mir zur Gesellschafterin herbeizuziehen, so hätte ich Niemand, der mir eine andere Antwort ertheilen könnte, als das Ja oder Nein eines Dieners."

So unverhohlen Marguerite den Beweggrund ihrer Besorgniß angab, so aufrichtig war ihre Theilnahme für Chericourt, dessen Vertrauen dadurch bestärkt wurde. Er wollte ihr Guillaume zurücklassen, aber Marguerite

bestand darauf, daß er ihn mitnehme als einen Diener, dem sie zutraue, er werde, wenn es sein müsse, für seinen Herrn etwas wagen. Marguerite hatte Thränen im Auge, als sie ihm beim Einsteigen in den Wagen die Hand reichte, und ihr Gatte unterdrückte nur mit Mühe seine eigene Bewegung. Ueber den alten, durch vielerlei Schicksale gehärteten Mann hatte diese liebliche, fast noch mädchenhafte Frau gleichsam einen zweiten Frühling des Gemüths gebracht. In solcher Stimmung betrachtete er manche Erinnerung aus seinem Leben in einem anderen Lichte, als er je vorher gethan, und mehr als ein längst beschwichtigter Umstand zeigte ihm jetzt seine bedenklichen Seiten. Mit seinem kranken Diener in Bordeaux hatte er Einiges zu verhandeln, was dahin einschlug. Sein beunruhigtes Bewußtsein tröstete sich indessen mit dem Gedanken, das Ziel seiner Reise gelte einer Ehrenrettung Marguerite's; diese betrachtete er als ein sichtbares Pfand der Versöhnung, welche zu verdienen er sich vornahm. Fortan wollte er in ihrem Sinne, nach der Eingebung ihres lauteren Gemüths verfahren. Die im Sklavenhandel erworbenen Summen sollten für Nothleidende verwendet werden; etwas wie ein Hospice Marguerite schwebte ihm vor. Daß all' das Gute, was dadurch etwa noch bewirkt werden könnte, dennoch das Elend, dem jenes Gold entsprossen, nicht zu tilgen vermöge, daran dachte Chericourt nicht. In seiner elegischen Anwandlung schrieb er den guten Werken der Zukunft eine rückwirkende Kraft zu und gründete darauf seine Hoffnung. Die Civilisation übt in der Stille ihren Einfluß, sie drängt unwillkürlich dem Bewußtsein ihren Maaßstab auf. Die Verdammung, welche in Europa das Verfahren treffen würde, über dessen sittliche Schätzung Che-

ricourt in den Kolonieen sich gleichgültig hinwegsetzte, drückte ihn, obwohl Niemand ahnte, daß sie ihn treffen könne; denn nur vom ökonomischen Standpunkte aus vertheidigte er in der Pairskammer die Sklavenhalter, welche allerdings vernichtet waren, wenn sie ohne Entschädigung ihre Sklaven frei geben sollten.

Chericourt fand in Bordeaux seinen Verwalter in erfreulicher Besserung und empfing von ihm einen ausnehmend günstigen Bericht. Seine Besitzungen in Guadeloupe waren im blühendsten Zustande. Herm Clauzel hatte außerdem zwei Aufträge zu besorgen gehabt und zur Ausführung des ersten die Insel Cuba besucht. Seine unter der Hand eingezogenen Nachrichten über die noch immer unter dem Namen Varialva administrirten Güter bestätigten in zuverlässigem Nachweis deren großen Werth. Chericourt durfte also in Madrid eine große Summe für die erstrebte Anerkennung bieten. Den zweiten Auftrag hatte Clauzel nicht vollziehen können.

Man wolle sich erinnern, daß Chericourt den Kapitain Don Diego Ramirez auf Guadeloupe mit Summen versah, um eine neue „Campagne“, wie man es nennt, im Sklavenhandel zu machen. Der Verabredung gemäß sollten Chericourt und Diego in Jahresfrist auf der Insel St. Thomas in den Antillen zusammentreffen, um über das Ergebniß Rechnung zu pflegen. Die unvorherzusehenden und seitdem eingetroffenen Ereignisse, welche Chericourt nicht erlaubten, Europa zu verlassen, verhinderten ihn, seinen Kapitain am verabredeten Orte zu erwarten. Es handelte sich um eine sehr bedeutende Geldsumme, aber noch vielmehr kam es Chericourt darauf an, Diego kundzuthun, daß er die bisherigen Geschäfte nicht mit ihm fortsetzen wolle, und sich so mit

ihm zu stellen, daß er künftig nichts von ihm zu befürchten habe. Er glaubte nicht gerade, daß Diego ihn verrathen werde, auch hatte dieser keine Beweise in Händen, die vor einer Untersuchung Stich hielten; aber er konnte immerhin Angaben machen, welche einige Wahrscheinlichkeit begründeten, daß Chericourt im Sklavenhandel Geld angelegt habe, und schon diese würde unter den gegenwärtigen Umständen Chericourt's Ansehen wesentlich schaden. Um jeden Preis Gewißheit zu erlangen, hatte er Clauzel beauftragt, nach St. Thomas zu gehen, und ihm Diego als einen Mann bezeichnet, von dem zu fürchten sei, daß er sich in gewagte und verbotene Unternehmungen einlasse, mit dem daher jede Geschäftsverbindung aufgegeben werden sollte. Zugleich wies er den Verwalter an, sich mit Diego's Angaben zu begnügen, sich unter allen Umständen freundschaftlich mit ihm abzufinden und ihn davon zu unterrichten, daß Chericourt nicht in Guadeloupe, sondern auf Reisen sei. Clauzel hatte Don Diego in St. Thomas angetroffen, ihn nach den ihm angegebenen Erkennungszeichen als den rechten Mann erfunden und, nachdem er sich als dazu beauftragt ausgewiesen, um Abrechnung ersucht. Diego erwiederte, eine solche sei leicht zu geben, das ganze Unternehmen sei zu Grunde gegangen und auch das Schiff verloren. Da er indessen nur die auf Bahia gezogenen Wechsel gehoben, die auf Rio aber nicht, so belief sich die eingebüßte Summe doch nur auf etwas mehr als die Hälfte dessen, was ihm anvertraut worden. Clauzel bemerkte gegen Chericourt, daß in der That vor seiner Abreise in Guadeloupe keine Anzeige aus Rio eingelaufen über Auszahlung der dort angewiesenen Gelder. Diego verlangte aber noch fünfhundert Pfund Sterling, eine geringe Ent-

schädigung, wie er meinte, für den Verlust seines Schiffes. Clauzel weigerte sich, diese zu zahlen, worauf Diego erklärte, daß er alsdann nach Guadeloupe gehen und Chericourt's Rückkehr abwarten müsse. Clauzel schaltete hier ein, er theile Chericourt's Meinung, daß dieser Kapitain sich in gefährliche Unternehmungen eingelassen; nach reiflicher Ueberlegung habe er die Unannehmlichkeiten, die aus dem Aufenthalte eines solchen, zum Aeußersten gebrachten Mannes in Guadeloupe für seinen Herrn entstehen könnten, höher angeschlagen als die Vermehrung des Verlustes um einige Tausend Francs, daher gegen einen Empfangschein seine Forderung befriedigt. Chericourt erkannte Diego's Unterschrift, bemerkte, daß sein Name nicht in dem Dokument genannt sei, sondern der Clauzel's, schloß daraus, daß dieser eine Ahnung haben müsse von der Gefährlichkeit seiner Geschäfte mit Diego, und konnte das Verfahren seines Verwalters nicht mißbilligen. Im Grunde war er zufrieden, daß die Sache so abgelaufen, er hoffte, nun von Diego nichts mehr zu hören und sein Verhältniß mit ihm vergessen zu dürfen. An Clauzel gewann er damit zugleich einen erwünschten Vertrauensmann für seine Angelegenheiten in Paris. Er wies ihn an, nach seiner vollständigen Genesung dorthin abzureisen, seine ferneren Anordnungen zu erwarten, und trat selbst, nachdem er zuvor noch an Marguerite geschrieben, seine Reise nach Madrid an.

Ein Bildniß.

Das Namensfest der Herzogin von Vaulabelle stand nahe bevor, und Chericourt war schon längst darauf bedacht gewesen, diese Gelegenheit zu einem Beweise seiner Dankbarkeit zu benutzen, von dem er annahm, daß er ihr wirkliche Freude bereiten werde. Er hatte sich zu diesem Zweck an einen der ersten Künstler Frankreichs gewendet und ein lebensgroßes Bild von Marguerite bestellt, das er als ein hohes Kunstwerk ausgeführt wünschte und mit dem höchsten Preise bezahlen wollte. Dieses Anerbietens ohnerachtet, machte der Künstler Anfangs Schwierigkeiten, da er wohl in Chericourt's Gattin eine diesem an Alter nicht zu ungleiche Dame vermuthete. Chericourt, seine Gedanken errathend, hatte ihn lächelnd zu Tisch geladen. Der Künstler erschien, sah Marguerite, und war in solchem Grade von ihrer idealen Schönheit entzückt, daß er mit Mühe die Frage unterdrückte: wie der Graf zu einem solchen Engel komme.

„Sie ist mir wahrscheinlich vom Himmel gekommen", hatte Chericourt gesagt, ohne doch die Frage vernommen zu haben. „Ich vertraue sie nicht Ihrem Pinsel, sondern Ihrer Künstlerehre an. Marguerite ist noch nie gemalt worden, und das Bild soll ihrer Freundin, der Herzogin von Vaulabelle, den innigsten Dank ihres Gemüths darbringen, das noch die Schönheit überbietet, mit welcher sie gesegnet wurde."

„In solchem Sinne werde ich sie auffassen", antwortete der Maler; „Sie haben meinen ganzen Künstlerstolz in die Schranke gefordert."

Diese Umstände sind mit Bezug auf das Folgende nicht gleichgültig. Es ward noch ausbedungen, es der Herzogin anheim zu stellen, ob sie später gestatten wolle, daß das Bild in einer Kunst-Ausstellung gezeigt werde. Der Künstler ging auf alle Bedingungen ein und arbeitete mit Begeisterung.

Das Bild war fertig und in der That ein vollendetes Kunstwerk. Weil aber der Maler mit ganzer Seele geschaffen, wollte er auch alles Beiwerk harmonisch entsprechend gestalten. Es sollte der kunstsinnigen Empfängerin alle Freude, dem Meister alle Ehre bringen, und als Chericourt so plötzlich Paris verlassen mußte, stand es noch auf der Staffelei des Künstlers, der die letzte Hand daran legte und sich nicht davon trennen konnte. Der Graf sah ein, daß es nicht Jedem gelingen werde, ihm den Schatz zu entreißen. Unter solchen Umständen ersuchte er den Freund der Herzogin, ihn zu vertreten, damit das Bild am Festtage sicher an seinen Bestimmungsort gelange. Arthur hatte den Auftrag gern übernommen, und man kann sich leicht vorstellen, wie begierig er war, das Gemälde zu sehen. Sprachlos stand er davor und im Innersten so ergriffen, daß es lange dauerte, bis er seiner Bewunderung Worte zu geben vermochte. Wie beneidete Arthur die Herzogin! Was hätte er nicht gegeben, um einen gleichen Schatz zu besitzen, wenn dergleichen überhaupt wiederholt werden könnte! Aber er hatte kein Recht daran. Wenn er selbst in diesem Falle das ihm angeborene Zartgefühl bewältigt hätte, sah er doch ein, daß der ehrenhafte Künstler auch durch eine große Summe nicht zu gewinnen wäre. Indessen erlaubte er sich wenigstens, ihm die äußerste Frist zu stellen, und brachte täglich mehrere Stunden in seiner

Werkstatt zu — um dieses schöne Werk zu studiren. Sein innerstes Gefühl und die Furcht, nicht Meister seiner selbst zu bleiben, untersagten ihm, sich dem reizenden Original im Hotel Chericourt zu nahen. Die Abwesenheit des Gemahls zu benutzen, widerstrebte seiner Ritterlichkeit. Doch konnte er sich der süßen Hoffnung nicht entschlagen, daß mit dem Bilde auch Marguerite selbst wieder bei der Herzogin sichtbar werden würde.

Nur zu bald erschien der Tag, an welchem die Frist abgelaufen war. Der Maler konnte dies nicht inniger bedauern als Arthur, der so früh als thunlich in die Werkstatt ging, um von dem Kleinod Abschied zu nehmen, das er künftig nur verstohlen betrachten sollte. Mit großem Erstaunen erfuhr er, der Künstler sei unerwartet zum Herzog von Orleans beschieden worden, und seiner unabänderlichen Gewohnheit nach habe er den Schlüssel zu der Werkstatt mitgenommen, die in seiner Abwesenheit Niemand betreten durfte. Da der Fürst erklärte, daß er nothwendig den Maler sprechen müsse und erwarten wolle, führte man ihn in dessen Wohnzimmer. Verstimmt und zerstreut musterte er die Gemälde, welche sich hier befanden, durchschritt eine Reihe von Zimmern und erreichte das letzte Kabinet derselben, allen Anzeichen nach das Heiligthum, in welchem der Künstler zurückgezogen über neue Werke nachsann und seine Skizzen entwarf. Ein kleines Bild zog hier seine Aufmerksamkeit an. Es hing schlecht im Lichte, und Arthur nahm es von der Wand, um es auf eine Staffelei zu stellen und dem Fenster näher zu bringen. Da bemerkte er, daß das Bild eine Vasista bedeckt hatte, durch welche man ungesehen das unmittel-

bar daran stoßende Atelier vollständig überblicken konnte, ohne Zweifel von dem Meister dazu bestimmt, seine Schüler zu überwachen oder fremde Besucher, denen er sich nicht zeigen wollte, zu beobachten. Betroffen sah Arthur, daß Jemand in der Werkstatt arbeitete, ein hübscher, junger Schüler, den der Meister eingeschlossen hatte, wahrscheinlich, um ihn gegen Zerstreuung von Außen zu schützen. Er saß mit dem Rücken gegen Arthur, vor ihm Marguerite's Bild, das er — kopirte! Er malte hastig an einem Miniaturbild. Arthur sah es ganz deutlich, so oft der Schüler den Kopf wandte, um irgend einen Zug am großen Bilde genau zu betrachten. Eifersüchtiger Zorn flammte glühend in Arthur auf bei dem Gedanken, daß ein anderer Mann als er ein solches Bild besitzen sollte. Wenige Minuten darauf kam der Meister. Arthur ging ihm mit den Worten entgegen: „Geschieht das mit Ihrem Vorwissen?" und führte ihn an die Vasista. Bei diesem Anblick prallte der Meister zurück. Man hatte ihm gesagt, daß der Fürst schon längere Zeit in seinen Wohnzimmern auf ihn warte, und er war sogleich dort hingeeilt. Der Schüler konnte daher seine Rückkehr nicht ahnen und arbeitete in vermeintlicher Sicherheit emsig fort.

„Bei Gott, nein!" antwortete der Künstler und winkte dem Fürsten an eine Tapetenthür. In ein paar Sekunden waren sie an der Seite des Schülers, der, wie sie so plötzlich von rückwärts herantraten, erschrocken aufsprang und nun mit Palette und Pinsel in der Hand zitternd vor ihnen stand.

Der Meister trat vor die kleine Staffelei, auf welcher das Miniaturbild aufgestellt war, und betrachtete es aufmerksam.

„Bei meiner Ehre, nicht übel!“ — sein Künstlersinn vertagte noch den Zorn — „ich hätte Euch das nicht zugetraut. Freilich, das innere Leben hinter meinen Farben will aus Eurem Pinsel noch nicht heraus, aber der Gegenstand ist so wunderbar schön, daß die treue Aehnlichkeit schon ein schönes Bild giebt. Schade! Es könnte was aus Euch werden, wenn Ihr nicht ein Schuft wäret, der seinen bisher väterlich gesinnten Meister bestiehlt.“

Der arme Junge, von den durchbohrenden Blicken des Künstlers zerschmettert, brachte stotternd hervor, er habe der Versuchung nicht widerstehen können, von dem schönen Kopfe eine Skizze zu haben, und gefürchtet, daß ihm die Erlaubniß dazu versagt werde.

„Ihr lügt!“ sagte der Meister, nachdem er das Bild genauer betrachtet; „das ist keine Skizze, sondern ein ausgeführtes Portrait, an dem Ihr schon lange heimlich und mit Fleiß gearbeitet. Ihr habt es gemalt, um es zu verkaufen, oder in Auftrag, und für wen?“

Keine Antwort.

„Ihr seid arm“, fuhr der Meister fort; „Ihr habt eine kranke Mutter. Aber das entschuldigt Euch nicht! Ihr entehrt mich und ladet auf mich den Verdacht einer Schandthat, denn das ist ein Bruch des gegebenen Worts. Dahinter steckt etwas! Ihr war't bisher so redlich als fleißig, Ihr seid dazu verleitet worden. Ein leidenschaftlicher Künstler oder ein Anbeter der Dame muß Euch versucht haben. Entweder Ihr bekennt jetzt Alles ohne Umschweife, oder ich lasse Euch verhaften und übergebe Euch den Gerichten.“

Bei dem Worte „Anbeter“ strömte Arthur das Blut bis in die Augen, aber er erschrak nicht weniger

bei der Drohung mit den Gerichten und begriff, daß er mit Ruhe einschreiten müsse. Wenn er jedes Aufsehen Marguerite's wegen verhindern wollte, so war er seinerseits nicht wenig begierig, zu erfahren, ob hier ein Anbeter und welcher im Spiele sei.

„Wenn Ihr wahre Reue beweist durch ein aufrichtiges Geständniß", sagte Arthur, „gelingt es mir vielleicht, Euren mit allem Recht entrüsteten würdigen Meister zu versöhnen. Das Bild muß unter allen Umständen vernichtet werden, aber den Euch dafür versprochenen Lohn sichere ich Eurer kranken Mutter zu."

Der arme Schüler fiel unter Thränen seinem Meister zu Füßen und beschwor ihn, seiner unglücklichen Mutter wegen Erbarmen zu üben. Er gestand dann, daß ein fremder Herr ihm fünfhundert Francs versprochen habe, wenn er ihm von dem fertigen Bilde eine Miniatur-Copie verschaffe.

„Und wer ist der Herr?" fragte, zitternd vor Bewegung, Arthur.

Das wußte der Schüler nicht. Er sei das erste Mal, und so oft er nach dem Bilde gefragt, immer Abends zu ihm in seine Wohnung gekommen. Einmal sei der Schüler ihm im Dunkeln nachgeschlichen, habe ihn jedoch nur eingeholt, um ihn eben in einen Miethwagen ohne Nummer steigen zu sehen. Am heutigen Abend wolle er sich einfinden, um das Bild in Empfang zu nehmen.

„Wenn wir das glauben sollen", sagte Arthur, der nun entschlossen war, die Sache, welche ihm immer interessanter wurde, selbst zu verfolgen — „so giebt es nur ein Mittel. Ihr folgt mir jetzt und bleibt unter meinem Gewahrsam, bis es dunkel wird. Dann be-

gleite ich Euch, und wir werden wohl erfahren, wer der Fremde ist und ob Ihr die Wahrheit gesagt. Als Vertreter der betheiligten Familien wird mir Euer Meister diese Untersuchung überlassen. Sie soll gewissenhaft geführt und jedem gerechten Anspruche genügt werden. Kann ich nachher einem wahrhaft Reuigen das Wort reden, so sollt Ihr nicht verlassen sein."

Der Meister erklärte sich damit einverstanden; Arthur hob seinen Gefangenen gut auf, und als es dunkel wurde, fuhren Beide nach der Wohnung des jungen Malers. Klein und armselig bestand sie nur aus zwei Zimmern. In dem einen lag die kranke Mutter, mit dem zweiten war ein ziemlich geräumiger Alkoven verbunden, hinter dessen dichten grünen Vorhängen Arthur sich verbergen konnte. Seiner Anweisung gemäß rief der Maler nur durch die Thür seiner Mutter zu, daß er mit einem Herrn ein Geschäft habe und erst nach dessen Beendigung zu ihr hinkommen könne. Es wurde Licht gemacht, und der junge Mensch mußte sich in solcher Weise an den Tisch setzen, daß dem Unbekannten nur ein Platz übrig blieb, an welchem Arthur von seinem Versteck aus ihn scharf im Auge behalten konnte. Der niedergeschlagene Künstler war hinreichend davon überzeugt worden, daß er, wenn er sich unbedingt unterwarf, Verzeihung und fernere Hülfe, im entgegengesetzten Falle aber entschlossene Strenge zu gewärtigen habe. Bald stellte der verkündete Besuch sich wirklich ein. Als der Unbekannte auf des Malers Einladung Platz genommen, erblickte Arthur einen schönen jungen Mann mit allen Ansprüchen, in die Klasse der Liebhaber gereiht zu werden. Zugleich ward er inne, daß er diesen Mann schon gesehen, ohne sich je-

doch entsinnen zu können, wo dies gewesen, noch wer er sei.

Der Maler gab etwas schüchtern dem Unbekannten sein Bedauern zu erkennen, daß nicht zu beseitigende Hindernisse es ihm unmöglich machten, das versprochene Bild zu vollenden.

„Das wäre freilich zu bedauern“, meinte ruhig lächelnd der Fremde; „denn als Sie mir vor Wochen die Copie zeigten, war die Aehnlichkeit schon sprechend. Sie muß, wenn Sie daran fortgearbeitet, jetzt ein reizendes Bild sein und ohne Zweifel verdienen, daß ich den damals Ihnen gegebenen Vorschuß nicht in Anschlag bringe. Sie werden die bedungene Summe ohne Abzug empfangen.“

Der erröthende Maler betheuerte, daß er nicht im Stande sei, diesen Vorschlag anzunehmen, eben so wenig freilich, den Vorschuß zurückzuzahlen, wofür er aber erbötig sei, eine andere beliebige Arbeit zu liefern. Der Unbekannte wurde zwar aufmerksam, blieb aber gelassen und schien in dieser Ausrede nur eine Steigerungslist zu erblicken. Wenn er jetzt zur Stelle das Gemälde mitnehmen könne, wolle er, um keine Zeit zu verlieren, ein paar hundert Francs mehr geben, warf er unmuthig hin, zog dabei eine Brieftasche hervor und begann in Banknoten zu blättern. Der Maler war natürlich genöthigt, ihm zu widerholen, daß er das Bild nicht habe und es ihm um keinen Preis, wie hoch er immer sei, verschaffen könne.

„Auch nicht um den Eurer Ehre und Eures guten Namens für nun und alle Zeit?“ fragte der Unbekannte mit einem düster flammenden Blick, indem er die Brieftasche wieder einsteckte.

„Auch um diesen nicht“, antwortete der Maler mit verzweifelter Entschlossenheit.

„Dann wird Euer Meister erfahren, daß Ihr sein Vertrauen gemißbraucht!“ rief der Fremde zornig, aber immer noch mit der Erwartung, daß diese Drohung eine erwünschte Wirkung hervorbringen werde.

„Er weiß es“, sprach Arthur hervortretend, denn er sah, daß er sich der Katastrophe und der Thür bemächtigen müsse. „Aber er weiß nicht, wer seinen Schüler bestochen hat, ihn zu verrathen, und um dieses zu erfahren, bin ich hier.“

„Also ein Hinterhalt!“ rief der Unbekannte aufspringend, indem er aus der Brusttasche ein Terzerol hervorzog, dessen Feder sogleich unter seinem Finger knackte.

„Ein Hinterhalt ruft den andern hervor“, bemerkte Arthur. „Beruhigen Sie sich, Ihre Banknoten sind sicher.“

Ein Blick auf Arthur hatte den Fremden überzeugt, daß auch er diesen Mann früher schon gesehen; doch konnte er sich so wenig wie Jener an den Ort erinnern, wo dies geschah.

„Die Ehre des Meisters ist bloßgestellt, gegenüber der Familie jener Dame, die ich vertrete. Auf dem Bilde einer tugendhaften Frau schimmert ein Abglanz ihres Rufes, Niemand darf es besitzen, wenn nicht mit ihrem Willen. Gegen diesen dazu gelangen wollen, heißt den Versuch eines Diebstahls begehen. Ich muß wissen, ob dabei nur Neugier oder eine strafbarere Absicht zu Grunde liegt. Wer sind Sie, mein Herr?“

„Mäßigen Sie Ihre Ausdrücke!“ rief wüthend der Unbekannte; aber unbekannt zu bleiben, mochte ihm

sehr am Herzen liegen, und er fuhr etwas ruhiger fort: „Ich bin ein Freund schöner Frauenbilder und suche sie mir zu verschaffen, wo und wie ich kann. Darüber bin ich Niemand Rechenschaft schuldig.“

„Mit Idealen mag Jeder nach Gefallen verkehren, aber eine solche Liebhaberei auf Kosten der Frauen befriedigen zu wollen, verdient Züchtigung, die der Polizei, des Stocks oder der Waffe, je nach Beschaffenheit der Person.“

„Platz an der Thür, wenn Ihnen das Leben lieb ist!“ rief der Unbekannte rasend und hob das Terzerol.

Der junge Maler, der in namenloser Angst dieser Entwickelung zuhörte und gar befürchten mußte, daß sie durch einen Mord vor einem Schwurgericht sich abschließen könnte, hatte den Augenblick benutzt, wo die erzürnten Männer ihn nicht beachteten. Hinter den zur Thür schreitenden Unbekannten schleichend, entriß er mit einem glücklichen Griff das Terzerol seiner Hand und warf es in die kalte Asche des Kamins.

Arthur stand unbeweglich mit verschränkten Armen vor der Thür. Der Unbekannte konnte unbewaffnet nicht daran denken, gegen zwei Männer aufzukommen.

„Sie fordern Rechenschaft von mir!“ rief er schäumend und mit dem Fuße stampfend. „Wer aber berechtigt Sie, für Marguerite aufzutreten?“

„Marguerite?“ sagte Arthur, in dem nun die Wuth unaufhaltsam emporloderte. „Wiederholen Sie diesen Namen nicht! Sie dürfen nur den der Gräfin Chericourt aussprechen.“

„Was wissen Sie davon?“ fragte verächtlich der Unbekannte. „Sie mögen von einer Gräfin reden, ich

aber kenne das Mädchen Marguerite besser, als Sie davon eine Ahnung haben."

„Halt!" rief Arthur donnernd. „Wenn Sie jetzt nicht augenblicklich Ihren Namen nennen, wird jener junge Mann die Polizei zu Ihrer Verhaftung herbeiführen."

„Ich bin Deputirter von Frankreich", antwortete der Andere stolz.

„Um so schlimmer für Frankreich", knirschte Arthur. „Wenn Sie aber sind, was Sie sagen, und dennoch auf solchen Wegen gehen, werden Sie ohne Zweifel den Ausweis der Quästur der Deputirtenkammer bei sich führen, der Sie dagegen schützt, von der Polizei verhaftet zu werden, obwohl Sie es verdient hätten."

Der Unbekannte sah ein, daß er sich vor der Polizei allerdings ausweisen müßte, zog daher vor, es gleich zu thun. Er nahm den angedeuteten Beweis aus seiner Brieftasche und hielt ihn Arthur hin; seine Echtheit konnte nicht bezweifelt werden, er enthielt Name und Wohnung des Deputirten, dem nun auch Arthur seine Karte gab.

„Ihr Geschäft hier ist beendet, mein Herr, und ich nehme an, daß der Name, der es veranlaßte, Ihnen heilig und verschwiegen bleibt. Sollte das nicht der Fall sein, wird man wissen, Sie dazu zu zwingen." Mit diesen Worten zeigte Arthur auf die Thür, die er nicht mehr bewachte.

„Ich habe ja auch Ihre Karte!" antwortete der Andere mit einem düsteren Blick auf Arthur und ging.

Der Fürst hatte auf dem Ausweise gelesen: Sulpice Gray, Mitglied der Kammer der Abgeordneten

für das Departement der Sambre. Er wußte, daß dies der Name eines exaltirten Mitglieds der radikalen Opposition sei, dessen sonstige persönliche Verhältnisse ihm jedoch völlig unbekannt waren.

So sehr sich Sulpice auch in dem politischen Parteigetriebe und in seinen eigenen Angelegenheiten, die immer verwickelter wurden, verrannt hatte, seine Leidenschaft für Marguerite war dieselbe geblieben. Er konnte die glühende Sehnsucht nicht bewältigen; sie loderte immer neu auf und nährte sich an dem gefährlichen Reize des Geheimnisses, das ewig mit neuen Hoffnungen lockt, nie befriedigt und mit jeder Täuschung den Stachel tiefer eindrückt. Von den Kreisen, in welchen Marguerite erschien, trennte ihn seine grell ausgesprochene politische Parteistellung. Es war ihm aber ein Bedürfniß, sie zu sehen, und er suchte dies auf Schleichwegen zu erreichen, die ihn immer tiefer in das Irrsal sehnsüchtiger Qual verstrickten. Er kannte ihre Loge im Theater, die Kapelle, wo sie ihre Andacht verrichtete, die Besuche, die sie regelmäßig machte, die Läden, in denen sie persönlich Einkäufe besorgte. Ueberall war er auf der Lauer, unsichtbar, oft in Verkleidungen. Geduldig wartete er, und manchmal vergebens. Um so entzückender, um so begehrenswerther erschien ihm das unerreichbare Ziel. Dieser verborgene Götzendienst mit seinen, eben der Verborgenheit wegen neckenden Wechselfällen, bietet einen sonderbaren, sich selbst immer steigernden Genuß, der etwas von Abgötterei an sich trägt und bis zur Monomanie betäubt. Sulpice hatte sogar einen Diener im Hause Chericourt's gewonnen, und da er gut und oft zahlte, wurde er trefflich bedient, erfuhr Alles, was ein verschlagener Lakai

erlauschen, erhorchen und durch Liebelei mit Zofen ermitteln und errathen kann. Dieser verrieth ihm auch, daß Marguerite von dem berühmten Meister gemalt werde. Ein Bild seiner Gottheit mußte ein unschätzbarer Altarschmuck in seinem verstohlenen Liebes-Cultus werden, und er hatte nicht geruht, bis er an den bedrängten Schüler gelangte und das Abenteuer einleitete, dessen unerwünschten Ausgang wir so eben berichteten.

Das Unerwünschteste aber war, daß es dabei nicht bewenden konnte. Geleitet von dem Instinkt der Eifersucht hatten Arthur und Sulpice sich als Nebenbuhler erkannt, Sulpice noch mit der nagenden Vermuthung, daß Arthur ein Begünstigter sei, während er im Finstern schlich. Von einem glücklichen Nebenbuhler verhöhnt und beschimpft zu werden, ist hart, und Sulpice konnte schon seiner öffentlichen Stellung wegen eine solche Beleidigung nicht auf sich beruhen lassen. Er haßte in seinem Widersacher nicht nur den Nebenbuhler, sondern den Aristokraten und erwartete von ihm keine Schonung.

Arthur war auch keineswegs erstaunt, als am nächsten Morgen ihm gemeldet wurde, daß ihn Jemand im Auftrag eines Herrn Gray zu sprechen wünsche.

„Ich heiße De la Villegontier", sagte der Eintretende, „ehemaliger Obrist des vierten Jägerregiments im Heere des großen Kaisers, und erscheine im Auftrag des Deputirten der Sambre. Es hat Euer Hoheit gefallen, gegen diesen Aeußerungen zu thun, über die ich mir eine Erklärung auszubitten habe."

„Kennen Sie die Veranlassung, welche diese Aeußerungen hervorrief?"

„Mißverständnisse wegen eines Bildes."

„Wissen Sie auch, was das Bild darstellte?"

„Ich vermuthe eine Dame, aber man hat Niemand genannt."

„Können Sie mir darauf Ihr Ehrenwort geben?"

„Sie haben es."

„Unter solchen Umständen kann ich Antwort ertheilen, und sie wird kurz sein. Die Meinung, welche ich gestern von Herrn Gray hegte, habe ich heute unverändert und nach dem vollen Wortsinne meiner Ausdrücke. Eine andere Erklärung werde ich weder Ihnen noch sonst Jemanden geben. Sie können daher den unvermeidlichen zweiten Theil Ihres Auftrags vollziehen."

„Erlauben Sie, mein Fürst, daß ich Ihnen Glück wünsche zu dem unvergleichlichen militairischen Geiste, welcher so glänzend den Kavalier kennzeichnet, der vor dem Feinde gedient hat. Da Sie im Voraus die Genugthuung mit den Waffen angenommen haben, hinterlasse ich Ihnen meine Karte und erwarte Ihren Sekundanten, um die näheren Bestimmungen zu verabreden. Nur muß ich bemerken, daß Herr Gray bei der jetzt in der Kammer schwebenden Debatte schon früher als Redner eingeschrieben war, und sich nicht stellen kann, bevor er diese Pflicht erfüllte. In zwei, längstens drei Tagen wird es geschehen sein."

Da keine Einwendung dagegen erhoben wurde, empfahl sich Villegontier.

Also ein Zweikampf um Marguerite! Und dieser alte Herr schien ganz dazu angethan, einen zweifelhaften Ausgang unter seiner Leitung nicht gut heißen zu wollen. Arthur durfte sich mit Wahrheit sagen, daß er den Kampf nicht gesucht. Da er Chericourt's Auftrag angenommen — und abgesehen von seinem persönlichen

Interesse, legte seine Stellung zu Clemence ihm diese Annahme als Freundschaftspflicht auf — konnte er nicht anders handeln, als er gethan. Und war es nicht am Ende besser, wenn das, was nun ohne seinen Willen eingeleitet worden, sich zu einem Ausgang füge, der allen Zweifeln ein Ende mache? Er vermochte den Bann, unter welchen seine Geburt ihn gestellt, nicht zu heben, ohne mit seiner Vergangenheit zu brechen; gewiß würde er sich nicht besinnen, die Täuschung einer bestimmungslosen Fürstlichkeit hinzugeben für ein volles, durch Liebe und Arbeit geweihtes Dasein. Aber er liebte die Frau eines Andern, er wagte zu hoffen, daß sie ihn wieder liebe, ohne es zu wissen; ein ihn beseligendes Geständniß müßte sie unglücklich machen, die Erfüllung ihrer übernommenen Pflicht zu einem Märtyrerthum gestalten, dessen Qual sein Gewissen belasten würde. Die ganze Ritterlichkeit seines Gemüths erhob sich mit Macht gegen diese Sünde. Er wollte sich schlagen für ihre Ehre, ihre innere Ruhe sollte ihm nicht weniger heilig sein. Er beschloß, jedem Versuche zu entsagen, Marguerite vor dem Zweikampfe zu sehen. Tief empfand er, daß er sich nicht Kraft genug zutrauen dürfe, um, ohne sich zu verrathen, in der Stille vielleicht den letzten Abschied von ihr zu nehmen. Auch Arthur wußte, in welcher Kapelle Marguerite ihre Andacht verrichtete, aber es hatte ihm immer widerstrebt, an heiliger Stätte einem Abenteuer nachzugehen. Jetzt, da er ein Opfer bringen, ein Werk reiner Verzichtleistung üben wollte, glaubte er es vor sich verantworten zu können, wenn er zum ersten Male diese Gelegenheit benutze, um vor der Entscheidung mit den Waffen unbemerkt ihr Gebet zu belauschen.

In solcher Stimmung war Arthur, als er einen Waffengefährten aus den afrikanischen Feldzügen aufsuchte, der ihm als Sekundant dienen sollte.

Der Fürst hatte sich mit der Kammerfrau der Herzogin verständigt, um das Gemälde so anzubringen, daß diese am Morgen ihres Namenstages davon überrascht werde. Bei dem Meister, der es selbst zu Arthur gebracht, bewirkte er Nachsicht für den verirrten Jünger, übergab ihm die Summe, welche der arme Mensch durch die Sünde verdienen wollte, und ersuchte ihn, sie zu verwalten, um den jungen Mann damit vor dem erbarmungslosen Versucher, Noth, zu beschützen.

„Sie haben ein edles Herz", sagte der Meister mit tiefer Bewegung; und auf das Bild zeigend, von dem er mit einem langen Blick Abschied nahm, setzte er hinzu: „Möge ein Engel wie dieser Sie belohnen!"

Als die Herzogin am Morgen ihres Namensfestes in ihr Boudoir trat, fiel ihr Blick zuerst auf den uns bekannten Blumenkorb, der in einem Reichthum des Auserlesensten prangte, was nur immer das Herz des verwöhntesten Blumenkenners erfreuen mag. Marguerite hatte diesmal bei Zeiten Alles vorbereiten können und ein halbes Dutzend Gärtner zur Verzweiflung getrieben, die sich mit fabelhaften Rechnungen dafür rächten. „Ist das nicht wie eine Symphonie in melodischen Farben!" sagte Clemence zu sich selbst. „Blüthen und Knospen fügen und suchen sich wie die Sätze in einem Jubelchor. So kann Niemand als Marguerite komponiren, sie ist eine wahre Künstlerin!" Und als sie dem Blumengruße volle Ehre angethan, als sie, gelabt von dem reichblüthigen Dufte, das Auge erhob, mit welchem Erstaunen und bald mit welchem Entzücken

weilte es auf dem Bilde, das die Wand zwischen zwei Portieren zierte, durch deren seidene Behänge man in ein Kabinet vor dem Schlafzimmer der Herzogin gelangte. Einer Gefallsüchtigen hätte die Ueberraschung einen Stich in's Herz gegeben, denn selbst das eitelste Weib mußte zurückbeben vor einem unausgesetzten Vergleich mit diesem Triumph der Schönheit und der Kunst. Zur Ehre der Herzogin darf aber versichert werden, daß sie daran nicht dachte, sondern von aufrichtiger Freude erfüllt war von dem Gedanken, nunmehr immerfort ihre Freundin und ein Meisterwerk vor Augen zu haben. Es dauerte nicht lange, bis die seidenen Behänge sich verschoben und der lächelnde Kopf des Originals zum Vorschein kam. Clemence warf sich in Marguerite's Arme und dankte mit einer Innigkeit, die sie bis zu Thränen rührte.

„Sie verdanken es gar nicht mir", sagte Marguerite. „Ich hätte höchstens gewagt, mein redliches Gesicht auf einem Miniaturbildchen unter die Blumen zu verstecken. Aber davon wollte Chericourt nichts wissen, und der Maler vollends ruhte nicht, bis er Alles, was an mir ist, auf die Leinwand gebracht. Er wußte freilich am besten, was daraus zu machen sei. Auf solche Weise kann Jeder, ohne alles Verdienst, zu etwas Unsterblichkeit gelangen. Nun — das möge der Zukunft anheimgestellt werden und nicht jetzt beginnen! Darum bin ich vor dem Gratulantenschwarm gekommen, um zu bitten, daß Sie ihn nicht bis hieher dringen lassen. Der Fürst hat Alles besorgt und den besten Platz gefunden. Ich konnte nichts mit ihm verabreden, denn ich habe ihn seit Chericourt's Abreise noch nicht gesehen."

Marguerite ließ es sich nicht nehmen, bei Clemence's Toilette die Vorplauderin zu machen, wie sie es nannte. Sie war geistig wie leiblich so frisch und duftig wie ihre Blumen. Aufgeräumt und voll guter Einfälle wie ein schalkhaftes Mädchen, neckte sie die emsige Kammerfrau, wenn unter ihren Händen der Kopf der Herzogin verschwand, die über Marguerite's Späße laut lachte. Aber sie half ihr auch gutmüthig aus der Verlegenheit, als ein Aufsatz, welchen die Aermste eigens für diesen Tag hergerichtet, den Beifall der Gebieterin nicht errang. In einem Nu hatte Marguerite eine Blume und einige saftgrüne Blätter herbeigeholt. Am gehörigen Ort angebracht, brachen sie die Einförmigkeit der Blonden und Schleifen, und die Herzogin, über der Freundin sinnige List lächelnd, lobte die schöne Arbeit der Kammerfrau. Gern wäre diese Marguerite um den Hals gefallen, da dies nun einmal nicht anging, begnügte sie sich damit, ihr hinter dem Stuhle der Herzogin die Hand zu küssen, ohne daran zu denken, daß diese es im Spiege bemerkte. „Welch ein herrliches Gemüth!" dachte Clemence; „im Kleinen wie im Großen spendet sie Anmuth und Versöhnung."

„Sonderbar!" sagte Marguerite sinnend. „Gerade dieselbe Blume, die auf den Antillen aus jedem Gebüsch hervorguckt, wurde mir als einer vergeblich geputzten Braut in die Haare gesteckt. Gott sei Dank, daß ich diese leidige Erinnerung jetzt belächeln kann."

Marguerite, die in ihrer ausgelassenen Laune sich so verplauderte, daß sie sich nur eben noch retten konnte, als schon die Staatswagen der ersten Gratulanten vorfuhren, mußte auf dem Heimwege doch wieder mit den Bildern sich beschäftigen, welche der Anblick jener Blume

belebt hatte — wie wenn auf einem scheinbar leeren Blatte Zeilen, mit sympathetischer Tinte geschrieben, plötzlich sichtbar werden — sie stehen da, man kann sie nicht verwischen. — Vor ihrem Hotel ausgestiegen, ging sie noch in Gedanken vertieft die Treppe hinauf, als hinter einem Säulenschaft eine weibliche Gestalt hervorbrach, sich vor ihr niederwarf, ihre Füße küßte und — sie fühlte es — mit Thränen benetzte. Eine Bettlerin ohne Zweifel, die ihr den Weg abgepaßt; sie erschrak furchtbar über den widerlichen Ungestüm. Bei dem lauten Schluchzen der Bettlerin überwog indessen Marguerite's Mitleid ihren Unwillen. Die Hände, von denen ihr Fuß umklammert wurde, waren unverkennbar die einer Negerin. Jetzt erhob diese den, von einem Tuche dicht umwickelten Kopf und zeigte ihr Gesicht — sollte es möglich sein, neckte sie nicht eine täuschende Erinnerung?

„Cleopatra!" rief staunend Marguerite, „bist Du es wirklich?"

Mit einem Freudenschrei war die Negerin aufgesprungen: „Die Herrin erkennt Cleopatra wieder, nannte sie beim Namen! Das hat die heilige Natter Wodu bewirkt, die einst diesen schönen Fuß umschlang und aus der Erstarrung weckte! Nun ist Alles gut, Alles schön und herrlich hier im Lande der blassen Leute!" — Und Cleopatra sprang, tanzte, drehte sich auf einem Beine im schwindelnden Wirbel herum, daß Jeder, der nicht mit dem Wesen der Neger vertraut war, unfehlbar hätte glauben müssen, sie sei wahnsinnig. Marguerite wußte das besser und ließ sie austoben. Leicht war es aber nicht, als sie endlich ruhig in Marguerite's Kabinet zu deren Füßen auf dem Teppich kauerte, von ihr zu erfahren, wie sie nach Paris gekommen. Nachdem es müh-

sam Stück für Stück zusammengestellt und halb errathen worden, entsann sich Cleopatra plötzlich, daß sie, in ihrer Leibbinde sorgsam versteckt, einen Brief trug von Madame Quincampaix in La Palisse an die gnädige Gräfin Chericourt, welcher, gleich am Anfang übergeben, die Untersuchung wesentlich erleichtert haben würde. Die würdige Beschließerin meldete, Cleopatra habe um ihre Herrin so getrauert und gejammert, daß ihr das Herz fast gebrochen, und als sie daran gedacht, wie liebreich Marguerite, die sie nun als ihre Herrin verehre, in La Palisse gewesen, hoffte sie auf ihre Verzeihung, wenn sie dem Flehen der armen Schwarzen nicht widerstehen konnte. Sie habe daher Cleopatra Geld gegeben, um nach Europa zu gehen. Solch eine arme Negerin brauche ja nicht viel, kauere ja in einem Schiffsraum, wo eben ein Plätzchen frei ist, helfe mit, wasche und flicke für die Mannschaft; so werde es ihr ja wohl mit Gottes Hülfe gelingen, über die See zu kommen und für sich und die unterthänige Beschließerin von der gnädigen Gräfin hochdero Nachsicht zu erbitten. Es sei eben gar zu hart, ein so gutes und treues Wesen so schwer leiden zu sehen. Cleopatra stieg denn auch in Nantes glücklich an das Land, und da sie mit einem Ausweise über die ihr geschenkte Freiheit versehen war, kam sie nach Paris und durch eine Adresse, welche ihr die Beschließerin gegeben, bis vor das Hotel. Guillaume, der einzige Diener aus Guadeloupe, befand sich mit Chericourt auf der Reise, die anderen Diener wußten nichts von Guadeloupe, verstanden auch das gebrochene Neger-Französisch nicht, hatten Cleopatra bedeutet, die Gräfin sei nicht zu Hause, und ihr nicht erlaubt, sie im Hotel abzuwarten. Die Negerin aber benutzte einen Augenblick, wo der Thürsteher einem vor

fahrenden Besuch die Karte abnahm, schlich wie eine Katze in das Haus und versteckte sich hinter der Säule.

Marguerite betrachtete gerührt diese Halbwilde, die in Treue und Aufopferungsfreudigkeit so manche hochgebildete Frau überbot. Sie glaubte kaum, daß Chericourt den gemischten Geniestreich der Negerin und Beschließerin mit günstigem Auge betrachten werde. Diesmal aber konnte Marguerite sich dadurch nicht bestimmen lassen, denn sie mußte daran denken, wie Cleopatra in jener schauerlichen Nacht des Fluches sie auf ihren Armen durch den Wald getragen, sie vom Abgrund zurückgerissen, und nun nicht von dem Leben zu lassen vermochte, das sie gerettet. Wer gewinnt es über sich, einen Hund wegzujagen, der meilenweit dem Herrn nachgelaufen? Und diese Frau, eine Mitschwester vor Gott, wenn auch schwarzer Haut und dunkeln Geistes? Als wenn sie den unwillkürlich angestellten Vergleich bereute, hob Marguerite die treue Cleopatra zu sich auf und küßte sie. Das war eine größere Wohlthat, als hätte sie ihr einen Sack mit Gold geschenkt. Gold wußte die ungebildete Cleopatra nicht zu schätzen, aber nach einem solchen Kuß wäre sie um die Erde gelaufen.

Was konnte es bedeuten, daß heute hintereinander solche Erinnerungen auftauchten? Marguerite war nicht abergläubisch, allein die heilige Schrift meldet ja auch von Zeichen und Warnungen! Sie versank in trübes Sinnen über jene Zeit, wo sie so unglücklich und verlassen gewesen. Ihr umwölktes Gemüth lichtete sich zwar allmälig, aber sie konnte dennoch nicht aus einer grauen Dämmerung besorglicher Ahnungen heraustreten. Marguerite wußte ein sicheres Mittel dagegen. Sie wollte ihre Sorge Gott anheimgeben und im Gebete seinen

Frieden suchen, den er ihr noch nie versagt. Als die Vesperzeit gekommen, fuhr sie hinaus zu der traulichen Kapelle, wo sie, wie schon öfter, vor einem schönen Muttergottesbild sich alles irdischen Kummers entlastete.

Die junge Frau betete lange und inbrünstig und sah oft auf zu der heiligen Jungfrau. Sie war allein; nur ein Diener wartete an der Kirchthür. Am Weihbecken hatte sie sich beim Eintreten entschleiert, und nachdem sie nach vollendetem Gebet hier sich wieder mit Weihwasser besprengt, zog sie den Schleier vor und verließ gestärkt und getröstet die heilige Stätte. Ganz ihrer Andacht hingegeben, beachtete sie die außer ihr Anwesenden nicht. Sie suchte diese entlegene und von den höheren Ständen nicht benutzte Kapelle gerade deshalb, weil sie dem Aergerniß entgehen wollte, in den Modekirchen der vornehmen Welt von Bekannten begrüßt und angeredet zu werden. Es fiel ihr nicht auf, daß am Weihbecken ein Mann gestanden, das Gesicht von dichtem Bart umhüllt, und, als sie die Kirche verließ, zufällig gerade zu derselben Zeit die Hand in das geweihte Becken tauchte, also nicht umhin konnte, seiner Nachbarin scharf in das Antlitz zu sehen. Es mochte ein Handwerker oder Kunstjünger sein, der sie weiter nicht beunruhigte. Dieser Mann hatte sie, von ihr unbemerkt, fortwährend im Auge behalten, keine Miene, keine Bewegung war ihm entgangen. Er wußte genau, daß kein verstohlener Blick einen Anderen gesucht, noch mit einem solchen zusammengetroffen, er überzeugte sich auch, daß die Gräfin, ohne sich umzusehen, in den Wagen stieg und davonfuhr, ohne daß Jemand, außer ihm, sich ihr genähert. Das Gegentheil von Alledem hatte der Bärtige erwartet, denn da er früh auf dem Anstand gewesen, entging es ihm

nicht, daß vor Marguerite's Ankunft noch Jemand in die Kirche trat, von dem er vermuthete, daß er ihret- und sie seinetwegen kam. Dieser hatte gar nicht versucht, sich zu verbergen. In der That war Arthur ganz unbefangen in die Kirche getreten. Dort blieb er indessen Anfangs unauffindbar, bis der Mann mit dem Barte ihn später hinter einem Beichtstuhl in der Nähe des Altars wiedererblickte, von wo aus er ohne allen Zweifel die betende Marguerite sehen konnte, ohne von ihr bemerkt zu werden. Arthur verließ eine geraume Zeit später, nachdem die Gräfin fortgefahren, die Kirche, und ging an dem draußen ihn erwartenden Bärtigen vorüber, ohne auf ihn zu achten. Des Fürsten verzögerter Austritt entstand dadurch, daß er an der Stelle, die Marguerite eben verlassen, gekniet, und mit Innigkeit für ihr Glück gebetet hatte. Der Mann, welcher Beide so aufmerksam und argwöhnisch beobachtete, war Sulpice, in dem falschen Bart so gut maskirt, daß selbst Olympia ihn nicht erkannt haben würde.

Als Sulpice wegen der Forderung Arthur's zu seinem radikalen Nestor gekommen, hatte Villegontier ihn anfangs sehr vornehm-kalt empfangen und gemeint, Raufereien wegen Liebeshändel seien nicht seine Sache. Da es sich wahrscheinlich um keine andere Prinzessin handle als höchstens um eine von der „Gayeté" oder dem „Ambigû-comique", so sei wenig Ehre dabei zu holen. Kaum jedoch hörte er den Namen des Gegners, als er eben so eifrig wurde, wie er früher lau gewesen. Der Prince-Chevalier, der Freund der königlichen Familie — es fehlte nicht viel, daß er Sulpice gefragt hätte, wie er dazu komme, mit einem so anständigen Mann Streit zu haben. Er nahm sich sogleich vor, diese Sache nicht so glatt ab-

geben zu lassen, und war von Arthur's Entschlossenheit wirklich entzückt. Unter solchen Umständen bot natürlich die Verabredung mit dem Sekundanten des Fürsten keine Schwierigkeit. Die Verhandlung in der Kammer war beendet und der Tag des Zweikampfs festgesetzt.

In Arthur stieg eine trübe Vorahnung auf, aber die Ereignisse der letzten Tage hatten ihn mit der Ueberzeugung durchdrungen, daß ein Dasein in dem grausamen Widerspruche, der sein Leben spalte, ein Märtyrthum sei, dem entrissen zu werden eine Wohlthat wäre. Nochmals trat die Versuchung ihn an: mit dem Tode vor Augen dürfe er ja Marguerite ein letztes Lebewohl sagen! Er kämpfte einen harten Kampf, aber er siegte. Der Tod war nicht gewiß, und er schauderte bei dem Gedanken, sie und sich durch ein Geständniß seiner Liebe unglücklich gemacht zu haben, falls der Kampf zu seinem Vortheil ausfiele. Als er in der Kapelle die betende Marguerite betrachtete, empfand er, daß er an profaner Stätte mit ihr allein seiner Gefühle nicht Meister bleiben würde. Er hatte den Abschied von ihr genommen, den er nehmen durfte. Aber ihr Bild wollte er noch einmal sehen. Am Tage vor dem Zweikampf ging er in das Hotel Vaulabelle, um der Herzogin anzukündigen, daß er eine Reise vorhabe und sich von ihr zu verabschieden wünsche. Die Kammerfrau ertheilte den Bescheid, ihre Dame befinde sich unwohl und liege zu Bette. Er bat die Dienerin, dennoch seine Absicht zu melden; den Bescheid wolle er abwarten. Wie er darauf gerechnet, ward er in das Boudoir geführt, wo die Kammerfrau ihn verließ, um seinen Wunsch zu erfüllen.

Arthur stand allein. Die Blumen in dem von Marguerite's schöner Hand geflochtenen Korbe schimmerten

so üppig und dufteten so magisch wie das erste Mal an derselben Stelle. Aber für diesen Zauber jetzt nicht empfänglich, hob sich sein Blick aufwärts und senkte sich in die strahlende Anmuth des Bildes, die wie ein erquickender Hauch in seine lechzende Seele strömte. Eine Weile Alles vergessend, diesem Hochgenuß völlig hingegeben, erschrak er fast, als der Herzog von Vaulabelle, dessen Schritte auf dem weichen Teppich des Zimmers unhörbar blieben, plötzlich neben ihm stand.

„Dies Götterbild übt seinen Zauber über jeden Beschauer", sagte der Herzog; „ich wundere mich nicht, wenn man davon in Extase geräth. Es geht mir alle Tage um kein Haar anders."

Der Herzog, wie wir bereits wissen, ein leidenschaftlicher Verehrer Marguerite's in allen Schranken der Sitte, ließ zwar dem Künstler volle Gerechtigkeit widerfahren, aber sein Verdienst bestehe nur in der Treue, womit er nachgeahmt habe. Er pries Marguerite's Lieblichkeit, Herzensgüte, Schönheit so überschwenglich, daß das Bild darüber hätte erröthen können, geschweige denn das liebliche Original, das gewiß vor Beschämung vergangen wäre, wenn es mit angehört hätte, wie rücksichtslos es der gute Herzog vergötterte. Als ihm endlich der Athem versagte, bedauerte er, daß Arthur vergebens Clemence erwarte, die leider krank liege. Er erfuhr alsdann, daß der Fürst nur auf die Vermittelung eines Lebewohls für seine morgen anzutretende Reise harre, und ging nun selbst, um diese Vermittelung zu übernehmen, da die Kammerfrau, wie es ihm schien, den Fürsten im Stich lasse.

Arthur war nun wieder sich selbst überlassen — aber nicht allein.

Marguerite, von der plötzlichen Erkrankung Clemence's unterrichtet, eilte sogleich zu ihr und saß an ihrem Bett, als die Kammerfrau Arthur's Botschaft überbrachte, hinzufügend, Seine Hoheit warte im Boudoir auf einen Abschiedsgruß von der gnädigen Frau. Um seine Freundlichkeit zu belohnen, bat Clemence, Marguerite möge es nicht verschmähen, ihm diesen von ihr und für sich zu überbringen; er habe sich durch die Besorgung des Bildes um sie Beide verdient gemacht. Marguerite übernahm dies um so bereitwilliger, da sie ihn längere Zeit nicht gesehen. Sie ging demnach in das Zimmer, welches durch die beiden Portieren mit dem Boudoir in Verbindung stand. Dieses Gemach hatte ein einziges Fenster auf den Garten, ganz ausgefüllt von einem schönen Glasgemälde. Im innern Raume herrschte daher eine Dämmerung, welche namentlich den aus dem vollen Tageslicht eintretenden Personen kaum gestattete, ihren Weg zu finden. Als Marguerite auf die Portieren zuschritt, deren Behänge zugezogen waren, hörte sie im Boudoir sprechen und ihren Namen nennen. Sie blieb stehen und ward nun unwillkürlich Ohrenzeuge des Lobgesangs, den Vaulabelle zu ihrer Verherrlichung anstimmte. In diesem Augenblick hervorzutreten, konnte sie nicht über sich gewinnen, aber eben so wenig zur Herzogin zurückzukehren, um ihr zu sagen, weshalb sie den Auftrag nicht vollziehen könne. Im Dunkeln erröthend, wußte sie nicht, wozu sich entschließen. Als sie nun hörte, der Herzog wolle selbst zu seiner Gattin gehen, drückte sie sich in peinlichster Verlegenheit in die Ecke eines marmornen Kaminvorsprungs. Er eilte auch an ihr vorüber, ohne sie zu bemerken, hatte jedoch beim Hindurchgehen die Hälfte der einen Portiere zurückgeschoben,

so daß Marguerite von ihrem Versteck aus das Boudoir überblickte. Arthur stand vor dem Gemälde, welches an der Wand zwischen den beiden Portieren hing, war Marguerite zugewendet und in der That nur wenige Schritte von ihr entfernt. Wenn sie sich regte, hätte er es hören müssen, aber was sie nun erleben sollte, war ganz geeignet, sie stumm und regungslos zu machen.

Arthur sah hinauf zu dem Bilde mit dem vollen Ausdruck der glühendsten Liebe, er streckte seine Arme danach aus, und vor seinem verzückten Geiste wurde es so „fragwürdig", wie Hamlet's Vater dem Sohne erscheint. Seine Brust hob sich im Ringen mit den Gefühlen, die sie nicht meistern konnte; Thränen drangen aus seinen Augen, und still und leise hauchte die Seele ihre wehmuthvolle Klage in vernehmbaren Worten aus.

„Lebe wohl, geliebtes Weib, so gut und treu, so anmuthvoll und sittsam! Möge Gott mit Deiner Schönheit Deinen Frieden erhalten, und mögest Du nie erfahren, welche namenlose Wonne, welch tiefes Leid Du diesem armen Herzen bereitet hast!"

Kaum verhallte die letzte Sylbe, als der Herzog von einer anderen Seite in das Boudoir trat. Er hatte mit Staunen von seiner Frau erfahren, daß Marguerite bereits vor ihm die Bestellung übernommen, und sagte zu Arthur, er begreife nicht, wohin sie sich verirrt habe und was sie abhalte, zu erscheinen. Arthur, erbebend bei der Vorstellung, daß Marguerite jetzt nicht vor ihn hintreten könnte, ohne daß er ihr zu Füßen fallen müßte, stotterte fast athemlos eine Entschuldigung wegen gebieterischer Eile. Vom Herzog begleitet, der mit überströmenden Worten ihm glückliche Reise wünschte, gelangte

er in voller Flucht zu seinem Wagen, in welchem er erschöpft und vor innerer Aufregung schwindelnd in sich zusammenbrach.

Wie aber Marguerite's Zustand beschreiben! Jede Bewegung in Arthur's sprechenden Zügen, jede Geberde seiner ausdruckvollen und edlen Gestalt, jedes Wort, das sich über seine zitternden Lippen stahl, hatte ein flammendes Schriftzeichen um das andere in ihrem eigenen Herzen enthüllt, bis das verhängnißvolle Wort dastand: Liebe, ja, glühende Liebe erfüllte auch sie zu dem edlen Manne, der, ein echter Ritter des Geistes, sich selbst besiegte, seinem Gelübde und dem Frieden seiner Dame das Glück seines Lebens opferte. Von diesem Manne sich geehrt, geliebt zu wissen, welch Hochgefühl beseligender Wonne! In der Nachahmung seines Edelmuths ihm entsagen, den schäumenden Kelch nie geahnter Glückseligkeit von sich weisen zu sollen, welch ein seelenmarternder Kummer! Wo Kraft schöpfen, um nach dem kurzen Aufglimmen strahlender Freude die lange Nacht eines blüthenlosen Daseins zu durchirren? — Bleich, mit dem vollen Gepräge hoffnungslosester Verzweiflung, das in ihren schönen Zügen sich zu dem Ideal der wunderbar anziehenden Entsetzlichkeit einer Medusa gestaltete, schwankte die arme Marguerite aus ihrem Versteck hervor in das Boudoir, und als das irre Auge ihr anmuthig lächelndes Bildniß streifte, zischte ein gellender, nervenzerreißender Mißton durch ihre wunde Brust. Sie floh vor der Vorstellung ihrer eigenen Seele von Zimmer zu Zimmer bis sie im letzten vor einem hohen Spiegel zurückprallte aus dem eine Gestalt mit gerungenen Händen ihr entgegentrat, und als sie in diesem Jammerbilde sich selbst

erkannte, sank sie mit einem dumpfen Schrei bewußtlos zu Boden.

Der Herzog erschrak heftig, wie er, zurückkehrend, seinen Liebling in diesem Zustand erblickte. Als Marguerite wieder zu sich kam, bat sie, man möge sie gleich nach Hause fahren lassen. Sie bebte bei dem Gedanken, vor Clemence zu erscheinen, denn es kam ihr vor, als müßte diese die Schuld auf ihrer Stirn lesen. Von dem, was Clemence im Betreff Arthur's annahm, ahnte Marguerite nichts. Hätte sie eine Ahnung davon gehabt, sie wäre sich ihrer eigenen Liebe früher bewußt geworden. Jetzt machte sie sich vielmehr selbst den Vorwurf, die Veranlassung zu sein, daß die Herzogin des Umgangs mit Arthur beraubt werde. In welchem Werthe diese seine Freundschaft hielt, wußte Marguerite wohl und meinte, sie habe der Herzogin Wohlwollen für sie mit Undank belohnt. Als sie zu Hause mit sich allein war, ging es ihr, wie immer in ähnlichen Fällen. Das durch einen elektrischen Funken entzündete Licht leuchtete rückwärts und belebte eine Menge Erinnerungen, die nun eine nachträgliche Erklärung fanden; darunter auch den Eindruck, welchen die Erzählung der Rettung des Fürsten durch Sidi-Abdallah auf sie hervorgebracht. Dieses unwillkürliche Bedürfniß des Geistes, sich ein Ereigniß in seinem Zusammenhange zu verständigen, hilft ein Unglück tragen, und als Marguerite wieder mit dem Druck der aussichtlosen Gegenwart sich belasten mußte, kühlte sich die sengende Gluth des fieberhaft tobenden Herzens in Thränen.

Am folgenden Morgen ging Arthur allein aus seiner Wohnung und nahm einen Miethswagen, der ihn zum Stelldichein brachte. Hätte in ihm Ahnung gedäm-

mert von dem, was in Marguerite vorging, wie furchtbar wäre sein Gemüthszustand gewesen! Aber er war ruhig. Was nun auch kommen möge, er hatte das gute Bewußtsein, eine schwere Pflicht erfüllt zu haben; er fürchtete die Kugel nicht, die seinen Körper treffen könnte.

Villegontier vergaß nicht, daß, wenn ein dem Hofe so befreundeter Mann wie Arthur fallen sollte, man strenge Nachfrage halten werde, ob keine den Kämpfenden zu Gute kommende Maaßregel vernachlässigt worden sei. Ehe die Waffen entschieden, mußte ein letzter Sühneversuch eintreten. Er blieb vergeblich, wie der alte Herr es nicht anders erwartet hatte. Man schoß auf Barriere. Als das Zeichen gegeben war, feuerte Arthur zuerst vom Platze aus. Sulpice starrte regungslos, mit finster flammendem Blick auf den Lauf der Pistole. Die jetzige Stimmung des Fürsten war über grollende Eifersucht erhaben. Er hatte keine andere Absicht, als seinem Gegner die Genugthuung zu geben, auf die er als der Beleidigte Anspruch machen durfte. Seine Kugel flog über den Gegner hinweg. Dann schritt er vor bis an die Barriere und stand nur zehn Schritte von Sulpice entfernt, der gleichfalls vom Platze aus schoß. Die Kugel traf Arthur in die Seite, er schwankte und sank den ihm beispringenden Sekundanten in die Arme. Als der Arzt den Verband anlegte, war die Kugel nicht aufzufinden und er bemerkte sogleich, daß die Blutung vorzugsweise nach Innen stattfinden müsse. Immerhin gefährliche Symptome, wiewohl die Bedeutung einer solchen Verwundung sich nicht sogleich bestimmen läßt. Man trug den Verwundeten nach dem Wagen, und Arthur gewann seine volle Besinnung wieder, noch ehe er sein Hotel erreichte.

Als der vom Sekundanten herbeigeholte berühmte Wundarzt den Zustand des Leidenden genau untersuchte, erkannte er ihn als höchst bedenklich. Die Gefahr mehrte sich am folgenden Tage. Das Wundfieber verlief zwar besser als man erwartete; der Fürst war ein kräftiger und gesunder Mann. Aber wesentliche Organe waren offenbar in ihren Funktionen in solchem Grade gehemmt, daß man nach wenigen Tagen alle Hoffnung aufgeben zu müssen befürchtete. Arthur litt wenig, die Schmerzen blieben verhältnißmäßig gering. Eben deshalb konnte er seine Umgebung genau beobachten, und die Muthlosigkeit des Arztes entging ihm nicht. Er bat um ungeschminkte Wahrheit. Der Arzt glaubte nicht, sie ihm vorenthalten zu dürfen; die Unerschrockenheit dieses seltenen Charakters war ihm bekannt. So gestand er ihm, daß, wenn nicht sehr bald eine kaum zu hoffende günstige Wendung eintrete, seine Kunst sich wahrscheinlich als unzulänglich erweisen werde. Der Fürst nahm das als eine unbedingte Ankündigung des nahe bevorstehenden Todes, und anders war es auch nicht gemeint.

Nach Allem, was wir wissen, kann es uns nicht befremden, daß Arthur sein Urtheil ohne Erschütterung vernahm. Dennoch regte diese Kunde in ihm einen Gedanken an, der sein Inneres in große Bewegung brachte. War sein Tod gewiß, durfte er sich dann nicht im Scheiden die beseligende Genugthuung gestatten, von Marguerite einen Abschied zu erbitten? Dies Zugeständniß an einen Sterbenden könne ihren Ruf und ihre Seelenruhe nicht gefährden; das Bekenntniß seiner Liebe werde vielleicht eine Trost bringende Reliquie sein, die sie auch ihrem Gatten nicht zu verheimlichen nöthig habe. Hinüberzugehen nach dem Engelgruße einer reinen Seele,

schien ihm beglückender als das Bewußtsein eines ruhmvollen Angedenkens. Aber nicht lange konnte er bei dieser verklärenden Hoffnung verweilen. Ein Bedenken tauchte in ihm auf, das, genauer in's Auge gefaßt, den schönen Traum zerstörte. Villegontier wußte, daß ein Bildniß die Veranlassung zum Streite gegeben. Wenn er das Bild einer Dame darin vermuthete, würden die Zeitungen wohl auch etwas Derartiges herausbringen. Das Duell, besonders bei so ernstem Ausgang und zwischen bekannten Personen, mußte großes Aufsehen erregen. Da nun Arthur keinen Vertrauensmann habe, auf dessen Vorsicht er sich verlassen mochte, um den Besuch Marguerite's zu einem unenthüllbaren Geheimniß zu machen, konnte ihr Ruf durch die plumpe Neugier eines Dieners bloßgestellt werden. Erführe die Welt, daß sie die Dame sei, um welche zwei Nebenbuhler sich geschlagen, Marguerite würde, schamlosen Verleumdungen preis gegeben, von den vielen Neiderinnen ihrer Schönheit verdammt werden. Ein hartes Loos, in der That, am Rande des Grabes sich die letzte, die einzige Seligkeit, die das Irdische noch bieten konnte, versagen zu müssen! Aber das Opfer mußte ganz vollbracht, es durfte ihm nichts davon erleichtert werden! Mit einem tiefen qualvollen Seufzer schloß Arthur das Auge vor diesem letzten Lichtblick des Lebens, verzichtete auf diesen süßen Trost und wandte sich ganz dem Jenseits zu.

Glücklicherweise wußte ja Arthur nicht, daß eben das, was er mit unvergleichlichem Zartsinn und um so hohen Preis zu verhindern als eine heilige Pflicht betrachtete, schon geschehen war. Die Abendausgabe der Zeitungen von dem Tage, an welchem das Duell statt gefunden, meldeten dieses und den Ausgang, einige den

bereits erfolgten Tod des Verwundeten, einige die Anfangsbuchstaben, andere die vollgedruckten Namen der Duellanten. Am folgenden Tage konnte man lesen, daß das Bild einer Dame der Zankapfel gewesen, was nicht Wunder nehmen könne, da beide Gegner auffallend schöne Männer seien mit vollem Anspruch auf die Gunst der Frauen. Am vierten brachte ein Feuilleton schon eine mysteriöse Geschichte, und zwar in der Hauptsache ganz übereinstimmend mit unserm Berichte von dem Zusammentreffen im Zimmer des Malers. Die Kokette, deren zweifelhafte und getheilte Gunst ein edler und ritterlicher Fürst mit seinem Leben bezahlen müsse, sei eine der genanntesten Schönheiten von Paris, sogar am Hofe mit Auszeichnung empfangen, eine Kreolin von Geburt aus niederer Herkunft, die Frau eines unermeßlich reichen, geadelten Plantage-Besitzers, des Gr...n Ch......rt. Dieser, der sie nur ihrer Schönheit wegen geheirathet, sei, ohne Zweifel empört über das skandalöse Leben seiner Frau, bereits seit einiger Zeit aus Paris verschwunden, Niemand wisse, wohin, mit Ausnahme eines berühmten Advokaten, der ermächtigt sei, im Namen des beleidigten Gatten eine Scheidungsklage gegen die pflichtvergessene Frau zu erheben. Jeden Morgen und Abend brachten eine Menge von Zeitungen Büllетins über das Befinden des Fürsten von Manfredonia, und immer folgte ein kürzerer oder längerer Bericht von neu entdeckten Einzelnheiten über die Duellgeschichte, worin das Fabelhafteste behauptet wurde.

Aber wie war das möglich? Wer war der Verräther? Der Fürst konnte es nicht sein. Er lag im Sterben, und überdies hätte sein bitterster Feind es ihm niemals zugetraut. Die Sekundanten waren Ehrenmänner,

und Sekundanten dieser Art machen nicht nur keine Mittheilung, sondern beantworten auch nicht die gleichgültigste Frage, den Zweikampf und seine Veranlassung betreffend. Sulpice aber war ein verheiratheter Mann, dem solche Veröffentlichungen die peinlichsten Verlegenheiten bereiten mußten. Der junge Maler also?

Als eines Morgens der Meister des Bildes, schon tief ergriffen über des Fürsten Schicksal, den er so herzlich lieb gewonnen, mit gerunzelter Stirn und in höchster Entrüstung einen solchen Artikel las, trat sein Schüler blaß und entstellt zu ihm. Wahre Seelenangst, bei seinem Meister in dem Verdacht zu stehen, daß er den Mann, den er seinen Befreier nannte, der ihn mit Wohlthaten überhäuft, verrathen könne, machte ihn beredt. Seine Verzweiflung war so ungeheuchelt, daß der Meister nicht umhin konnte, ihm Glauben beizumessen, da er bei allen Heiligen betheuerte, er habe keinem Sterblichen als seinem Meister, der ja schon im Voraus Alles kannte, eine Sylbe von dem gesagt, was bei ihm vorgefallen.

Das mochte nun im Wesentlichen, und so weit es seine Absicht betraf, vollkommen richtig sein, aber die boshafte und skandalöse Enthüllung war dennoch durch ihn herbeigeführt worden, freilich ohne daß er es ahnen konnte.

Als nämlich nach jenem Zusammenstoß der beiden Eifersüchtigen in der Mansarde des Kunstschülers auch Arthur ihn verlassen, warf sich der junge Mann, zitternd vor Beschämung und matt von den Erschütterungen, die ihn an jenem Tage betroffen, in einen Stuhl. Die Arme auf den Tisch gestützt, die Augen mit beiden Händen bedeckend, suchte er sich zu sammeln. Es stand ihm

noch ein trauriges Geständniß bevor, denn seine kranke Mutter mußte nothwendig jedes Wort gehört haben, und nichts Anderes blieb ihm übrig, als ihr reuig zu bekennen, zu welcher Sünde die Sorge für ihr hülfloses Alter ihn verleitet habe. Diese schmerzliche Nothwendigkeit sollte ihm indessen erspart werden, freilich nur um den Preis noch schlimmerer Folgen. Die Thür nach dem Zimmer der Mutter wurde leise und vorsichtig geöffnet, ein Frauenkopf kam zum Vorschein, aber ein junger Kopf, ein Antlitz mit kecker Miene. Als die schalkhaft stechenden Augen erspähten, daß das Zimmer von den fremden Eindringlingen geräumt sei, kam das Uebrige nach, nämlich eine niedliche Gestalt auf zierlichem Fußgestell, das Ganze angethan zwischen Grisette und Halbdame, nicht so geziert wie eine Ladenmamsell in einer vornehmen Auslage und wiederum über die trotzige Dienstfertigkeit der Zofe hinaus, Mädchen oder Frau oder Mischling — wer konnte es wissen? Nachdem sie die Thür eben so leise wieder zugemacht und ein paar Sekunden den in sich versunkenen Maler betrachtet hatte, trat sie auf ihn zu und legte die Hand auf seine Schulter. Er fuhr zusammen und sah sie mit so albernem Entsetzen an, als wäre sie ein Gespenst aus dem Glauben seiner Kinderzeit.

„Wo kamen Sie herein?" fragte er dann, sich besinnend, daß zur Eingangsthür von Außen Niemand unbemerkt hätte eintreten können.

„Aus dem Zimmer Ihrer Mutter, wo ich länger als eine Stunde vergebens auf Ihre Rückkehr harre", lautete die Antwort. „Ich begreife nun zwar, daß Sie gegen Ihren Willen abgehalten wurden" — fügte sie mit eigenthümlicher Betonung hinzu.

„Großer Gott, dann haben Sie Alles gehört?"

„Ich bin nicht taub."

„Und die Mutter auch?" fügte der Maler die Hände ringend hinzu.

„Nein! Nicht lange nachdem ich gekommen, ist sie nach dem Genuß eines wahrscheinlich schmerzstillenden Opiummittels eingeschlafen, und kann noch lange schlafen, da die ungemein kräftigen Stimmen, die sich hier vernehmen ließen, sie nicht aufgeweckt haben."

„Warum aber gaben Sie sich nicht zu erkennen, als ich zu meiner Mutter in das andere Zimmer hineinsprach?" rief der Maler, dessen Pein diese ungeahnte Mitwissenschaft vermehrte.

„Oh, über den naiven Schäfer! Hätte ich etwa vor fremden Männern Bekenntnisse einer schönen Seele ablegen sollen? Die Ihrigen füllten ja die Sitzung hinreichend aus. Nein, ich blieb lautlos im Lehnstuhl hinter dem Bette Ihrer Mutter, auf den kein Lichtstreif von hier aus fiel, und Ihre Mutter antwortete nicht, weil sie schon damals fest schlief. Ich habe mich aber wahrhaftig nicht gelangweilt, denn es wurden ja hier äußerst interessante Dinge verhandelt. Nur über einige Punkte muß ich mir noch Aufklärungen ausbitten."

„Ich werde keine geben."

„Wer weiß? Unbefriedigte Neugier reizt dazu, die eine Hälfte des Geheimnisses, die man kennt, daran zu geben, um die zweite zu erhalten. Vor Allem aber zeigen Sie mir das Bild der schönen Dame, die Sie gemalt."

„Sie müssen ja gehört haben, daß es nicht hier ist."

„So sagten Sie allerdings, und wenn dem wirklich so ist, dann hat es der Erste, der mit Ihnen kam, wahr-

scheinlich ein reicherer Nebenbuhler, der besser bezahlt als der ursprüngliche Besteller — ich meine den Deputirten, der seine Papiere vorzeigen mußte."

„Mir zeigte er sie nicht. Ich weiß noch jetzt nicht, wer er ist, so wenig ich die Dame jemals gesehen, denn es handelt sich nur um eine Copie nach einem anderen Bilde", sagte der Maler in der Hoffnung, damit loszukommen, daß er die Eifersucht seiner Schönen beschwichtigte.

„So? Die Copie einer Dame, die man niemals gesehen? Das klingt ja seltsam!" Nach kurzem Besinnen fuhr sie fort: „Wenn Sie wollen, daß ich das glauben soll, so kann ich nur unter einer Bedingung mich dazu verstehen. Sie sagen mir, wer der Mann ist, der hier aus dem Hinterhalt hervorbrach. Das müssen Sie wissen, denn Niemand anders als Sie kann ihn in dem Alkoven versteckt haben, und in solcher Weise komplottirt man doch nicht mit einem Unbekannten. Dagegen werde ich Ihnen dann sagen, wer Ihr Besteller ist, denn den habe ich an der Stimme erkannt und komme noch nicht zu mir vor Erstaunen darüber, daß er auf ein Bild der Chericourt so erpicht sein kann. Also Vertrauen um Vertrauen! Wer ist der Mann im Hinterhalt? Das nur weiß ich, daß es nicht der Gemahl der Dame, denn den kenne ich auch."

Da sie so viel wußte, und wie die letzte Bemerkung anzudeuten schien, zuverlässig wußte, so schien es ihm gerathener, ihre Neugier zu befriedigen, um so mehr als der Fürst ja in keiner Weise dabei kompromittirt wurde. Er hatte im Auftrage der Familie gehandelt. Dies hinzufügend, nannte ihn der Maler endlich.

„Ei, ei! Der Fürst von Manfredonia, den sie den Prince-Chevalier nennen? Und im Auftrag der Familie? Möglich! Jedenfalls legte er dabei so großen Eifer an den Tag, als handelte er auch im eigenen Auftrag."

Der Maler empfahl natürlich der neugierigen Freundin dringend die unverbrüchlichste Verschwiegenheit. Wäre er nicht so betäubt gewesen von den Ereignissen des Tages, so würde es ihm schon unheimlich vorgekommen sein, daß sie den Vorbehalt stellte, sie müsse auch immer volle Ursache haben, mit seinem Benehmen zufrieden zu sein. Denn dieser Begriff ist in der Auslegung einer eifersüchtigen Geliebten einer furchtbaren Kasuistik unterworfen. — Wer war nur diese wohlunterrichtete und wißbegierige Geliebte?

Geheime Ursachen — öffentliche Wirkung.

Pivot war kein besonders liebenswürdiger Gatte. Da er jedoch neben gebührlicher Strenge in vorkommenden Fällen auch dem Vergnügen seiner Frau einige Aufmerksamkeit zuwandte, sie dann und wann in das Theater führte, sogar einigemal mit ihr solche Bälle besucht hatte, welche wegen der scheinbar aufrecht erhaltenen Form der Subscription Neulinge zu der Annahme verleiten, daß sie sich dort in guter Gesellschaft befinden, so

mußte jedenfalls für ein hübsches Geschenk zu seinem Namenstage gesorgt werden, um seinen guten Willen anzufeuern. Jeannette hatte den trefflichen Einfall, sich malen zu lassen. Aber es durfte nicht zu viel kosten und dennoch aussehen, als wenn es viel gekostet hätte; Pivot konnte jedenfalls den ersten Besten nicht von einem Ingres oder Delaroche unterscheiden. Jeannette begab sich daher in eine Kunsthandlung dritten Ranges, und dort erhielt sie die Adresse eines Künstlers, von dem man versicherte, daß er zwar vor der Hand sehr billig arbeite, in Kurzem jedoch zu großer Berühmtheit gelangen werde. Der heimliche Grund des überschwenglichen Lobes lag in dem Umstande, daß der Künstler für jede ihm zugewiesene Arbeit dem Kunsthändler irgend eine in einer Versteigerung erstandene Scharteke umsonst auffrischen mußte. Die Adresse aber lautete auf unsern Jünger der Kunst. Er malte sie, damit die Ueberraschung Pivot nicht verrathen werde, in seiner Mansarde. Der Maler war ein frischer, hübscher Junge, Jeannette ein recht niedliches Weibchen, sie nichts weniger als schüchtern, er ein blöder Schäfer. Das Bild wurde fleißig gearbeitet, daher nicht übereilt, Jeannette zeigte die liebenswürdigste Nachsicht, bewilligte alle Sitzungen, die er wünschte, und hielt es für ganz überflüssig, ihrer Verheirathung zu erwähnen, da der Maler sie für ein allerliebstes Mädchen hielt. Herr Pivot nahm das Bild als einen rührenden Beweis für die Zärtlichkeit seiner Gattin und schwur hoch und theuer, der Maler sei ein Raphael, denn von dem hatte er doch reden hören. War es nun aber höchst nöthig, daß Pivot diesen modernen Raphael nicht persönlich kennen lerne, so war es auch zweckmäßig, wenn Pivot dem

Maler eine unbekannte Größe blieb. Wozu sein Gewissen beunruhigen? Jeannette hatte die Bekanntschaft der immer kranken Mutter gemacht, die entzückt war von dem lieben Mädchen, das ihrem Sohne so viele Sitzungen bewilligte. Sie hielt Jeannette für eine wohlhabende Bürgerstochter, die ehrsame Eltern mit ihrem Bildniß überraschen wolle. Wozu nun die arme Frau aus dem unschuldigen und zugleich wohlthuenden Irrthum ziehen? Der vielen Sitzungen wegen, die den Maler so sehr in Anspruch genommen, hatte Jeannette aus eigenem Antriebe das bedungene Honorar großmüthig vermehrt, und als sie es der Mutter übergab zu einer Zeit, wo der Sohn in der Werkstatt seines Meisters sein mußte, weinte die gute Alte fast bei dem Gedanken, daß sie nun ihre liebe Jeannette nicht mehr sehen solle. Mußte man nicht der Armen Trost bringen? So befestigte sich das Verhältniß ohne weitere Untersuchung, und als bei dem von uns beschriebenen Besuche die Mutter einschlief, mußte da nicht die Rückkehr des Sohnes abgewartet werden, um über die Sicherheit der Schlafenden ganz beruhigt zu sein? Er kam freilich nicht allein; dafür aber entschädigte das Ereigniß, welches zwar anfangs Jeannette unsäglich ängstigte, ihr aber im Verlauf der Scene so köstliche Dinge enthüllte, daß sie diese Entdeckungen auch um den Preis des grauenvollsten Entsetzens nicht zu theuer bezahlt fand, denn sie labten ihren alten Haß gegen Sulpice und Marguerite.

Man kann sich denken, wie alles Das Jeannette im Kopf herumging, und um so wilder, da sie sich nicht mit Pivot darüber aussprechen konnte. Als dieser aber am Tage des Duells Abends vom Bureau nach Hause

kam und die Neuigkeit brachte, Gray habe sich geschlagen und seinen Gegner, den Fürsten von Manfredonia, erschossen, da schlug sie die Hände zusammen, stemmte sie dann in die Seiten und wollte eben losbrechen, als sie sich noch zu rechter Zeit besann. Das Wichtigthun mit ihrer Kenntniß des wahren Zusammenhanges war solidarisch verknüpft mit einer Enthüllung der Geheimnisse der Dachstube, in welcher beide Bilder gemalt worden. Sie wußte, Herr Pivot werde sich zwar sicherlich nicht schlagen, ganz gewiß aber sie. Wie im Schooß unsers Planeten die Dämpfe sich spannen, bis sie irgendwo die Erdrinde sprengen, so quoll in Jeannette das Geheimniß. Es drückte und brodelte und wollte zu allen Poren hinaus. Sie bekam eine zitternde Unruhe, sie lief in allen Zimmern umher, setzte statt des mangelnden Salzfasses ein Tintenzeug auf den Tisch, goß Essig auf die Mehlspeise statt auf den Salat, und immer fragte sie: wie denn das Duell vor sich gegangen, wann, wo — bis Pivot ihr zuherrschte, er habe nur in aller Kürze erfahren, was er bereits gesagt, und weiter wisse er nichts. Aber sie wußte desto mehr, und das aufheben zu müssen bei der unbedingten Aussichtslosigkeit, es los-zu werden, war eine ausgesuchte Höllenpein. Jeannette schlief die ganze Nacht nicht, war beim ersten Grauen des Tages auf den Beinen und sah aus wie nach einem durchrasten Carnevals-Balle. Kaum daß Pivot auf dem Wege in das Bureau um die Ecke gebogen, so huschte seine Frau als Bürgermädchen zum Maler. Der Unglückliche war im Auftrage seines Meisters mit dem ersten Bahnzuge nach Versailles gefahren und die Mutter — großer Gott, ihr sollte ja auch nichts entdeckt werden! Aber die Zeitungen würden doch

schwatzen dürfen, sollten die auch nichts wissen? Also geschwind in eine der vielen Lesestuben für alle Klassen und in allen Vierteln der Stadt Paris, wo man für ein paar Sous einen Strohsessel und alle diplomatische Geheimnisse und allen erreichbaren Skandal bekommt! Da fand sich denn die Andeutung von einem Bilde, und auch von dem Bilde einer Dame, allein wie schüchtern, wie dürftig, wie ungenügend! Jeannette konnte, wenn sie wollte, den Leuten ganz etwas Anderes erzählen, ein Abenteuer, das den Hof und die Stadt wie ein Blitz durchzucken würde!

Hätte Madame Pivot den Maler gefunden, ein Gespräch mit ihm wäre dem Oeffnen einer Sicherheitsklappe an einem Dampfkessel gleich gekommen, hätte Linderung, eine mildere Stimmung herbeigeführt. Aber nun sollte Jeannette allein und in fortgesetzter Spannung die langen Stunden zubringen, bis Pivot um sechs Uhr Abends zum Essen heimkehre! In diesem Zustande steigerte die Einsamkeit ihren Grimm gegen Sulpice, den die reiche Frau ihr vorgezogen, gegen Olympia, die den durch eine gelungene Berechnung ihr gebührenden schönen Mann ihr aus dem Garn gelockt, gegen das unverschämte Glück der übermüthigen Marguerite, um derentwillen sie von Pivot so hart angelassen worden war. Alle diese vernarbten Wunden, eben wieder frisch aufgerissen, brannten wie Feuer. Während sie gegen die Langeweile einer Ehe mit dem häßlichen Pivot in der Dachstube eines namenlosen Malers Zerstreuung suchen mußte, sollte sie durch einen glücklichen Zufall den Ruf und die Ehre der überglücklichen Undankbaren in die Hand bekommen, ohne von dieser reizvollen Ueberlegenheit irgend einen Gebrauch zu machen?

Welchen Lohn brächte ihr eine so heldenmäßige Entsagung? Und verdiente wohl die heuchlerische Marguerite, daß man sie schone? Wäre es nicht vielmehr verdienstlich, dieser falschen Tugend die Larve abzureißen? Dazu genügten ein paar Federzüge, deren Urheber Niemand entdecken würde! Aber der Verdacht könne den Maler treffen? Je nun — fragte sich Jeannette — hat er es denn bewiesen, daß er nur nach einem Bilde und nicht nach der Natur kopirte? Könnte er nicht ausersehen werden, den todten Fürsten zu ersetzen? Es ist ja von jeher so gewesen, daß Reiche sich nicht scheuten, den Armen das letzte Schaf zu nehmen. Nicht gerade dieser Verdacht an sich, sondern daß er die Spitze einer keilförmigen Reihe vieler anderen bildete, warf den schwachen Widerstand nieder, den ein Rest von weiblichem Zartgefühl gleichsam der moralischen Etikette wegen noch geleistet. In ihrer Aufregung gelang es der sonst nichts weniger als federfertigen Jeannette, einen Gift-Artikel auf's Papier zu werfen, eine unwiderstehliche Lockspeise für die Redaktion eines der Schandblätter, die wie Schierling am Fuße des Juli-Thrones wucherten. Und die Anonymität machte Alles so bequem und gefahrlos! Man schlich an einen Spälter, warf die Unthat hinein und konnte sicher darauf rechnen, nach Wunsch bedient zu werden.

Jeannette hatte die Namen voll ausgeschrieben. Das schien anfangs der Redaktion bedenklich, wenn auch nur im Betracht eines möglichen Preß- und Verleumdungsprozesses und der damit verbundenen Geldstrafen. Solchen Redaktionen fehlte es aber nicht an Spießgesellen vom Salon bis in die Kellergewölbe, im Staatsrathe wie in der Registratur der Gefängnisse, meist

Menschen, welche, um nicht aus der Uebung zu kommen, die müßigen Stunden zwischen einer überstandenen und einer zu erwartenden Strafzeit in entsprechender Beschäftigung ausfüllten. Ein solcher wurde vom Redaktions-Bureau ausgeschickt, um das Hotel Chericourt zu umschleichen und Kundschaft einzuziehen. Er hatte sich nicht lange an den Gartenmauern und Stallthüren hingestohlen, als er einen alten Kameraden auswitterte, den er in Chericourt's glänzender Livree sogleich erkannte: denselben würdigen Lakaien, welcher dem Abgeordneten der Sambre so fleißig Bericht erstattete, ohne daß jedoch Sulpice dessen Vergangenheit kannte. Eben dieser Vergangenheit wegen durfte indessen der Lakai dem Spion einen Liebesdienst nicht versagen. Letzterer erfuhr also, die Gräfin Chericourt sei allerdings gemalt worden von dem berühmten Maler so und so, der Graf sei verreist, ohne daß bis dahin zu ermitteln gewesen: „wohin?" und der Fürst lasse sich auch oft im Hause sehen. Der Lakai versicherte in der guten Laune, welche sein Freund ihm in einer benachbarten Kneipe durch einige Flaschen Wein erzeugte, er kenne noch einen Herrn, der sich lebhaft für die Gräfin interessire, den er schon oft unter allerlei Verkleidungen erkannt habe, wenn er mit seiner Gebieterin ausgefahren — zum Beispiel, in der Kirche oder wenn bei großen Soireen die anfahrenden Wagen halbe Stunden lang und länger in einem endlosen Schweife langsam vorrückten. Als der Spion den Namen Gray aussprach, lächelte der Lakai bejahend, und noch eine Flasche Wein entlockte ihm das Geständniß, daß er auch einmal dem Abgeordneten in passender Verkleidung in seine Kammer und, als es dunkel geworden, auf einen Korridor des Hintergebäudes geführt habe, von wo aus man

das beleuchtete Gartenzimmer übersehen könne, in welchem die Gräfin an schönen Abenden bis tief in die Nacht in reizender und allen Zwangs entbehrender Haustracht verweile.

Mit solcher Kunde versehen, die in allen wesentlichen Punkten mit der anonymen Mittheilung übereinstimmte, hatte die Redaktion erkannt, daß der Mann abwesend, der Fürst sterbend oder gar schon todt sei, daß es sich also nur um eine verlassene Frau handle, für welche denn doch nicht gleich wieder ein Paladin auftreten werde. Man durfte demnach schon etwas wagen und war bedacht auf andere Namen, welche die von den Vorder- und Hinterbuchstaben hinreichend angedeuteten wahren Namen im schlimmsten Falle ersetzen konnten. So hatte Jeannette das Vergnügen, ihren noch verrätherischer zugespitzten Artikel an demselben Abend zu lesen. Die ganze Nacht hindurch wurden überzählige Exemplare fortgedruckt, und wenige Stunden nach Eröffnung des Redaktions-Bureaus am folgenden Morgen verkündeten kolossale Anschläge an den Fenstern der immer von Käufern umlagerten Expedition, daß in wenigen Stunden eine zweite Auflage der gestrigen Zeitungs-Nummer mit neuen Zusatz-Notizen bereit sein werde.

Allerdings traten die Redaktionen ehrenwerther Blätter, an denen es auch in Paris nie gefehlt hat, gegen diese hinterlistigen Angriffe auf, aber doch nur, weil hochgestellte Personen sie darum angingen, und mit einer gewissen Zurückhaltung, denn ein unglückliches Zusammentreffen von notorischen Thatsachen mußte selbst die Wohlwollenden stutzig machen. Auf Marguerite's Bitte hatte zwar die Herzogin an ihrem Namenstage vor den Glückwünschenden des Bildes keine Erwähnung gethan,

zum Theil schon deshalb, weil ihr Boudoir die Neugierigen nicht in Masse hätte aufnehmen können, aber nachher blieb kein Grund, daraus ein Geheimniß zu machen, und mehrere Personen, welche auf vertrautem Fuße mit ihr standen, hatten es gesehen. Die Freunde des Meisters, der auf sein Werk stolz war, wußten es ebenfalls, und Einige von ihnen bewunderten es schon, bevor es das Atelier verließ. Man setzt aber doch nur dann sein Leben wegen eines Bildnisses auf das Spiel, wenn die Person, welche es darstellt, Einem sehr nahe steht, und der Fürst war durch kein Verwandtschafts-Verhältniß gehalten, in solcher Weise für Marguerite aufzutreten. Auffallend erschien es jedenfalls, und unter diesen Umständen besonders, daß Chericourt Paris verlassen, ohne bei seinen genauesten Bekannten die gewöhnliche Verabschiedung, wenn auch nur durch eine Karte, erfolgen zu lassen.

Der Leser kann sich leicht vorstellen, in welchem Grade Clemence bis in's Innerste erschüttert wurde, als sie die Verwundung Arthur's erfuhr. Sobald sie den Namen des Gegners hörte, nahm sie an, daß Politik die Veranlassung des Streites gewesen. Als der Herzog die erste Nachricht in den Zeitungen las, konnte er verhindern, daß diese seiner Gemahlin, die noch immer das Zimmer hütete, in die Hände fielen. Er ging zu dem Meister, der ihm, als einem durch das verhängnißvolle Bild Berechtigten, den wahren Sachverhalt mittheilte. Von ihm erfuhr es Clemence in möglichst schonender Weise. Bald jedoch wurde es Pflicht, ihr die böswilligen Entstellungen nicht vorzuenthalten. Clemence verwarf in ihrem Innern sogleich die Annahme einer Liebe Arthur's zu Marguerite — nicht aus eitler Selbst-

verblendung: sie war keinen Augenblick darüber zweifel haft, daß ein Mann, dessen Neigung durch die äußere Persönlichkeit bestimmt werde, unbedenklich Marguerite ihr vorziehen müsse. Ein solcher könnte sogar durch ihre platonische Sprödigkeit veranlaßt worden sein, sich einer verheißungsreicheren Liebe hinzugeben. Sie verwarf diese Annahme in redlichem Glauben an die unverbrüchlich ehrenwerthen Gesinnungen Arthur's wie Marguerite's, weil des Meisters Angaben Alles hinreichend ohne eine solche Voraussetzung erklärten, weil sie aus bester Quelle wußte, daß Chericourt in der That an Arthur die Sorge für das Bild übertragen hatte. Ja, sie konnte kaum daran zweifeln, daß der dem Fürsten wohlbekannte Umstand, das Bild sei für sie bestimmt, ihn gespornt habe, mit großer Entschiedenheit einzuschreiten. Alles das wußte Clemence und auch, weshalb Chericourt abgereist war, aber sie begriff, daß die Welt ohne diese Kenntniß im besten Falle zweifelhaft, überwiegend jedoch geneigt sein müsse, das Schlimmste anzunehmen. Mit blutendem Herzen, voll Kummer und Sorge über das entsetzliche Unglück, das ihre Freunde betroffen, blieb diese hochsinnige Frau keinen Augenblick im Zweifel über Das, was sie zu thun habe. Sie raffte sich auf, um, so weit es noch möglich, mit der That zu helfen. Sogleich schickte sie ihre vertraute Kammerfrau in das Hotel Chericourt, damit diese der Spanierin, welche einstweilen bei Marguerite Gesellschafterin war, bedeute, man möge der Gräfin keine Zeitungen in die Hand geben, bis die Herzogin eintreffe. Bald darauf fuhr sie mit ihrem Gemahl zu Arthur. Sie rechnete nicht darauf, ihn sprechen zu können, aber sie hoffte den Arzt zu finden und von diesem zuverlässige Nachricht zu erhalten. Das geschah denn

auch, und begreiflicherweise fügte der Arzt hinzu, daß, wenn Rettung möglich sei, sie nur gehofft werden dürfe unter der Bedingung geistiger wie körperlicher Ruhe. Schon der Versuch, vernehmlich zu sprechen, könne dem Fürsten verderblich werden, vielleicht plötzlich das Unglück herbeiführen, welches abzuwenden er keine Mühe scheuen werde.

Clemence warf einen Blick auf ihren Gemahl, der eine Frage, eine Bitte sympathetisch vermittelte und errathen sein wollte, wie ein schüchternes Kind sich scheut, seinen sehnlichsten Wunsch in Worte zu kleiden. Das vortreffliche Herz des sonst für Sympathetik nicht eben schwärmenden Herzogs war in der That durch tief empfundenes Mitleid bis zum Hellsehen erregt.

„Hier fehlt die unersetzliche weibliche Sorge", sagte er. „Ich verstehe Dich, Clemence! Du hast meine vollkommene Beistimmung, wenn Du die Samariterin unsers leidenden Freundes sein willst."

Und auch nicht mit Worten, mit einem Lächeln, welches Freude verkündete, so richtig erkannt und verstanden zu sein, und einem herzlichen Händedruck dankte sie ihrem Gemahl. Aber der Arzt widersetzte sich. Ein so rührender Beweis hingebender Freundschaft werde den Kranken tief ergreifen, werde nicht nur im ersten Augenblick, sondern bei jeder Handreichung, wenn sie auch durch Diener erfolge, die er doch von solcher Engelsgüte überwacht wisse, seine Phantasie beschäftigen. Das Alles müsse nicht weniger sorglich als äußerer Lärm von ihm abgehalten werden, denn jede Bewegung könne einen Blutsturz veranlassen, in dem die letzte Lebenskraft sich erschöpfe. So entscheidenden Vorstellungen gegenüber

mußte das edle Paar auf die Erfüllung seines Wunsches verzichten.

Nach Vollziehung dieser nächsten Pflicht eilte Clemence eine andere, ihrem Herzen fast eben so heilige wahrzunehmen. Die arme Marguerite war nicht weniger mörderisch getroffen als Arthur, und wie schuldlos sie sei, wußte ja Niemand besser als die Herzogin, der wahrscheinlich noch der schreckliche Beruf zufiel, Verkünderin des Unheils zu werden.

Die wohlgemeinte Fürsorge, daß kein Zeitungsblatt in Marguerite's Hände gerathe, war überflüssig gewesen. Sie dachte nicht daran, Neuigkeiten aufzusuchen. Die große Kunde, welche sie vernommen, ließ keinen Raum zu dem Begehren nach einer anderen. Sie erfüllte sie mit Wonneschauern, wenn die Phantasie wie eine wahre **Fata Morgana** ein Glück ausstattete, das dann plötzlich zerrann wie ein Nebelbild, um wieder aufzutauchen mit der ganzen Fülle lockender Sehnsucht, ohne erreicht werden zu können, ohne erstrebt werden zu dürfen, bis es versank in aussichtloser Ferne. Die schmerzliche Gegenwart erschien dann noch trostloser und beängstigender, wie eine öde Steppe, in der jede vollbrachte Tagereise keinen erfüllten Wunsch aufweist, keine Hoffnung gewährt, die unerschöpfliche Endlosigkeit bewältigen zu können. Welch tiefer Kummer war der edlen Männlichkeit Arthur's aufgeprägt gewesen, welche rührende Liebesklage tönte aus dem zitternden Lebewohl und ergoß sich in die Seele der ahnungslos Geliebten, um nie darin zu verhallen, nie überhört und nie gelindert zu werden! — Dann kamen wieder Stunden, in denen Marguerite's klarer Sinn diese wehmuthvollen Bilder verdrängte, ängstlich mahnte zur thatkräftigen Pflicht-Erfüllung unter

göttlichem Beistande, im tröstenden Gefühl, seiner gnadenreichen Weihe werth geblieben zu sein. Aber wenn auch diese Zuversicht nicht versagte und mit ungeminderter Kraft als Leitstern leuchtete, um aus jedem Bedrängniß den Weg zu finden, gebrach ihr doch jede andere Stütze. Das Leben mit seinen vieldeutigen Bestrebungen, welche Marguerite bisher so richtig, mild und heiter aufgefaßt, gleich fern von Selbstverblendung wie von muthloser Enttäuschung, war, wenn sie es jetzt in's Auge faßte, in ihrer Vorstellung verheißungslos geworden. Sie beklagte es nicht, den Reiz seiner Freuden eingebüßt zu haben, sie verzweifelte daran, in seinem Ernste trostbringende Hülfe zu finden. An Arthur's Beispiel sich aufzurichten, für die Erhaltung seiner Seelenruhe zu entsagen und zu leiden, dazu getraute sie sich die Opferfreudigkeit zu finden; aber zu wissen, daß sein Friede verloren sei, daß er fliehe in dem, ach, nur zu vergeblichen Wahne, den ihrigen nicht zu gefährden, und dennoch stumm bleiben zu müssen, um dem großmüthigen Dulder nicht den letzten Trost zu rauben — dieses doppelt ergebnißlose Leiden schien ihr eine Verdammniß, in deren glühender Qual die Fähigkeit, Trost zu geben und zu finden, verdorren müsse. In solchem Gemüthszustande war es wenigstens eine Linderung, allein zu sein, nicht getröstet zu werden von Leuten, die keine Ahnung haben von der wahren Natur des Schmerzes.

Die Gesellschafterin, unter dem Vorwande einer Migräne auf ihr Zimmer entlassen, hatte der Herzogin das angebliche Unwohlsein berichtet. Ohne diese Vorbereitung würde sie das veränderte Aussehen Marguerite's haben annehmen lassen, daß die Trauerkunde bereits bis hierher gedrungen sei. Auf Rechnung des ner-

vösen Leidens kam auch der sonst auffällige Empfang. Als Marguerite, aus ihrer Versunkenheit aufgeschreckt, der Herzogin ansichtig wurde, erhob sie sich hastig, sagte wie zu sich selbst, in dumpfem Ton: „Clemence!" und richtete einen sonderbar forschenden Blick auf die theilnehmende Freundin.

Ein plötzlich eingebrochenes, unvorherzusehendes Unheil kann man eigentlich nie behutsam mittheilen, weil man keine Ahnung zu erregen vermag, zumal keine, die über das Ziel hinausgreift und der durch Verkündigung der Wahrheit die Täuschung einer Erleichterung zu Gute käme. In Marguerite's Lage war indessen schon die Nennung von Arthur's Name eine Vorbereitung und erweckte eine Ahnung von Unheil, wenn auch im entferntesten nicht des wahren. Clemence war die einzige Person, welcher Marguerite zutrauen konnte, daß sie vielleicht die entstehende Liebe errathen habe, die ihr selbst bis zu jenem Auftritt im Boudoir ein Geheimniß blieb. Die durch Befürchtung erweckte ängstliche Spannung regte sich daher schon, als Clemence von einem Streite sprach, in den der Fürst verwickelt worden. Indem sie dann einen Bericht über das Duell folgen ließ, gelangte sie in behutsamer Steigerung endlich bis zur Katastrophe.

„Todt?" rief Marguerite mit einem Tone mehr der Wehmuth als des Entsetzens, der die Herzogin von jeder Ahnung der Wahrheit abbringen mußte, wenn ihr eine solche überhaupt aufgestiegen.

Eine Bejahung dieser Frage hätte ohne Zweifel Marguerite veranlaßt, ihrer treuen Freundin Alles mitzutheilen und in so weit eine Erleichterung erzeugt, als sie das Gemüth befreite von der zermalmenden Last des einsamen und beistandlosen Duldens. Die Gewißheit

eines unabänderlich zum Vollzug gekommenen Verhängnisses schließt ab und läßt nichts zu thun übrig. So lange jedoch eine, wenn auch ersterbende Hoffnungsflamme noch flackert, glaubt man etwas thun zu sollen. Als daher Marguerite den Zustand Arthur's erfuhr, und gerade weil Clemence ihn nicht so gefährlich darstellte, als sie selbst nach des Arztes Ausspruch annehmen mußte, daß er sei — befiel Jene eine Angst und Unruhe, die sich nicht in Klagen und Jammerrufen äußerte, sondern nach einem Mittel haschte, aus der Unleidlichkeit müßigen Abwartens heraus zu gelangen. Clemence errieth, daß in Marguerite sich das Verlangen rege, dem Manne zu danken, der in ritterlicher Vertheidigung ihrer Ehre das Leben einbüße, und danach mußte ein edles Frauenherz streben, auch ohne eigentliche Liebe. Clemence wußte, daß es nicht befriedigt und daß der Versuch nicht gemacht werden könne, ohne den ausgestreuten Verleumdungen Nahrung zu geben, denn sie zweifelte nicht daran, daß die Wohnung des Fürsten von den Spähern der klatschgierigen Cotterieen beobachtet und Schlüsse gebildet würden aus jedem Besuch. Darum war sie auch mit dem Herzog in Equipage mit Wappen und zwei Dienern in voller Livree dort und im Hotel Chericourt angefahren. Man sollte sehen und erfahren, daß sie jene Verleumdungen verachte, und wer sie kannte, würde dann nicht zweifeln, daß sie dafür triftige Gründe habe. Aber Marguerite durfte jetzt nicht der öffentlichen Meinung Trotz bieten. Wie nun, ohne die verleumderischen Anklagen ihr mitzutheilen, sie von dem Wunsch abbringen, wenigstens persönlich nachzufragen? Oder woher den Muth nehmen, der sichtlich so tief erschütterten Frau auch noch diesen Stachel in das wunde Gemüth zu drücken?

„Ich begreife", sagte die Herzogin, „daß innige Dankbarkeit für die ritterliche That in Ihnen den lebhaften Wunsch erregen muß, Ihren Dank persönlich darzubringen. Sie würden nicht weiter gelangen als ich, aber auch den gleichen Versuch untersagt Ihnen das unerbittliche Gesetz der Sitte, dem wir Frauen uns unbedingt unterwerfen müssen. In diesem Falle kann Niemand den abwesenden Gemahl ersetzen. Grade nach solchen Grundsätzen hat Arthur gehandelt, denn nur aus dem Auftrage Chericourt's kam ihm die Berechtigung und, nach seinem strengen Ehrgefühl, auch die Pflicht, Sie zu vertreten, wie Ihr Gemahl es gethan haben würde, als das seiner Obhut anvertraute Bild von einem Unwürdigen mißbraucht werden sollte."

„Mißbraucht?" fragte erstaunt Marguerite.

„Da es Herr Gray war, der sich hinter dem Rücken des Meisters eine Copie davon verschaffen wollte, welche andere Absicht konnte er mit dem Bildniß der ehemaligen, nun gehaßten Braut haben?" meinte die Herzogin.

„Sulpice?" rief Marguerite entsetzt bei dem Gedanken an die ahnungsvollen Erinnerungen, welche Cleopatra's Ankunft erregt hatte; „und Sulpice ist es, der den Fürsten verwundete?

„Leider, ja!" antwortete Clemence. „Außer uns Beiden und seiner Frau kann leider in Paris Niemand, auch nicht Arthur, ahnen, daß er nur aus Haß gehandelt haben kann, und nicht aus Liebe. Bei dem Aufsehen, welches das Duell gemacht, und dem natürlichen Bestreben, sich die Veranlassung des Streites zu erklären, steht zu befürchten, daß die öffentliche Meinung Anfangs

irre geleitet wird, bis ein Mittel sich findet, böswillige Ausstreuungen niederzuschlagen."

Dieser Versuch einer Vorbereitung mißlang. Besser als Clemence wußte ja Marguerite, warum der Argwohn, Sulpice sei von Liebe geleitet worden, Arthur auf's Aeußerste getrieben. Sie wurde wie betäubt von dem Verhängnisse, daß Sulpice es sein müsse, der nun zum zweiten Mal ihr Herz so tödtlich getroffen, und diesmal nicht nur sie, diesmal mit der Gewißheit, daß die Wunde niemals heilen werde. Bei diesem ersten Theile von Clemence's Andeutung blieb sie stehen, daran haftete ihre Vorstellung mit solchem Entsetzen, daß sie unfähig wurde, irgend welche sonstigen Umstände in das Auge zu fassen. Was sie über die äußeren Folgen für ihren Ruf besorgt machen sollte, hatte zu heftig und ausschließlich das schmerzliche Bewußtsein angeregt, daß ihr inneres Glück für immer zerstört sei.

Bei genauerer Betrachtung erschrak die Herzogin über Marguerite's Aussehen. Diese war offenbar sehr leidend, und für Alles, was ihr noch bevorstand, ihr am Ende doch nicht erspart werden konnte, mußte wenigstens, so lange es noch anging, ihre körperliche Kraft geschont werden. Die Herzogin glaubte daher, für diesmal nicht weiter gehen zu dürfen, und behielt einem nächsten Besuche vor, ihre unerläßlichen Enthüllungen zu vervollständigen. Der Gesellschafterin schärfte sie beim Weggehen ein, ja zu verhindern, daß die Gräfin ausgehe oder Besuche empfange. Auch hielt sie Marguerite für zu sehr der Ruhe bedürftig, als daß sie Ersteres aus eigenem Antrieb versuchen sollte.

Die beiden Fiaker.

Zu den Hausgenossen des Fürsten, welche in das Krankenzimmer Zutritt hatten, gehörte Sidi-Ben-Abdallah. Als der schwer Verwundete heimgebracht wurde, eilte er augenblicklich herbei und übernahm ihn gleichsam vom Sekundanten. Der Arzt fand in ihm den einzigen nicht im Solde stehenden Hausbewohner, den einzigen freien Mann vor, und da er, wie ganz Paris wußte, daß Sidi im Kriege dem Fürsten das Leben gerettet, war es natürlich, daß man ihm besonders zutraute, er werde sich angelegen sein lassen, dafür zu sorgen, daß alle Anordnungen von den Dienern pünktlich beobachtet würden. Sidi entsprach auch diesen Erwartungen. Er sah fleißig nach, glitt wie ein Schatten in's Zimmer und wieder hinaus, drückte dem Kranken die Hand, sprach nicht und hatte sogar mehrmals die Nacht an seinem Bette durchwacht.

War das nun wahre, innere Theilnahme für den Mann, der durch seinen menschlichen Werth überhaupt, und durch die seinem Lebensretter bezeigte Dankbarkeit so großen Anspruch hatte, geliebt zu werden? — Nein, einer solchen Theilnahme konnte Sidi-Abdallah nicht fähig sein. Aber es war eben so wenig vom Anbeginn absichtliche Heuchelei, vielmehr ein Ausfluß des in der französischen Civilisation von ihrem Schüler erlernten Schicklichkeitsgefühls, und auch — der Neugier. Sidi, von Kindesbeinen daran gewöhnt, ein Menschenleben, und auch das seine, nicht hoch anzuschlagen, hatte in Afrika den Fürsten gerettet aus den Gründen, die er bereits

ehrlich selber mitgetheilt, und weil ein solcher Handstreich seinem Dienstrufe einen guten Klang machte. Für einen bestimmten Zweck sein Leben wagen, und wäre es nur um auf der Jagd ein gefährliches oder seltenes Thier zu erlegen, das leuchtete dem Hindu vollkommen ein. Wegen des Ehrenpunkts aber auf sich schießen zu lassen, wie er es ja schon oft unter den französischen Offizieren aus den geringfügigsten Anlässen erlebt, schien ihm geradezu albern.

Warum nun hatte der Fürst sich geschlagen? Vermuthlich eines Umstands wegen, der, so oder so entschieden, keinem von den Gegnern einen Vortheil, sondern nur den Tod bringen konnte — so dachte Sidi, weil er in Afrika es oft so gesehen, und deshalb forschte er auch Anfangs gar nicht nach der Veranlassung. Seine Neugier richtete sich nur darauf, zu sehen, wie ein Mann wie Arthur sterbe, wie in seinem Abschied vom Leben seine Ansicht vom Jenseits sich offenbare. Davon wurde indessen seine Aufmerksamkeit bald abgelenkt, indem er, durch einzelne Aeußerungen aufmerksam gemacht, fragte, und endlich durch Lesung der Zeitungs-Artikel vollkommenen Aufschluß erhielt. Man wird einsehen, daß Sidi nicht daran zweifelte, die Zeitungen hätten vollkommen recht. Arthur kam bei ihm gewissermaßen zu Ehren. Er hatte sich's ja gedacht: ein so geistreicher Mann konnte unmöglich den ganzen Tugend-Apparat zum eigenen Gebrauch verwenden, und hinter ihm versteckte er nur meisterhaft sein Verhältniß zu der schönen Gräfin. Aber das Duell war und blieb ein Fehler. Seinen Nebenbuhler aus dem Wege räumen, das hätte Sidi natürlich gefunden, aber es ihm anzeigen und Zeugen dazu einladen, fand er gar zu europäisch-naiv. Diesen Mißgriff sollte der Fürst nun

mit dem Leben bezahlen; Sidi merkte recht gut, daß der Arzt keine Hoffnung mehr für ihn hege.

Arthur's Kammerdiener war sehr ermüdet. Damit er für die Nacht erstarke, mußte er eine Weile ruhen, und Sidi nahm so lange seinen Platz, vom Fürsten unbemerkt, im Krankenzimmer ein. Von einem wohlthätigen Schlummer befangen, lag Arthur unbeweglich. Sidi hatte mit seinem feinen Ohr sich genau überzeugt, daß der Athemzug regelmäßig und ruhig sei. Mit seinem nicht weniger scharfen Auge betrachtete er die bleichen, schönen Züge des Schlafenden. Er räumte ein, daß ein solcher Mann vollkommen geeignet sei, auf das weibliche Herz einen tiefen Eindruck zu machen, und wenn sein Nebenbuhler ihm gleich komme oder gar ihn übertreffe, so habe jedenfalls die Gräfin einen geläuterten Geschmack. Da bemerkte er, daß die Lippen des Kranken sich bewegten. Was wohl jetzt die Phantasie des Sterbenden beschäftigte, das Leben oder das nach ihm verheißene Paradies? Solche praktische Metaphysik reizte den Hindu. Jetzt theilten sich Arthur's Lippen zu einem Lächeln, das die weißen Zähne durchblicken ließ. Es war das Gesicht eines Verklärten mit geschlossenen Augen, von wunderbarem Ausdruck, den Sidi mit angehaltenem Athem betrachtete und mit einer Spannung, als sei auf magnetischem Wege seine Gedankenfrage dem träumenden Geiste vermittelt worden. Von einem unwillkürlichen Schauer erfaßt, zitterte der Hindu, als die Lippen sich wieder bewegten und — kein Zweifel, sie sprachen, noch unhörbar — nun aber erklang ein Hauch, wie das Säuseln, wenn bei Tages-Anbruch die nach den Sonnenstrahlen sehnsüchtige Luft sich ahnungsvoll regt. Artikulirte Laute wurden vernehmbar, bis deutlich die Worte sich aus-

prägten: „Marguerite, komm, o komm!“ dann sanken die Züge allmälig wieder in die starre Bewußtlosigkeit des Schlafs zurück.

„Also das Paradies der Vergangenheit möchte der sich losringende Geist mit hinüber nehmen!“ dachte Sidi und lächelte wie ein Mann, der die erwartete und erwünschte Antwort vernahm. „Marguerite, komm, o komm!“ Daran knüpfte und daraus entwickelte sich eine Gedankenreihe, die, dem Ausdruck seiner Züge nach, Sidi auf irgend eine fruchtbringende Idee führte, denn nach einer Weile dachte er: „Und warum sollte sie nicht kommen, nicht sehen, welches Unheil ihre Schönheit angerichtet? Es ist sein sehnlichster Wunsch, ich habe ihn ja eben aus seinem Munde gehört! Wer kann wissen, was er ihr noch Alles zu sagen hat, das sie ohne meinen freundschaftlichen Eifer nie erfahren würde! Die Ueberraschung wird etwas angreifend sein“ — ein Lächeln blitzte über das dunkle Gesicht Sidi's, der in der That zu dem Entschluß gekommen zu sein schien, diese Ueberraschung in's Werk zu setzen.

Der Tag, nachdem die Herzogin im Hotel Chericourt gewesen, verstrich, ohne daß Clemence ihren Besuch wiederholen konnte; sie war von all' den Ereignissen so erschüttert worden, daß eine nervöse Abspannung es ihr unmöglich machte, das Ruhebett zu verlassen. Marguerite befand sich in einem Zustande, in welchem man nicht nach dem körperlichen Befinden forscht. Man regt und bewegt sich unwillkürlich, weil man und so lange man es kann. Nichts ist entsetzlicher, als ein Unglück thatlos anstarren zu müssen, wie ein Verurtheilter im Gefängniß die Vollstreckung eines unabänderlichen Spruches abwartet. Arthur liebte sie, und sie durfte ihm

nicht sagen, daß sie es wisse, daß sie seine Liebe erwiedere mit einer Macht des Gefühls, die aus seinem Unglück die Berechtigung schöpfe, in diesem verhängnißvollen Augenblick alle Einwendungen dagegen zu überhören. Sie mußte das Alles dulden — allein und hülflos! Ihre edle Freundin konnte ihr nicht beistehen, da der Kern des Uebels ihr verborgen bleiben mußte, ihr Zuspruch daher auch nie den wunden Punkt erreichte, ja sogar, wie Marguerite es am Tage vorher so schmerzlich empfunden, statt Trost zu gewähren, die Beängstigung hinzufügte, ein großsinniges Vertrauen nicht aus vollem Herzen erwiedern zu dürfen. Vergebens sann Marguerite nach. Ihr Geist durchschweifte eine Menge von Kombinationen, um der verzweiflungvollen Ueberzeugung zu entkommen, daß nichts zu thun sei, und wenn sie eine Spur entdeckt zu haben glaubte, mußte sie, wie der verirrte Wanderer in den Prairieen Amerika's, bald die eigenen Fußstapfen erkennen, welche sie zu dem trostlos verlassenen Ausgangspunkte trostloser zurückführten. Diesen geistverwirrenden Kreislauf, der am Ende zum Wahnsinn führt, hatte Marguerite immer wieder zurücklegen müssen, bis eine Ahnung seines grauenhaften Ziels ihr den Muth gab, ihn mit Hintansetzung aller Rücksichten zu durchbrechen. Sie wollte, sie mußte zu Arthur! In seiner Nähe war allein noch Trost für sie, sei es immerhin der einer schrecklichen Gewißheit. Seine Leute liebten ihn gewiß, sie mußten es ja begreiflich finden, daß Diejenige, für welche er sein Leben dahingab, selbst sich Kunde hole. Wenn sie ihn auch nicht sprechen dürfe, sie könne doch hören von seinem augenblicklichen Zustande! Vielleicht sei Hoffnung da, und sie wisse es nicht, vielleicht könne sie ihn un-

bemerkt sehen. Freilich tauchte mit dem entstehenden Plane zugleich Alles auf, was davon abmahnen mußte als von einem unnützen und verderblichen Beginnen. Aber Marguerite betäubte sich darüber. Es war doch ein Entschluß, etwas, das nicht begrübelt, sondern äußerlich vollzogen werden solle, und wenn verderblich, doch nur für sie, die im rathlosen Brüten einer geistigen Selbstvernichtung entgegentaumele. Der Ertrinkende bemißt nicht die Tragkraft des Brettes, nach welchem er hascht, nicht, ob es ihn retten oder seine Hoffnung täuschen wird. Aber wie ohne Anstoß und unbemerkt nach Arthur's Wohnung gelangen? Sie fühlte, daß jedenfalls die Dunkelheit abgewartet werden müsse, und was auch bei nächtlicher Weile in Paris eine Frau ohne männliche Begleitung zu bestehen haben möge, sie war entschlossen, Allem zu trotzen. Nun sie einen bestimmten Zweck vor Augen hatte, kam Zuversicht und Ruhe in die wogende Seele. Sie wolle zu Arthur vordringen, komme was da wolle, sie begehrte mit ihm zu sterben.

In dieser Stimmung war Marguerite, und die Nacht bereits eingebrochen, als man ihr einen Brief einhändigte. Der Ueberbringer warte auf Antwort, hieß es. Das Schreiben enthielt folgende Zeilen:

„Der Fürst von Manfredonia sendet mich, gnädige Frau. Ich bin Sidi-Ben-Abdallah und Ueberbringer eines letzten Wunsches.“

Ein letzter Wunsch Arthur's, und Ueberbringer der Mann, der sein Leben einst gerettet? Wie hätte sie sich bedenken sollen, ihn zu sehen!

Als Sidi erfurchtsvoll gegrüßt und den Blick erhob, ward Marguerite trotz ihrer spannenden Ungeduld betroffen über die wehmuthvolle Trauer, die aus seinen

dunklen, grundlosen Augen wie durch einen Schleier hervorleuchtete. Der Ton seiner Stimme, wie der eines durch Sordine gedämpften Violoncells, jede Miene und Geberde entsprachen Dem, was der Blick verkündete, der Botschaft eines Sterbenden.

„Der Fürst hat, nachdem er die heilige Wegzehrung empfangen“ (das war am Tage vorher auf Arthur's Verlangen geschehen), „nur noch den einen Wunsch, Marguerite von Chericourt zu beruhigen durch die Versicherung, daß er für sie freudig in den Tod gehe, daß kein Vorwurf sie treffen könne wegen der Erfüllung dieser ritterlichen Pflicht und von ihren Lippen zu hören, daß sein Andenken ungetrübt in ihrer Erinnerung fortlebe. Wollen Sie, gnädige Frau, diese Bitte eines Sterbenden gewähren, so habe ich dafür gesorgt, daß Sie ungesehen hin- und zurückgelangen werden. Meiner Verschwiegenheit können Sie eben so versichert sein, wie der Fürst es ist.“

„So giebt es keine Hülfe mehr?“ fragte Marguerite starr und fast tonlos.

„Nur bei Gott“, antwortete Sidi mit einem unnachahmlichen Blick nach Oben, der einen Inquisitor verführt haben würde.

„Ich bin bereit!“ sprach Marguerite entschlossen.

„Wenn Sie in einer halben Stunde aus der Gartenthür Ihres Hotels treten, finden Sie einige Schritte weiter an der Mauer einen Wagen. Der Kutscher wird sich nicht umsehen, aber wenn er nur vernehmbar das Wort „Allah“ sprechen, Jemand in den Wagen steigen und die Thür schließen hört, fährt er ab. Beim Aussteigen finden Sie mich.“

Mit der Versicherung Marguerite's, daß sie dieser Angabe genau Folge leisten werde, entfernte sich Sidi.

Die junge Frau warf sich betend auf die Kniee, und willig, mit der überströmenden Inbrunst, die eine ungetrübt fromme Absicht gewährt, ergoß sich ihr Herz vor dem Allwissenden, dessen Gnade und Schutz sie anflehte. Gestärkt erhob sie sich und bereitete still und eilig das Nöthige, um den schmerzlichen Gang anzutreten, den sie nun vor ihrem Gewissen rechtfertigen zu können glaubte.

Sidi hatte alle Anordnungen getroffen. Im Hause des Fürsten brauchte er nur den Kammerdiener in's Vertrauen zu ziehen, der sich nicht aus der nächsten Umgebung des Krankenzimmers entfernte. Außerhalb dieses Bereichs schaltete Sidi als Herr. Es wurde ihm nicht schwer, den treuen Diener zu überzeugen, daß der Fürst wünsche, die Gräfin zu sehen, denn auch er hatte ihn in den Phantasieen des Wundfiebers den Namen Marguerite aussprechen hören. Sidi versicherte, er habe der Gräfin eingeschärft, daß der Fürst nicht sprechen dürfe, und man könne ja Sorge tragen, daß der Besuch nur einige Minuten dauere. Heiterer Friede der Seele werde vielleicht die Gefahr vermindern. Zur Erfüllung des letzten Wunsches eines Sterbenden bietet jeder wohlwollende Mensch gern die Hand, und der Kammerdiener in diesem Falle um so eher, da ja Sidi seinen theuren Herrn gerettet, und ihn, wie er meinte, lieben müsse, auch vom ersten Augenblick an die wärmste Theilnahme bezeigt hatte.

Sidi, pünktlich auf seinem Posten, brauchte nicht lange zu warten, bis ein Wagen anfuhr. Er machte den Schlag auf und half schweigend Marguerite aus

dem Wagen. Zu seiner nicht geringen Ueberraschung jedoch folgte eine zweite Dame, wie Marguerite, in einen dunkeln Mantel gehüllt, einen Kapuchon tief in das Gesicht gezogen. Daran hatte Sidi gar nicht gedacht. Er war noch nicht hinreichend vertraut mit europäischer Frauensitte, welche sich bei einem mißlichen und verstohlenen Gang durch die Anwesenheit einer Gefährtin beruhigt fühlt.

„Meine Begleiterin wird mich in einem Vorzimmer erwarten!" sagte Marguerite.

„Wie die gnädige Frau befehlen", antwortete Sidi ehrfurchtsvoll; „nur muß sie sich gefallen lassen, in einem dunkeln Zimmer zu warten, denn —."

„Auf unserem Wege kann ein Lichtstrahl durch Zufall verrätherisch werden", unterbrach ihn Marguerite. „Ich verstehe Sie wohl, Sidi-Abdallah, und lobe Ihre Vorsicht. Sie wird warten, wo es Ihnen beliebt."

Also eine Dienerin — dachte Sidi — da die Gräfin so wenig Umstände mit ihr macht. Diese Begleiterin paßte gar nicht in seinen Plan. Während er aber die Gräfin die Geheimtreppe hinaufführte, fiel ihm schon ein, wie diese überflüssige Person untergebracht werden könne. Das Zimmer, vor welchem die Geheimtreppe endete, war allerdings dunkel, doch fiel der Schein einer Gasflamme, die auf dem Hofe brannte, hinein, eben hinreichend, um, ohne anzustoßen, es durchschreiten zu können. Hier wurde die Begleiterin von Sidi, der natürlich die Einrichtung der Zimmer genau kannte, an ein Sopha geführt, auf das sie sich niederließ. Dann öffnete er eine Thür und sagte der Gräfin leise in das Ohr: „Sie sind an Ort und Stelle!" Indem er sie hineintreten ließ, schloß er die Thür wieder und entfernte

sich durch das Vorzimmer nach einer anderen Seite, als zu welcher er mit beiden Frauen eingetreten.

Marguerite stand im Krankenzimmer. Eine spanische Wand verbarg den Anblick Arthur's. Sie schlug das Kapuchon des seidenen Mantels zurück, und blieb einen Augenblick, beide Hände an das tobende Herz gedrückt, stehen, um Athem zu schöpfen. Dann umging sie langsam, unhörbar auf dem weichen Teppich, die spanische Wand. Arthur lag ruhig, bleich, aber ohne schmerzliche Entstellung der edlen Züge, das große schöne Auge aufmerksam nach der Seite gerichtet, auf welcher er ungewöhnlicherweise eine Thür hatte öffnen und schließen hören. Als er Marguerite erkannte, belebte sein Gesicht ein Lächeln der innigsten Wonne, er erschrak nicht, er staunte nicht. Sie schwebte ja immer vor seinem innern Blick, und mochte es nun ein Spiel seiner Phantasie sein, daß sie jetzt auch seinem äußeren Auge erschien, es war ein Anblick, der ihn mit Entzücken erfüllte. Aber er blieb nicht lange im Zweifel, denn Marguerite sank vor seinem Lager auf die Kniee, ergriff seine Hand, die er unwillkürlich der ersehnten Erscheinung entgegengestreckt, beugte sich über sie und benetzte sie mit glühenden Thränen — Thränen der Liebe und des Schmerzes! Sie waren beredter oder doch unmittelbarer als Worte, sie überströmten ihn mit der Ueberzeugung, daß er geliebt sei, und ihr strahlendes Auge bestätigte es, als es sich hob und sich in das seine senkte.

„Sprechen Sie nicht, Arthur!“ flüsterte endlich Marguerite, als sie bemerkte, daß er sich anschickte zu reden. „Machen Sie nicht die Wunde bluten, die Sie um meinetwillen empfingen!“

„Möge sie bluten!" rief Arthur. „Ich gebe gern mein Blut für das Glück, Dich, theure, geliebte Marguerite, die Braut meiner scheidenden Seele nennen zu dürfen! Der Herr hat meine Bitte erhört. Er gestattet, daß sie sich zu ihm erheben darf mit dem jubelnden Bewußtsein Deiner Liebe, an der kein irdischer Makel haftet. Traure nicht um mich, denn ich bin glücklich! Ich fühle mich frei, erlöst von dem Widerspruch zwischen Neigung und Pflicht, an den mein irdisches Dasein gekettet war. Lebe, um Alle zu beglücken, die ein Recht haben an Dein Wohlwollen, und mein Segen soll Dich stärken und erhalten, damit ein Engel auf Erden walte zum Troste der Menschheit, die ich geliebt habe."

Diese Worte hatte Arthur mit steigender Leidenschaft, aber mit sichtlicher Anstrengung gesprochen, als die Thür des gewöhnlichen Vorzimmers, durch welche die Bedienung eintrat, geöffnet wurde.

„Der Arzt kommt!" meldete der Kammerdiener, ohne hinter den Schirm zu treten, ohne Marguerite zu sehen. Nachdem er so zart gewarnt hatte, ging er wieder hinaus, ohne Zweifel, um in irgend einer Weise den Arzt einige Augenblicke aufzuhalten, damit Marguerite Zeit gewinne, sich ungesehen zu entfernen.

„Fliehe, Marguerite!" flehte Arthur. „Um Deiner Ehre und meiner Ruhe willen!"

„Der Herr sei mit Dir und erbarme sich meiner!" stammelte Marguerite, raffte sich auf, zog das Kapuchon über die bleiche Stirn, schwankte zur Thür und war eben in das dunkle Zimmer entkommen, als der Arzt eintrat.

Wie von einer Ahnung geleitet, hatte er nicht zur Nachtruhe nach Hause fahren wollen, ohne sich noch zuvor von dem Befinden des Fürsten zu überzeugen. Seine Hülfe wurde bald unentbehrlich. Er fand Arthur in einer Aufregung, die ihn erschreckte. Es dauerte nicht lange, bis eine erstickende Beklemmung sich zeigte und sich in Bluterbrechen Luft machte. Zwar erwies sich der Anfall nachträglich als nicht so heftig, wie der Anfang es befürchten ließ, aber wenn er sich wiederholte, mußte er tödtlich werden. Auf den Schlaf der Erschöpfung, in den Arthur endlich versank, baute der Arzt nur noch geringe Hoffnung.

Marguerite's Begleiterin hatte schon im Halblichte der geöffneten Thür die schwankende Haltung ihrer Dame bemerkt und war ihr entgegengeeilt, um sie zu stützen. Kaum fähig, sich aufrecht zu halten, lehnte sich Marguerite an ihre Schulter. Da vernahmen sie von der Geheimtreppe Sidi's leise aber dringende Mahnung, sich zu beeilen, um ungesehen das Haus verlassen zu können, in welchem, als Folge jenes Anfalls, eine Bewegung der Insassen bemerkbar zu werden begann. Die Begleiterin fand sich nach längerem Verweilen im Dunkel leichter zurecht und führte Marguerite zur Thür. Sich der schmalen Treppe erinnernd, ging sie voran und, Stufe für Stufe hinabsteigend, trug sie fast die ihr willenlos Folgende, welche ohne diese kräftige Hülfe zusammengesunken wäre. Als man endlich unten angekommen, drängte Sidi eiligst nach der Straße, wo eine kaum geringere Dunkelheit herrschte als auf der Treppe, denn dieses schmale Gäßchen lief zwischen hohen Mauern von Gärten und Hintergebäuden benachbarter Herrschaftshäuser fort und war nicht beleuchtet, weil in

seiner ganzen Ausdehnung keine Hauptthür eines bewohnten Hotels sich befand. Fast zu gleicher Zeit wurden beide Damen in den Wagen gehoben, wo Marguerite, die ihre letzte Kraft aufgeboten hatte, in eine fast bewußtlose Erschöpfung sank. Sie konnte daher nicht bemerken, wie der Schlag schnell hinter ihr sich schloß und zugleich der Wagen abfuhr, daß sie allein war und ihre Begleiterin nicht an ihrer Seite. Diese wie Jene hatten nicht unterscheiden können, daß zwei Fiaker vor der Thür standen, daß Jede von ihnen allein in einen besonderen Wagen gehoben wurde. Alles war sehr schnell gegangen, und beide Fiaker jagten in rasender Eile hinter einander her, bis am Ausgange der schmalen Straße jeder Wagen einen entgegengesetzten Weg einschlug.

Auf jedem Wagen stand ein Mann auf dem Dienertritte, und zwar auf dem, welchen wir zunächst im Auge behalten, Sidi selbst. Dies war ursprünglich nicht seine Absicht gewesen. Beide Wagen sollten vielmehr demselben Ziele zufahren, und er hätte dann seinen Platz in dem zweiten genommen. Aber die Begleiterin, die so unerwartet sich einstellte, machte eine Aenderung nöthig. Der zweite Wagen wurde nun dazu verwendet, die Ueberflüssige nach dem Hotel Chericourt zurück zu bringen. An beiden Wagenthüren fehlte der innere Griff; sie konnten nur von außen geöffnet werden. Ueberdies waren an den Seitenfenstern, statt der Gläser, die Stores aufgezogen und zur Unbeweglichkeit befestigt. Licht fiel nur durch die beiden vorderen Fenster im Rücken des Kutschers, der nichts beachten durfte, selbst wenn die Gläser hinter ihm zerbrechen würden und ein Hülferuf ertönen sollte. Er wußte ja, daß im

Wagen eine geisteskranke Dame saß, welche ärztlicher Zwangspflege zugeführt wurde. Für alle Fälle war Sidi nun übrigens auf seinem Bediententritte schneller zur Hand.

Die Pferde liefen so wacker, daß man bald die belebten Stadttheile verlassen hatte und entlegene Gegenden erreichte, wo um solche Zeit die Straßen verödet sind wie in einer kleinen Provinzstadt. Marguerite mußte wohl zu ergriffen sein von der Zusammenkunft mit Arthur, um anfangs Gegenständen außer sich Aufmerksamkeit zu schenken; denn es blieb Alles ruhig.

Der Wagen ist über eine Seinebrücke gefahren, er scheint der Gegend vom Luxembourger Pallaste zuzueilen. Bevor er an seinen Bestimmungsort gelangt, haben wir noch Zeit, dem Leser zu sagen, welchen Plan Sidi in so befremdlicher Weise verfolgte.

Den Fürsten erachtete Sidi einem nahe bevorstehenden Tode verfallen. Er wollte nun fürjetzt nichts als eine Unterhaltung mit der schönen Gräfin, eine allerdings möglichst belastende Unterhaltung, wenigstens Herrn von Chericourt gegenüber verbrecherisch, und zwar in der Hoffnung, daß dieser ersten immer verbrecherischere folgen würden. Diese Voraussetzung war von seinem Standpunkt aus keinesweges so ungereimt, als sie im ersten Augenblicke Denjenigen erscheinen mag, welche nur Marguerite's Charakter in's Auge fassen, aber nicht die Nöthigung, in der sie sich durch einen sonderbaren Zusammenfluß von verhängnißvollen Umständen befand oder in die sie gedrängt werden konnte. Sie liebte Arthur — das hatte Sidi im Voraus angenommen, die Gewißheit aber erlangt, indem sie sich dazu verstand, dem, wenn auch zum Tode verwundeten, doch unver-

heiratheten Mann einen Besuch abzustatten. Sie sollte aber nicht Arthur, sondern Herrn von Chericourt lieben, und indem sie Jenem einen, in den Augen der Welt unzweideutigen Beweis von Liebe gab, hatte Sidi mit dem Beweis dafür auch ihren Ruf in der Hand. Kein besseres Mittel als diese Zusammenkunft gab es nach seiner Ansicht, um Marguerite zu bewegen, sich freiwillig in eine Lage zu fügen, in welcher die Entführung stattfinden könne ohne alle Verantwortlichkeit für den Anstifter. Auch er war in seiner Art ein von der Damenwelt anerkannt schöner Mann. Daß Frau von Chericourt sich eben von der Unterhaltung mit einem abtretenden Liebhaber zu der mit einem antretenden begeben, würde ganz gewiß nicht Sidi allein behaupten. Und dies war nicht der einzige Vortheil, den der Hindu aus der von ihm veranstalteten Zwiesprache zwischen Arthur und Marguerite zu ziehen hoffte. Die Unterredung hatte unbedenklich nicht nur auf Arthur, sondern auch auf Marguerite einen betäubenden und die Sinne verwirrenden Eindruck hervorgebracht. Sie schien ganz zu vergessen, daß sie nun schon längst im Hotel Chericourt hätte sein müssen. Eine so gänzliche Nichtbeachtung ihrer gegenwärtigen, sehr auffallenden Lage deutete freilich einen Gemüthszustand an, der sie noch weniger einer Unterredung geneigt machen konnte, wie Sidi sie vorbereitete. Aber es gab vielleicht Mittel, sie für einige Zeit wenigstens Kummer und Sprödigkeit vergessen zu machen. Und mit der Besinnung, meinte das geborene Mitglied der Thaggemeinde, der Jesuitenschüler, werde sie ohne Zweifel die Ueberzeugung gewinnen, daß ihr nichts zu thun übrig bleibe als — zu schweigen. Was kann auch wohl in solcher Lage eine Frau Anderes

thun als schweigen, wenn sie nicht einen von ihrer Unschuld überzeugten Rächer hat, und wen hatte jetzt Marguerite? Dagegen war Sidi ein unter allen Umständen sehr gefährlicher Feind. Was wußte nicht Alles Kotapur aus früherer und allerletzter Vergangenheit? Wußte er doch, daß die glänzende Gräfin Chericourt noch ein paar Jahre vorher als ein geringes Mädchen in armseliger Kleidung in das Haus des Gouverneurs von Guadeloupe gekommen. Das war nun freilich nicht sein ausschließliches Geheimniß, doch wußte er einen reizenden und äußerst pikanten Umstand mehr als alle Anderen. Daß Marguerite selbst davon nichts ahnte, minderte im Geringsten nicht sein Gewicht noch seine Verwendbarkeit. Konnte Kotapur nicht mit vollkommener Wahrheit sagen, daß er in Basse-Terre Zutritt gehabt zum Schlafgemache der wegen ihrer Schönheit gefeierten Marguerite? Konnte er nicht im Betreff des Hauswesens, sogar der Geräthe in Marguerite's Zimmer, des Mosquitero der Schwester Seraphine und mancher anderen Dinge und Personen treffend bezeichnende Einzelnheiten angeben, die Niemand zu wissen vermochte, als wer in das Innerste gedrungen, die — wenn es auf ein Zeugniß ankäme — die dortigen Hausgenossen als richtig anerkennen müßten? Man wolle sich erinnern, daß damals nicht nur Beate und Seraphine, sondern auch die Schildwache den am Fenster hängenden verrätherischen Lasso gesehen, den Kotapur so ungern im Stiche ließ; daß der Admiral und seine Gemahlin von allen diesen Umständen unterrichtet waren. Der Leser wird einräumen, daß hinreichende Ursache vorlag, den Hindu als einen über Gebühr bewaffneten Feind zu fürchten, und daß es für einen

Mann von Sidi's Art nicht gar zu vermessen war, anzunehmen, für die Verleugnung so unbezahlbarer Kenntnisse sei der Preis, den er stellte, erreichbar. Aber wohin sollte die arme Marguerite gebracht werden, um, ohne daß er eine Entdeckung zu fürchten brauchte, seiner Willkür anheimzufallen, und wie kam Sidi dazu, von Helfershelfern mit einer Pünktlichkeit bedient zu werden, als wäre er Polizei-Hauptmann?

Sidi hatte seine in Marseille begonnenen Studien, die ihn damals nach Afrika brachten, in Paris wieder aufgenommen, nur, da er die Mittel dazu besaß, in höherem Styl, und mit so großer Heimlichkeit, daß der Fürst und die Gesellschaft, in welche er durch diesen Zutritt erhalten, nichts davon erfuhr, wie er in entfernten Stadttheilen des labyrinthischen Paris Mysterien feierte, die keineswegs eleusinisch zu nennen waren. Zu diesem Behufe hatte er unter Anderem Freundschaft geschlossen mit der Besitzerin eines gewissen Hauses, das im Luxembourger Viertel lag, eine gute Strecke über die **Rue d'Enfer** hinaus und in der That nicht sehr weit von dem der Dame Calas. Aber seine Geheimnisse waren nicht, wie die der Terroristin, politischer Natur. Das Haus, ehedem die Expositur eines geistlichen Ordens, mitten in einem von hohen Mauern umgebenen Garten gelegen, trug noch im Aeußeren ganz das Gepräge seiner ehemaligen Bestimmung, vor den Fenstern des unteren und zum Theil des oberen Stockwerks sogar noch eiserne Gitter. Im Inneren waren freilich alle Spuren klösterlicher Zucht verschwunden vor dem Luxus üppiger Sinnenlust. Ich beeile mich jedoch, den abscheulichen Verdacht zu entfernen, als sei die Rede von einem, mit echt pariſiſcher „Courtoisie" sogenannten

„Hotel de Tolerance". Bewahre! Herren und Damen sprachen hier bisweilen vor, um sich einer decameronischen Abgeschiedenheit zu erfreuen. Man war ungestört und konnte in aller Heimlichkeit nicht nur Ariostische Abenteuer erzählen, sondern auch erleben; die äußere Ehre des Hauses jedoch wurde streng gehandhabt. Es traf sich auch wohl, daß eine offiziell von Paris in ein ausländisches Bad abgereiste, gleichviel ob verheirathete oder unverheirathete Heloise es vorzog, hier die Saison durchzumachen und den Unterricht eines anonymen Abälard zu genießen. Man war in diesem Hause nicht neugierig und kümmerte sich um nichts als um pünktliche Zahlung. Sidi hatte daselbst schon erbaulichen Unterricht empfangen und gegeben und wußte, daß er auf die unverbrüchlichste Gastfreundschaft rechnen könne wie unter dem Zelt eines Arabers, daß alle Zugänge gut bewacht, man gegen jede Ueberraschung lästiger Späher vollkommen gesichert sei und Jubel wie Klage gleich ungehört verhalle.

Was die Helfershelfer sammt ihren Fiakern anlangt, so waren sie, wenn nicht Angehörige, doch Schutzverwandte des Hauses, willige und starke Leute, die gewissenhaft vollzogen, was ihnen deutlich erklärt und gut bezahlt wurde. Vorsichtshalber hielten sie darauf, vor Zeugen einen nöthigenfalls eingeständlichen Auftrag zu bekommen, und diesmal war ihnen aufgegeben, behülflich zu sein, um eine Dame von gutem Hause einer phrenologischen Heilmethode zu unterziehen. Sie zweifelten also auch nicht daran, daß Sidi ein arabischer Arzt sei, der in Paris erfolgreiche Kuren unternehme.

Man war an Ort und Stelle. Der Wagen fuhr durch ein Thor, dessen schwere Flügel sich hinter ihm wie

von selbst schlossen, dann einen Perron hinauf, wo unter einem Vordach gehalten wurde. Nur im Innern des Hauses brannte Licht, außen war Alles dunkel. Sidi erwartete, daß man Marguerite ohnmächtig finden und gezwungen sein werde, sie in das Haus zu tragen. Jedenfalls das Erwünschteste. Er wollte sich nicht gleich zeigen und stellte sich in die Vertiefung der Hausthür, welche nur zur Hälfte offen stand.

Der Wagenschlag wurde entriegelt und geöffnet. Ohnmächtig war die Dame zuvörderst nicht. Sie ließ sich ganz gelassen aus dem Wagen helfen. Sidi's Voraussetzung einer vollständigen Nichtbeachtung von Zeit, Entfernung und Umgebung erwies sich aber offenbar als richtig. Sie mußte völlig übersehen haben, daß ihre Begleiterin nicht neben ihr sei und immer noch den Wahn hegen, im Hotel Chericourt auszusteigen. Als sie, in Mantel und Capuchon dicht verhüllt, von dem angeblichen Diener geführt, an Sidi vorbeiglitt, schlürfte er mit wollüstigem Behagen den Duft des echten, unnachahmlichen Esprit de bouquet, der schon auf der Geheimtreppe aus Marguerite's Mantel ihn so wonnig und Genuß verheißend angemuthet hatte. Die Nähe eines noch innigeren Genusses machte ihn vor athemloser Erwartung zittern.

Wenige Minuten darauf trat Sidi in das hell beleuchtete Boudoir, in welches sie eingeführt worden. Sie stand, das Zimmer betrachtend, mit dem Rücken gegen die Thür und noch im Mantel. Offenbar kam sie, wie aus einem Traume erwachend, langsam zur Erkenntniß, daß sie hier nicht heimisch sei.

„Nun, Marguerite von Guadeloupe“, rief er triumphirend; „ergebt Euch dem Unvermeidlichen! Unter allen

Zonen ist es der Schönheit Loos, erstrebt und besiegt zu werden!"

Bei dem schneidend ironischen Klange dieser Worte drehte sie sich um, der Mantel fiel von Kopf und Gestalt, und — vor ihm stand eine Negerin! Eine der allerschwärzesten, wie er nur je eine aus dem Kern des Ebenholzlandes gesehen.

Marguerite hatte die Spanierin nicht in ihr Abenteuer einweihen wollen. Cleopatra fragte nach keiner Aufklärung, sie folgte wie ein Hund und war doch ein theilnahmvoller Mensch. Von Gestalt schlank und von gleicher Größe, nahm sie sich in einem Mantel von Marguerite und mit vorgezogenem Capuchon fast wie ihre Herrin aus.

Die Raserei Sidi's über diese unerklärliche Täuschung, und wiederum in dem Augenblick, wo die Beute unentrinnbar sein war, ergriff ihn so mächtig, daß blitzschnell das indianische Messer in seiner gehobenen Faust funkelte und er unfehlbar die um Gnade jammernde Cleopatra ermordet hätte, wenn ihm nicht in der Sekunde vor dem Stoße die Besinnung gekommen wäre, daß in Europa eine getödtete Negerin noch furchtbarer sei als eine lebende.

Tigerwuth im wilden Blick, in den verzerrten Zügen, fieberisches Zucken in den gespannten Muskeln der gehobenen Hand, stand er vor der ihm zu Füßen gesunkenen, zitternden Sklavin und wagte nicht, den Stahl in ihre Brust zu senken.

Rosenstrauch nur Dorngebüsch.

Als Sulpice vom Duell nach Hause kam, theilte er Olympia mit, daß er sich geschlagen und seinen Gegner verwundet habe. Sie erschrak heftig. Ueberwältigt von all den Gefühlen, welche sich in der Vorstellung zusammendrängten, den Mann, der einst ihr Ideal gewesen und den sie noch so grenzenlos liebte, aus einer drohenden Gefahr gerettet zu sehen, warf sie sich an seine Brust und weinte. Ihre Thränen flossen, weil er gerettet war, weil sie nur einem solchen Augenblick es verdankte, ihn umarmen zu können, und weil sie nur von einer plötzlichen Erschütterung eine Erwiederung der Herzlichkeit hoffen durfte, die sie ihm immer entgegenbrachte, er aber schon lange erbarmungslos verschmähte. Sie wußte ja leider zu genau Tag und Stunde, seit wann er sich von ihr abgewendet! Freilich konnte sie nicht ahnen, daß die Verlegenheit, in welche ihre flammende Liebe ihn versetzte, aus derselben Stunde stammte; aber auch ohnedies war die frostige, höfliche Güte, womit er sie beschwichtigte, zermalmend genug für die arme Frau, welche mit pochenden Pulsen auf einen Wahrspruch des Herzens harrte. Er hatte ja so viel zu thun, mußte in die Kammer, hatte, wie er sich ausdrückte, den Augenblick gestohlen, um sie zu beruhigen; nun solle sie nicht unnöthigerweise die Angst nachholen, die ihr erspart worden sei. Lächelnd, und wie man, um Jemand aufzuheitern, ein Uebriges thut, drückte er einen flüchtigen Kuß auf ihre Stirn — und ging. Dieser Kuß brannte auf ihrer Seele, sie

hätte erröthen mögen, als sei ihrer Sittsamkeit zu nahe getreten.

An demselben Tage, an welchem Jeannette Morgens dem Löwenrachen der Zeitung ihren Giftzettel anvertraute, brachte der Bote, den Olympia täglich in die Wohnung des Fürsten sandte, um sich nach dem Befinden des Verwundeten zu erkundigen, einen Bescheid, welcher ziemlich das Schlimmste befürchten ließ. Olympia empfand es, trotz aller gesellschaftlichen Rücksichten, die einen Zweikampf entschuldigen mochten, als eine schwere Verantwortung für Sulpice, das Leben eines, wie sie allgemein vernommen, edlen und hochgeachteten Mannes geopfert zu haben. Sie eilte zu ihrem Gatten, ihm die Nachricht zu eröffnen und um zugleich an dem Ernste des Ereignisses wo möglich seinen eigenen sittlichen Ernst zu beleben.

Bei Sulpice befand sich gerade Bobineau, dieser geschäftige und nie fehlende Freund, der natürlich sogleich bei der Hand gewesen. Durch Villegontier benachrichtigt, konnte er der Erste sein, der Sulpice Glück wünschte und ihm versicherte, mit seinem Siege habe er nicht nur jede ihm zugefügte Beleidigung im Blute seines Gegners abgewaschen, sondern sich einen Ruhm erworben, den alle seine Parteigenossen als ihrer Sache mit gewonnen betrachteten. Eine der glänzendsten aristokratischen Persönlichkeiten sei gedemüthigt worden von einem demokratischen Führer, dem nun um so weniger eine große, beneidenswerthe Stellung fehlen werde, als er sich auch mit den Waffen in der Hand bewährte. Noch diesen Abend werde das Hotel Gray kaum groß genug sein, alle Diejenigen zu fassen, welche herbeiströmen würden, um ihre Glückwünsche darzubringen. Außerdem

aber hatte Bobineau noch ein kleines Geschäft mit dem von ihm so gewandt vorbereiteten Triumphator abzumachen.

Sulpice war allmälig in so große Ausgaben verwickelt worden, daß die aus sicheren Anlagen zu erreichenden vier- oder fünfprozentigen Renten dagegen nicht aufkommen konnten. Er hatte bereits Geld aufgenommen gegen Hinterlegung von Werthpapieren, natürlich zu höheren Prozenten, als worauf diese lauteten. Aber auch die so herbeigeschaffte Summe war verausgabt. Sulpice sah ein, daß er auf diesem Wege ohne eine neue Einnahmequelle seinem finanziellen Untergang entgegeneilte, denn die Ausgaben vermehrten sich genau in demselben Verhältnisse, als seine politische Parteibedeutung zunahm. Er theilte daher schon vor längerer Zeit seinem musterhaft sorgsamen Freunde Bobineau seine Lage mit. Dieser — der längst darauf gewartet, im Stillen erstaunt, daß das Bekenntniß so lange ausblieb — lächelte, als er von der großen Verlegenheit hörte. Um in Paris ein Haus zu machen, das einer weitgreifenden politischen Stellung entspreche, dürfe es auf ein sechzig bis achtzig Tausend Francs über die gewöhnlichen Kosten allerdings nicht ankommen, da es Etikettepunkt geworden, in den höheren demokratischen Kreisen den aristokratischen an Prunk und Luxus nicht nachzustehen. Parteizwecke, um bei Wahlen durchzudringen und die Kosten unentbehrlicher Organe zu decken, forderten auch namhafte Summen, und freilich gehöre ein fürstliches Vermögen dazu, wenn Alles nur aus den Zinsen gewöhnlicher Kapital-Anlage bestritten werden solle. Aber dafür sei ja die Börse da mit ihren in mathematischer Progression gewinnbringenden Spekulationen, und Sulpice besitze,

seiner Angabe nach, mehr als genug, um dieser, dem Kundigen immer offenen Quelle alles Fehlende und noch mehr abzulocken, wie man durch Berieselung die Ertragfähigkeit seines Grundstücks in's Zwanzig- und Dreißigfache steigere. Allerdings sei es dann nöthig, Gunst oder Ungunst des Marktes in jeder Wendung unausgesetzt zu beobachten, um nicht in Verlust zu gerathen oder die Stunde, wo ein gewinnreicher Schlag durchgeführt werden könne, unbenutzt vorüberziehen zu lassen. Dazu war Sulpice viel zu sehr in politische und zeitraubende Geschäfte verwickelt — gar nicht zu reden von den geheimen Gängen, auf welchen er sehr unpolitischen Liebhabereien huldigte. Er ging also Bobineau an, ihm einen passenden Finanz-Agenten zu empfehlen, und der Freund war viel zu gewissenhaft, um die schwere Verantwortlichkeit einer Empfehlung auf sich zu laden. In Gottes Namen, ohnerachtet seiner zahllosen Geschäfte, übernahm er selbst das Amt — natürlich ohne Gebühren und nur aus Freundschaft, damit ein politisch so bedeutender Mann dem Vaterlande in so wichtiger Zeit ersprießliche Dienste leisten könne, ohne von lästigen Nahrungssorgen gestört zu werden. Da nun in solchen Dingen ein halbes Vertrauen lähmt, wurde Bobineau ganz und gar des jungen Westindiers Säckelmeister. Die Mayotte-Aktien blühten und wucherten wie Unkraut in der Bruthitze unsinnigster Spekulationswuth. Bewaffnet mit Sulpice's, oder eigentlich mit Olympia's Kapitalien, schleuderte Bobineau eine neue Emission von Mayotte-Aktien auf die Börse und ließ sie mit Sulpice's Gelde wieder kaufen, wodurch sie natürlich stiegen. In Folge dessen vermochte Bobineau seine eigenen Aktien mit ungeheurem Gewinn anzubringen. Er ließ allerdings auch

Sulpice gewinnen, bezahlte die Summen, welche dieser aufgenommen, aber während er seinen eigenen Gewinn wohlweislich sicher anlegte, ließ er Sulpice's Vermögen — wie er sich ausgedrückt — den Aktienschwindel berieseln. Das ging, je nach den Paroxysmen des Börsenfiebers, oft ganz vortrefflich, und da die Mayotte-Aktien zunächst so ergiebig waren, so kettete Bobineau seinen Freund unwiderruflich an deren Schicksal. Die Erfahrung hatte hinreichend dargethan, daß reiche Leute nicht leicht in den geheimen Bund unter Villegontier's Anführung traten, aber ruinirte Größen zählte er Mehrere, und ein Aspirant dieser Art sollte Sulpice werden, der einen politischen Namen mitbringe und dessen Fanatismus gesteigert werde durch den Ruin, für welche die Mayotte-Aktien unfehlbar sorgten. So weit jedoch war man noch nicht, und eben heute hatte Bobineau eine glänzende Abrechnung gebracht, bespickt mit dem Köder von funfzigtausend Francs im Baaren. Sulpice, von seinem Säckelmeister entzückt, überströmte ihn mit Dankbezeugungen, die der bescheidene Mann als unverdient ablehnte.

Während dieser Unterredung meldete ein Diener, Madame Gray wünsche den Herrn zu sprechen, ehe er ausfahre. Sulpice mußte sich, nach seiner Ansicht, entsetzlich beeilen, um seiner Frau noch einige Minuten schenken zu können, bevor er sich zu einem politischen Stelldichein begab, wo er nicht wohl auf sich warten lassen durfte.

In solcher Stimmung war Sulpice, als Olympia sich anschickte, die schmerzliche Pflicht zu erfüllen, welche sie in Folge des Bescheides über Arthur's Befinden als unerläßlich betrachtete. Sulpice's Ungeduld bemerkend,

gab sie ihre Nachricht und den Ausdruck ihres Gefühls so kurz wie möglich und sprach zuletzt gegen ihren Gatten die Hoffnung aus, daß, so lange der von seiner Kugel verwundete Gegner zwischen Leben und Tod schwebe, sein Haus den geräuschvollen Zusammenkünften der gewöhnlichen Gäste und dem Anhange von Fremden, den sie immer mitbrächten, geschlossen bleibe. Sulpice bemeisterte noch den aufsteigenden Unwillen über diesen vermeintlichen Eingriff in seine Herrenrechte, wenn auch nur mit einem Wunsche, und bemerkte, er habe nur Genugthuung für seine Ehre gesucht; wenn der Fürst in Folge davon sterben müsse, so erliege er der eigenen That, denn er sei der Beleidiger gewesen, Sulpice habe seinen Tod nicht gesucht und keine Verantwortung dafür. Sein Haus öffne er nicht eitler Belustigung, sondern politischen Bestrebungen, welche persönlichen Rücksichten und empfindsamen Anschauungen nicht weichen dürften. Heute namentlich würden in seinem Hause wichtige Sachen zur Sprache kommen; es schließen, würde allen Erfolg der morgen stattfindenden Kammersitzung vereiteln. Das aber hieße einen Verrath an seiner Partei begehen. Diesmal ließ Olympia sich nicht so leicht abweisen. Nicht eine sentimentale Einzelansicht, das natürliche Schicklichkeitsgefühl jedes guten Menschen lege solche Rücksicht auf, erwiederte sie und beschwor Sulpice bei Allem, was er als heilig betrachten müsse, ihr nicht Hohn zu sprechen. Allein Bobineau hatte vorher auf eine Art von Ovation seiner Meinungsgenossen in der Kammer hingewiesen, welche — natürlich, ohne daß er eine Ahnung davon haben sollte — am heutigen Abend vorbereitet werde, um ihn am folgenden Tage damit zu überraschen. Sulpice zog daher seine Uhr unter

der Versicherung, daß er zwar sehr gern seine Frau reden höre, selbst wenn ihr Vortrag eine stark homiletische Färbung annehme, daß er heute jedoch sich dieses Vergnügen versagen müsse. Er werde erwartet, wo seine Gegenwart unumgänglich nothwendig sei; sie möge ihn deshalb entschuldigen. Die neue Erfahrung, daß sein Gemüth auch gegen den Aufschrei ihres geängstigten Gewissens abgehärtet sei, machte auf Olympia einen tiefen Eindruck.

Der Abend kam, und wie Bobineau es vorhergesagt, waren in der That die Gesellschafts-Säle im Hotel Gray überfüllt. Während dessen saß Olympia in einem weit davon entfernten Zimmer nach dem Garten hinaus. Sie hörte hier nichts von dem, was im Vorderhause sich zutrug, aber desto lauter sprach in ihr die unabweisbare Stimme angstvollen Kummers. Welche äußerlich glänzende Stellung, von Macht und Ehren umgeben, Sulpice auch erreichen möge, ihr inneres Glück war kaum wiederherzustellen. Neben ihr schlief ihr Sohn, ein schöner Knabe, das Ebenbild seines Vaters. Er blieb jetzt Olympia's einziger Trost, er allein noch ein Anker der Hoffnung, eine Stütze ihres gebeugten Herzens. Seinen süßen Frieden zu erhalten, für ihn zu tragen und zu dulden, war eine heilige Pflicht, für deren gewissenhafte Erfüllung zu leben sich noch lohne. Die Wärterin des Kindes brachte die Abendzeitungen, und obwohl Olympia längst keine Zeitungsleserin mehr war, ergriff sie, um den folternden Gedanken zu entkommen, ein Blatt nach dem andern. Alles Neuigkeiten, die sie, seit Monaten der Tagespolitik entfremdet, ihrer vollen Bedeutung nach nicht fassen konnte. Aber im Feuilleton des letzten Blattes las sie die Worte: „Das Duell" — und dies bewog sie, weiter zu lesen. Es war der von Jeannette veran-

laßte Artikel, eben erst aus der Presse gekommen. Wer wollte die Verzweiflung beschreiben, mit welcher Olympia diese schauderhafte Enthüllung las, die Niemand, außer Sulpice selbst, ihrer vollen Tragweite nach so würdigen konnte wie sie. Ihr war es leider kein Räthsel, was ihn bewogen haben konnte, von Marguerite's Bildniß eine Kopie zu erstreben. Sie kannte das Geheimniß, das nun nicht nur ihr, sondern auch in weiteren Kreisen Unheil stiftete, und wer konnte ermessen, was noch bevorstehe! Daß Sulpice's wieder erwachte Neigung begünstigt sei, fiel ihr keinen Augenblick ein. Sie hatte an jenem Abende zu deutlich in Marguerite's Blick nicht Haß, nein, Verachtung gelesen. Ob die Berechtigung Manfredonia's aus einer Gunst der Dame stamme, ob Chericourt ebenfalls die bittere Frucht einer ungleichen Verbindung erndte, vermochte sie nicht zu beurtheilen. Seine Stellung an der Seite einer schönen jungen Frau schien allerdings noch mißlicher als die ihrige, aber Marguerite hatte einen merkwürdigen Eindruck auf Olympia gemacht. Diese war überzeugt, daß sie in Guadeloupe unschuldig gewesen, und hoffte, daß sie es auch jetzt wieder sei. Sulpice allein war der Schuldige! Schreck regte Olympia's Scharfsinn an. Hatte sie sich bisher in der Täuschung zu erhalten gesucht, Sulpice's rastlose Thätigkeit, um einen, wie es schien, maaßlosen Ehrgeiz zu befriedigen, werde jene geheime Leidenschaft für Marguerite beschwichtigen, die leider ihn von seiner Gattin entfremdete, aber durch zu offenbare Erfolglosigkeit den Reiz verlieren müßte, so sah sie nun Alles in anderem Lichte. Nun, meinte sie, könne durch Zusehen und thatloses Hinhalten nichts mehr gewonnen werden. Sie wollte endlich Gewißheit haben, und wenn auch die schreckliche, daß auf

alle Hoffnung zu verzichten sei, daß nichts übrig bleibe, als wenigstens ihrem Sohne eine Mutter zu erhalten, vielleicht eben dadurch, daß sie den Gatten aufgebe, als ihr doch unwiederbringlich verloren. Darum sank Olympia bei Lesung des verhängnißvollen Zeitungs-Artikels nicht in sich zusammen, sondern sie raffte sich auf. Sulpice kannte ihn wohl noch nicht. Wenn er seine Gäste entlassen hatte und sein Zimmer suchte, sollte er ihn dort finden und mit ihm seine Frau. In einem solchen Augenblick unvorherzusehender Ueberraschung durfte sie vielleicht volle Wahrheit erwarten, die — kaum zweifelte sie daran — den Hauptzügen nach gewiß die Zeitung enthalte.

Diese Vermuthung wäre wahrscheinlich gerechtfertigt worden, hätte Olympia nicht ohne Bobineau gerechnet, den sie zwar als einen Rathgeber ihres Mannes in politischen Partei-Angelegenheiten kannte, ohne jedoch seine volle Bedeutung zu ahnen. Bobineau unterließ nie, die Abendzeitungen sogleich nach ihrem Erscheinen durchzustöbern, und traf an dem Abende bei Sulpice ein mit dem verhängnißvollen Artikel in der Tasche. Er überzeugte sich bald, daß Sulpice nichts davon wisse, und wich den ganzen Abend nicht von seiner Seite, bis er als der letzte von allen Gästen mit ihm allein blieb. Der verschlagene Mensch hatte nämlich im ersten Augenblick erkannt, daß dieser Aufsatz eine unvermeidliche Ehestandsscene zur Folge haben, daß die Beute, die er fast schon in Händen hielt, ihm entwunden werden könne. Wenn Madame Gray bis zu einer Scheidungsklage sich erhitze, würde damit eine finanzielle Frage stark angeregt werden, und er kannte die Ehepakten nicht, wußte nur, daß das Vermögen von der Frau stamme, die es früher

selbst und sehr gut verwaltet habe und demnach schwer abzufinden sein werde. Es kam vor Allem darauf an, Sulpice nicht unvorbereitet in einen solchen Hinterhalt fallen zu lassen. Er setzte ihn daher sofort von dem indiskreten Zeitungsgeschwätz in Kenntniß, das, mochte es mehr oder weniger gelogen sein, jedenfalls der Aufmerksamkeit der Madame Gray nicht entgehen und zuverlässig eine widerwärtige Erörterung herbeiführen werde. Sulpice's Erblassen bei dieser unvermutheten Mittheilung überzeugte Bobineau, daß die Zeitung diesmal zur Abwechslung mehr Wahrheit als Lüge gebracht, und da er sofort zu den möglichen Folgen überging, empfing er zwar die beruhigende Versicherung, daß Sulpice das Recht auf vollständige Vermögens-Verwaltung habe, eben deshalb aber im Falle eines Bruches ihm auch vollständige Rechnungsablage abgefordert werden könne. Unter allen Umständen sei es also das Beste, diesen Bruch zu verhindern — den äußeren nämlich, denn der innere lag dem würdigen Freunde wenig am Herzen. Sulpice war so betroffen, daß Bobineau ihm rieth, etwaigen Fragen der Madame Gray nichts Anderes entgegenzustellen als die kalte und ruhige Versicherung, die Behauptung der Zeitung entbehre allen und jeden Grundes und sei in allen Theilen eine vollständige Unwahrheit. Möge Madame Gray dies nicht glauben, so läge ihr der Beweis ob, und den könne man so erschweren, daß sie ihn entweder aufgeben oder so viel Zeit verlieren müsse, als nöthig sei, um die finanziellen Folgen abzuwenden oder illusorisch zu machen.

Als darauf Sulpice in sein Arbeits-Zimmer trat, um noch einige Vorbereitungen für den nächsten Tag zu treffen, ehe er eine kaum zu hoffende Nachtruhe suche,

war er zwar erstaunt, Olympia dort zu finden, begriff aber sofort, daß sie den Zeitungs-Artikel oder doch seinen Inhalt kennen müsse.

„Lies das, Sulpice!" sagte sie, ihm das Blatt hinreichend; er hatte es wirklich nicht gelesen, sondern nur von Bobineau mündlich den Inhalt erfahren. Auch jetzt noch war er lebhaft betroffen, denn die meisten Angaben stimmten mit der Wahrheit überein, nur einige Voraussetzungen nicht, und darunter leider die ihm zugedachte Gunst der Dame. Was beim Maler vorgefallen, konnte Niemand als dieser selbst verrathen haben — der Fürst sicherlich so wenig wie Sulpice.

„Nun?" sagte Sulpice ruhig, in der That mit zu viel Ruhe, denn auch eine ganz aus der Luft gegriffene Entstellung hätte doch im ersten Augenblick seine Entrüstung erregen müssen. — „Und diesem Geschwätz hast Du Deine Nachtruhe geopfert? Du hättest morgen früh zeitig genug erfahren können, daß diese Zeitungsente in lauter Erdichtungen herumschwimmt, von einem müßigen Kopf erfunden, um einem verhungernden Redakteur die Einnahme einer zweiten, vielleicht gar einer dritten Auflage zuzuwenden. Ich begreife, daß die Lüge Glück macht, da bekannte Persönlichkeiten durch sie verdächtigt werden. Hat sie doch im ersten Augenblick sogar Dich aus Deiner Zurückgezogenheit aufgescheucht."

„Also, sämmtliche Angaben dieses Artikels wären falsch und erdichtet?" fragte Olympia, die im ersten Augenblick allerdings Sulpice's Gelassenheit günstig deutete, denn sie wünschte ja, ihn unschuldig zu finden.

„Das weiß ich nicht!" antwortete Sulpice. „Ich habe keine Kunde davon, ob die Chericourt ein Verhältniß mit dem Fürsten hat, und es kümmert mich nicht,

ob der gräfliche Pair neuesten Datums in Paris ist oder nicht."

„Aber, Du hattest meines Wissens nie Umgang mit dem Fürsten von Manfredonia. Wie und wo konnte denn ein Streit mit ihm stattfinden? Eine solche Frage steht in diesem Falle wohl Deiner Gattin zu."

„Eigentlich nicht!" bemerkte Sulpice. „Wenn eine Ehrensache ausgemacht ist, soll die damit getilgte Veranlassung nie mehr angeregt werden. Ich will sie aber beantworten, damit wir Beide zu Bett kommen. Bei der Bewerbung um die Stimme eines Wählers trafen wir zufällig zusammen, und der Fürst erlaubte sich Anspielungen, die ich nicht auf sich beruhen lassen konnte, wie ich sie auch in keiner Weise hervorgerufen hatte. Hiermit ist meine Willfährigkeit für heute Nacht zu Ende. Ich habe morgen mehr zu thun, als schlechte Feuilletonswitze zu widerlegen."

Olympia gehörte nicht zu den Weibern, welche, wenn gerüstet, ihren Zank haben müssen. Voll Leid und Kummer suchte sie eine Entscheidung, aber nicht mit keifenden Worten, sondern in klarer Anschauung der wahren Sachlage. Diese würde sich ihr enthüllt haben, hätte Sulpice ahnungslos das verrätherische Blatt aus ihrer Hand empfangen, hätte sie ihn gesehen, wie kurz vorher Bobineau. Besser als dieser würde sie die Wahrheit erkannt haben. Aber seiner kalten, und ohne Spuren innerer Erschütterung ruhig vorgebrachten Behauptung konnte sie ohne bestimmte Beweise nicht entgegentreten, und in der Unschlüssigkeit, welche eine vereitelte Kriegslist erzeugt, ging der davon erwartete Vortheil an den Gegner verloren. Die Gelassenheit, gleichviel ob wahr oder erkünstelt, erhielt nun für Sulpice die Be-

deutung einer verschanzten Stellung. Es lag sehr nahe, daß er gewarnt seyn könne, doch das fiel Olympia erst ein, als die Voraussetzung einer Ueberraschung sich nicht bewährt und sie sich unverrichteter Sache zurückgezogen hatte. So verhängnißvoll war das unwillkürlich wirkende Bewußtsein ihrer dem Alter nach in dieser Ehe nicht vollständigen Ebenbürtigkeit, daß es den ihr sonst natürlichen Muth lähmte, bis das unaufhaltsam einbrechende Verderben jedes Widerstandes spottete. Ihre Liebe zu dem schönen jungen Mann, in eine angstvolle Zärtlichkeit ausgeartet, welche durch Zugeständnisse Mitleid erregen will, besaß keine Gewalt mehr über den Verschuldeten, weil er sie nicht empfinden konnte, ohne sich selbst anzuklagen.

Sulpice war weit entfernt von der Ruhe, die er nur mühsam geheuchelt. Die Enthüllung verletzte ihn tief. Aus Olympia's kummervollem Auge sprach ein Vorwurf, der ihn drückte. Bobineau's Rathschläge widerstrebten ihm. Es blieb indessen nichts Anderes übrig, als mit trotzigem Leugnen auf der Bahn voranzuschreiten, die keine Rückkehr gestattete.

Eine Gauklerbande.

Wir verließen Sidi-Kotapur nach einem vereitelten Anschlage, der bereits vollkommen gelungen schien, als er plötzlich im entscheidenden Augenblick chamäleontisch die Farbe wechselte. Die Ruhe des Opfers während der so

ängstlich überwachten Fahrt zu dieser Entpuppung ward nun sehr erklärlich, denn was wußte Cleopatra von europäischen Entführungen und von der Art, wie man sich dabei benimmt? Sie war nur einmal in ihrem Leben entführt worden — auf dem Sklavenschiffe, das sie von der Guinea-Küste nach Amerika brachte, und die eben zurückgelegte Fahrt hatte damit nicht die geringste Aehnlichkeit, als in so fern Kotapur, ohne es zu wissen, mitten in Paris sein altes Handwerk getrieben, wie einst auf der „Susanne" im atlantischen Meere. Daß Cleopatra sich im Wagen allein fand, betrachtete die aller Selbstbestimmung entfremdete Sklavin als eine Anordnung ihrer Herrin, über welche sie niemals nachdachte. In das schöne Zimmer geführt, wunderte sie sich freilich, noch mehr, als sie Kotapur erblickte; und als dieser das Messer gegen sie schwang, erschrak sie heftig. Er schien sich zu besinnen, aber sie hielt sich darum nicht für gerettet, blieb zitternd auf den Knieen liegen und starrte ihn unverwandt an. Während der Hindu nach Fassung rang, war es für ihn eine seinen Grimm immer auf's Neue stachelnde Qual, bei jedem Blicke um sich den glotzenden Augen der Negerin zu begegnen.

„Wie heißt Du?" herrschte er ihr zu, als er endlich sich so weit gesammelt, um sprechen zu können.

„Cleopatra!" lautete die verzagte und unterwürfige Antwort.

Was nun anfangen mit dieser so sorgfältig, so gewandt, so überaus pfiffig entführten Cleopatra? Sie frei lassen, war unmöglich, denn sie würde schwatzen, und nur von Cleopatra konnte die Gräfin Chericourt erfahren, was gegen sie im Werke gewesen. Der Möglichkeit einer solchen Aufklärung mußte um jeden Preis vorge-

beugt werden und demnach Cleopatra in dem gastfreundlichen Hause bleiben, bis eine andere Unterkunft sich gefunden, die gerade nicht eben so üppig ausgestattet zu sein brauche. Aber was würde man hier dazu sagen? Unter den vielen Heloisen, welche allmälig in das Haus am Ende der Höllenstraße eingekehrt, hatte sich entschieden bis jetzt noch keine aus dem Lande der Elephanten und des Ebenholzes befunden. — Betrachtungen solcher Art drängten sich Sidi auf, als er überlegte, wie ein schlauer Diplomat in dieser verwickelten Frage zu verfahren habe. Er biß sich in die Lippen vor Wuth, als er erkannte, daß man auch hier sich damit begnügen müsse, den Status quo beizubehalten. Nach einer Unterhaltung, die bei weitem nicht so lange dauerte, wie man im Hause vorausgesetzt, überließ er Cleopatra der wachsamen Sorgfalt der Wirthin. Stumm vor Erstaunen stand diese da, als statt einer schimmernden Schönheit, die sie vorzufinden erwartete, die verdutzte Negerin ihr demüthig die Hand küßte. Das schallende Gelächter, in welches sie darauf ausbrechen mußte, hörte Sidi nicht mehr, denn er hatte sich so schnell als möglich aus dem Staube gemacht.

Auf dem langen Wege, den der enttäuschte Hindu zurücklegte, um nach Hause zu kommen, fand er seinen einzigen Trost darin, der unschuldigen Marguerite den glühendsten Haß zu schwören. Es war eine eigenthümliche Strafe für ihn, daß er den übrigen Theil der Nacht damit zubringen mußte, einen Ausweg zu ersinnen, um die Negerin los zu werden, die er sich so unnöthigerweise auf den Hals geladen. Sie unschädlich zu machen, war die nächste Aufgabe. Marguerite würde ohne Zweifel ihre Dienerin vermissen, aber was ging die entlaufene

Sklavin Sidi an! Ihm fiel keine Verantwortlichkeit dafür zu, ob sie mit in den Wagen gestiegen sei oder nicht; hatte er doch ihre verhängnißvolle Anwesenheit nicht verlangt. Die Gräfin war leider gewissenhaft in ihr Hotel zurückbefördert worden, und was ihr zugedacht gewesen, konnte nur Dem einfallen, der die Entführung Cleopatra's aus deren eigenem Munde vernahm. Diese auf immer zu entfernen, blieb das einzige vernünftige und unbedingt sichere Mittel. Aber wie es bewerkstelligen in Frankreich, wo die Regierung so neugierig ist, sich in ganz ungehörige Sachen zu mischen, Alles wissen will und erfährt, nur nicht, wie lange sie selbst noch bestehen kann? — Im Hause am Ende der Höllenstraße wußte man nun einmal, daß Sidi Cleopatra dorthin gebracht. Die Auffindung der Leiche einer Negerin würde ihn dem Verdachte der Angehörigen des Hauses überliefern, deren Verschwiegenheit auf eine zu harte Probe gestellt werden möchte gegenüber der Gefahr, durch Verheimlichung der Mitwissenschaft oder gar der Mithülfe bei einem Morde beschuldigt zu werden. Der im eigenen Netz gefangene Tiger mußte seinem gewaltthätigen Instinkt entsagen und sich auf die Schlauheit des Fuchses verlegen, um die Schlinge zu lösen, die er nicht zerreißen durfte. Wenn er dann bedachte, wie er, statt mit der, ob auch erzwungenen Gunst einer der schönsten Frauen Frankreichs jetzt beglückt zu sein, sich quälen müsse mit der Sorge für eine elende Negerin, und selbst da noch rathlos sei — war es, als drücke eine Kralle sein Herz zusammen, ihn daran zu mahnen, daß man auch im Bösen nicht frei ist. Er war krank vor Ingrimm, Scham und ohnmächtiger Rachgier. Er hätte rasen mögen wie ein Thier, Mord

und Brand verbreiten wie Hyder Aly und Tippo Sahib, die Würger Hindostans — aber er durfte nicht, war gekettet an die Civilisation, und diese verfluchte er als die lächerlichste Sklaverei, die man sich auferlegen könne.

Am Morgen trat Arthur's Kammerdiener in Sidi's Zimmer. Die von Kummer und Nachtwachen erbleichten Züge des treuen und frommen Mannes belebte eine freudig aufflammende Hoffnung, und wie gute Menschen mittheilend sind, hatte er nicht säumen zu dürfen geglaubt, dem Lebensretter seines Herrn, dem auch von ihm deshalb verehrten Sidi-Abdallah, die gute Botschaft eiligst zu hinterbringen. Er erzählte, wie er am Abend vorher sich die bittersten Vorwürfe gemacht, daß er die Hand geboten zu dem Besuch der Gräfin bei seinem Herrn. Denn der hierdurch bewirkten Erschütterung mußte er den Anfall zuschreiben, von dem auch der Arzt befürchtete, daß er mit dem Tode seines geliebten Herrn endigen werde. Statt dessen habe er sich als eine glückliche Selbsthülfe der Natur erwiesen, indem der Körper sich von einer Menge entzündeten Blutes befreite. Der Kranke versank darauf in einen ruhigen Schlaf, aus dem er erst vor Kurzem erquickt und gestärkt erwachte. Der Arzt, der die ganze Nacht hindurch bei ihm blieb, sei eben erst fortgegangen, nachdem er mit Staunen und inniger Freude sich überzeugte, daß unverkennbare Symptome einer wunderbar bestandenen Krise vorhanden. Der Kammerdiener pries die Gnade Gottes, die dem Erdenleben einen edlen Mann erhielt, welcher seinen Mitmenschen noch so viel Gutes bereiten könne. Die schöne Gräfin, meinte er, sei geradezu wie ein Engel erschienen, den Tod zu bannen

und die Palme der Hoffnung zu bringen. Sidi-Abdallah komme das Verdienst zu, diesen himmlischen Sendboten eingeführt zu haben.

Das war zu viel für Sidi. Nur mit furchtbarer Ueberwindung gelang ihm eine freudige Grimasse und ein flüchtiges Wort des Dankes an den Kammerdiener, der sogleich forteilte, um die fromme Pflicht der Krankenpflege mit erleichtertem Herzen fortzusetzen. Dann stürzte Sidi hinaus in's Freie, eine andere Luft zu athmen und der Gefahr zu entlaufen, irgend eine Tollheit zu begehen, wozu wilde Wuth ihn stachelte, um in angestrengter Bewegung seines schönen elastischen Körpers das innere Gleichgewicht herzustellen, das er zum ersten Mal in seinem Leben verloren. Nie vorher war er so aus der Gemüthsruhe hinausgeschnellt worden, die er sonst auch unter schwindelnden Gefahren nicht einbüßte und in welcher vorzugsweise seine Stärke wie seine Gefährlichkeit wurzelte.

Mehrere Stunden umhergestreift, hatte er wirklich zum Theil erreicht, was er gesucht: die Bewältigung des aufgeregten Blutumlaufes. Mit der zähen Spannkraft der Muskeln kehrte durch den Gang in der frischen Morgenluft auch der gelassene Trotz des Geistes und die nüchterne Besonnenheit zurück, ja sogar der Humor, oder wenn man will, die Neigung, Alles und Alle und sich selber zu bespötteln.

Indem er in einer der äußersten Vorstädte an einer langen Mauer hinging, welche den weiten Hof eines großen Wirthshauses für Kärrner und Fuhrleute zu umgeben schien, hörte er hinter dieser Mauer einen gewaltigen Lärm, ein Tutti quanti von zankenden Männern und Weibern, und zwar in den verschiedensten

Zungen, Französisch, Italiänisch, Englisch, ja sogar Arabisch. Diese letzte Sprache zog seine Aufmerksamkeit auf sich und reizte seine Neugier. Es war nicht anders, als beginne hier ein Aufstand gegen eine, Gott mochte wissen welche Autorität. Alle schienen im Verein sich gegen Einen aufzulehnen, den namentlich die Araber einen Giaur, einen Bluthund schalten, der die Kinder des wahren Propheten verriethe und betrüge. In der Mauer befand sich ein großes Thor, aber noch geschlossen, vielleicht damit keiner von den Gästen der verwichenen Nacht davongehe und in der Zerstreuung vergesse, nach der Zeche zu fragen. Ein spähender Blick Sidi's entdeckte bald ein paar abgebrochene Haken an der Mauer, deren Ueberreste ihm zu einer Stiege genügten. In zwei Sätzen saß er rittlings oben und konnte nun bequem den Kriegsschauplatz übersehen.

Mitten im Hofe stand ein ältlicher, sehr großer und ungemein hagerer Mann in einer enganliegenden Zwilchjacke, welche über die Hüften hing und ein Paar feuerfarbene gestrickte baumwollene Hosen beschattete, von denen man im Zweifel sein konnte, ob sie menschliche Beine enthielten oder zum Trocknen über ein paar Haselstöcke gehängt waren. Die zu letzteren gehörigen Füße steckten in Schuhen von Naturleder mit rückwärts gebogenen Schnabelspitzen gleich den Ritterschuhen im Mittelalter. Auf dem Kopfe trug diese Gestalt einen weißen Filzhut, der ganz geeignet schien, den absonderlichsten Biegungen sich anzubequemen, und es auch that, wenn der Mann mit seinen enorm langen Armen, die wie Telegraphstangen fortwährend die räthselhaftesten Figuren beschrieben, gelegentlich seine heftige Rede durch gewaltige Schläge auf den eigenen Kopf unterstützte.

Binnen kaum zwei Minuten wechselte der Hut in Folge solcher Liebkosungen in alle denkbare Formen einer Kopfbedeckung hinüber. Gegen diesen Mann war sichtlich der Aufstand gerichtet. Im Sprechen unaufhörlich sich drehend, erhielt er sich mit seinen Windmühlenarmen nur mühsam einen freien Raum mitten in einem auf ihn eindringenden Kreis von durchgehends abenteuerlich gekleideten Menschen verschiedenen Geschlechts. Die Sache schien eine ernstliche Wendung nehmen zu wollen. Die Wuth des zürnenden Kreises steigerte sich, und Sidi sah namentlich die Araber einen ihm sehr verdächtigen Griff in die Falten ihres Gewandes thun, wo ganz gewiß ein Messer nicht fehlte.

„Allah ist der wahre Gott und Muhammed sein Prophet!" rief Sidi feierlich in arabischer Sprache von der Mauer herab in das Getümmel, wie der Wächter von einem Minaret die Gläubigen zum Gebete ruft.

Der Uebergang zur Stille trat ein wie die plötzliche Pause in einem Orchester am Schlusse eines zum Fortissimo getriebenen Satzes. Aller Augen richteten sich auf den Mauerpropheten; nur die Araber waren auf das Antlitz gefallen wie Bildsäulen, die von ihrem Fußgestell herabstürzen. So hatte der heilige Mahnruf ihnen in das Bewußtsein geschlagen.

Unter der Mauer im Hofe lag ein Brett auf zwei ziemlich hohen Böcken, so daß es die Vermittelung für einen Sprung von der Höhe darbieten konnte. Sidi schwang sich hinab, aber die von ihm gewählte Stufe glich einem elastischen Sprungbrett in einer Turnschule und schnellte die schlanke Person des Hindu so in die Höhe, daß sie einen Bogen beschreiben mußte, um über die auf allen Vieren ausgestreckten und Gebete mur-

melnden Beduinen hinweg wie ein Aerolit mitten unter der gemischten Gesellschaft zu Boden zu kommen. Sidi hatte dieses nicht geahnte Saltomortale mit vollendeter Meisterschaft vollzogen, und die Anwesenden schienen Kenner zu sein, denn ein vielstimmiges Bravissimo belohnte das improvisirte Kunststück, das einem Akrobaten ersten Ranges Ehre gemacht haben würde. Aller Hader verstummte davor, wie vor dem Minaretruf die Muhamedaner verstummten, die noch immer da lagen und von umherwandernden Schweinen und Hunden des Hofes neugierig beschnüffelt wurden. Der lange Hagere aber nahm seinen formenreichen Hut ab, entblößte damit einen nackten Schädel, unter dessen dünner, glänzender Haut ein wunderbar verschlungenes Geflecht von blauen Adern sich offenbarte, verbeugte sich vor Sidi, bis dieser Schädel wagrecht stand mit dem Ende seiner Zwilchjacke, und redete mit dem unnachahmlichen Bombast eines Doktor Dulcamara folgendermaßen:

„Großer Mann, ich begrüße Euch als die verwirklichte Unmöglichkeit eines nie geahnten Virtuosen! Ihr habt mit einer Zauberformel meine Feinde vor mir in den Staub geworfen, und alle gegen mich empörte Nationen huldigen der unwiderstehlichen Grazie, womit Ihr Euch zu uns herabgelassen, um die verfolgte Unschuld Eures unterthänigsten Dieners vor — — nun ja, vor Schlägen zu schützen. Denn nach dem, was mir gestern widerfahren, kann ich mir lebhaft vorstellen, was ohne Euch mir heute bevorstand."

„Und warum will man Euch prügeln?"

„Weil ich ein vom Unglück geschlagener Mann bin, der vergebens Alles aufbietet, was menschliches Genie nur ersinnen mag, um ein unmenschliches Publi-

kum mit dem unerhörtesten Wechsel nie gesehener Kraftstücke zu entzücken, ein Publikum, das dennoch darauf besteht, nur Das bewundern zu wollen, was ein tückisches Geschick in diesem Augenblick zu leisten nicht gestattet."

„Wer seid Ihr denn?"

„Ich?" sagte der lange Hagere, indem er den sich unverschämt zuspitzenden Filz auf den Schädel schleuderte, den Oberkörper weit zurücklegte, die beiden Arme in die Hüften stemmte und mit den langen Beinen ein weites Thor öffnete — „ich bin der erste gewesene Kunstreiter, Seiltänzer, Saltimbanque und Akrobat, Zahnreißer und Fleckentinktur-Fabrikant, der jemals auf den Märkten des schönen Frankreichs den Teppich gebreitet, genannt der sinnreiche Rattenfänger. Mit einem Worte, ich bin oder vielmehr ich war der marktberühmte Flaviano Cataticini, dessen beflügeltes Bild als unerreichbares Muster jeden eingeseiften Maibaum in den Dörfern krönte, der nun aber seine Kunstgenossen nicht voll bezahlen kann, weil das undankbare Publikum nicht sie, sondern nur die Riesenschlange bezahlen will, welche widerspenstig geworden ist, seitdem der Wärter starb, den sie zu umschlingen gewohnt war. Welche nennenswerthe Thaten auch vollbracht werden von meinen englischen Clowns, meinen baskischen Ringern, meinen Weibern der Wildniß und den heidnischen Beduinen, alle Welt schreit nach der Riesenschlange, und die Bestie ist so boshaft geworden, daß Niemand sich von ihr umringeln lassen will, aus Furcht, zerdrückt zu werden. Gott weiß, ob der indianische Jongleur, den ich eben angeworben, im Stande sein wird, mir die Gunst des Publikums auf dem Markte von Beaucaire, wohin ab-

zureisen ich mich eben anschicke, zu erwerben. Trotzdem will man mir vorher noch den letzten Heller entreißen."

„Wie dem abzuhelfen, weiß ich freilich nicht", bemerkte Sidi, den Flaviano Cataticini ungemein ergötzte. „Indessen will ich zur Versöhnung ein Frühstück stiften unter der Bedingung, daß jedes von den zwei Goldstücken, welche ich aufwerfen werde, mit dem Munde aufgefangen wird, und daß alsdann der angebliche Indianer einige seiner Stücke zeigt. Ich habe einen weiten Weg zurückgelegt und will auch frühstücken."

„Seine Excellenz lebe hoch!" rief Flaviano mit einer gellenden Stimme, um welche der Chef de Clacque eines Boulevard-Theaters ihn beneidet haben würde, und alle Kunstgenossen stimmten ein mit einem Aufschrei, daß die Fensterscheiben der Nachbarhäuser klirrten.

Wie den Hundemeister die Meute, umringte die Bande Excellenz Sidi, als er das erste Goldstück hoch in die Luft sausen ließ, damit er um so länger den Anblick der offenen Mäuler genieße, welche die Männer wie die Weiber der Wildniß aufsperrten. Mit gierigen Blicken nach dem herabfallenden Goldstück emporstarrend, alle nach demselben Punkte drängend, bildeten diese Maulaffen, als das Goldstück in dem unergründlichen Rachen Cataticini's verschwand, einen stehenden, liegenden, in den auffallendsten Gruppen über einander geschobenen Menschenknäuel, der Jedem, wenn er nicht an unheilbarer Melancholie litt, Lachthränen abnöthigen mußte. Nachdem das zweite Goldstück in einer nicht weniger komischen Wiederholung desselben Auftrittes aufgefangen war, zog die Bande jubelnd in das Haus, um die seltene Gelegenheit eines guten Imbisses zu benützen, während Sidi mit Cataticini, der ungern die Gold-

stücke herausgegeben, in eine offene Scheune ging, wohin ein besonderes Frühstück und der Jongleur beschieden wurden.

Sidi war von einer eigenthümlichen Laune ergriffen. Alles, was er hier sah und vernahm, trat in einen so seltsamen Gegensatz zu dem, was ihn einige Stunden früher beschäftigte, daß diese sonderbare Episode ihm einen Genuß gewährte, der ihn fast ausgelassen machte. Als der vermeintliche Indianer seine Stücke vortrug und natürlich als ein erbärmlicher Pfuscher befunden wurde, prickelte es in dem wahren Hindu, diesen schwerfälligen Europäern zu zeigen, was ihnen stets unerreichbar bleiben wird, bis der alte Kotapur sich der Halbcivilisation eines afrikanischen Kriegs-Commissairs entwand und der Versuchung nicht mehr zu widerstehen vermochte. Er warf seinen engen, halbmilitairischen Rock ab, nahm die Stöcke und Kugeln aus den Händen des Jongleurs und begann mit diesen, übrigens sehr unvollkommenen Instrumenten eine Reihe von Geschwindigkeits-Uebungen, die Flaviano Cataticini vor Bewunderung erstarren machte. Sidi hatte damit einem unwiderstehlichen Gelüste genügt, gab dem verdutzten Jongleur ein paar Frankenthaler, um seine Beschämung zu lindern, und war bald allein mit dem ersten gewesenen Saltimbanque und sinnreichen Rattenfänger, der ganz still geworden und einen Entschluß im Kopfe zu wälzen schien.

Nachdem Flaviano sich vorsichtig überzeugt, daß Niemand das Gespräch behorchen könne, eröffnete er Sidi, er begreife nun, daß er einen Künstler vor sich habe, wie Europa noch keinen gesehen. Um den unverschämten Forderungen seiner Bande zu entgehen, habe

er die verminderte Einnahme benutzen, sich arm stellen müssen, um wenigstens einen namhaften Abzug der Besoldung durchzusetzen. Aber es sei nicht so schlimm, er habe noch die Mittel, um einen Künstler ersten Ranges zu besolden, und wenn Sidi in seine Gesellschaft treten wolle, es käme ihm nicht an auf ein Gehalt, wie es nur Franconi seinem ersten Cavallero assoluto gebe.

„Nein, Mann!" lachte Sidi. „Auch um mich steht es noch nicht so arg, daß ich der Gefährte Eurer Weiber der Wildniß werden müßte. Niemand weiß, was kommen kann, aber vor der Hand muß Euch die Schlange ohne mich retten."

„Großer Gott!" seufzte der enttäuschte Flaviano. „Wo finde ich ein Menschenkind, das sich dazu hergiebt, sich von der tückischen Bestie umringeln zu lassen. Gerade dieser Anblick rief stets das Entzücken eines hochgeehrten Publikums hervor."

„Dressirt einen Beduinen dazu!" meinte Sidi. „Wenn auch ein paar solcher Kerle zu Brei gedrückt werden in einer üblen Laune des Reptils, was liegt daran?

„Ach!" jammerte Flaviano; „die Abgeschiedene war ein Schlangenmädchen, und die Bestie will von einem Manne nichts wissen."

„So überliefert ihren Umarmungen eines Eurer Weiber der Wildniß."

„Sie sind Alle weiß, wenigstens wenn sie gehörig abgewaschen sind", bemerkte Flaviano, „und die Schlange muß aus einer schwarzen Gegend gebürtig sein, mißtraut den weißen Menschen, ist nur zuthulich, fromm und sanft mit Schwarzen. Die arme verstorbene Lulu war eine Negerin."

Sidi sprang auf, als ob ein elektrischer Funke ihn in die Höhe schnellte.

„Euch kann geholfen werden!“ rief er nach kurzem Besinnen. „Negerin ist Negerin, und ich liefere Euch ein Prachtexemplar von den üppigsten Formen. Aethiopien hat nie ein tadelloseres auf den Markt von Kairo gesendet, und wäre Eure Schlange der heilige Wodu selber, er müßte sich geschmeichelt fühlen und mit Wollust sich ihr anschmiegen. Wenn diese kohlschwarze Schönheit sich im Kostüm ihres Geburtslandes auf dem Markte von Beaucaire darstellt, wird die Schlange Nebenbuhler bekommen und Ihr einen rasenden Zulauf.“

„Aber“ — sagte Flaviano, dessen Begierde mächtig gereizt wurde, dem jedoch die Lobeserhebung einen finanziellen Argwohn erregte — „aber welchen Lohn wird diese Kohlengöttin verlangen?“

„Ihr dauert mich, Flaviano Cataticini!“ sagte Sidi zutraulich. „Es hat mir bis in die Seele weh gethan, unbesonnen Hoffnungen erregt zu haben, die ich für meine Person nicht erfüllen kann. Ich fühle mich zu einem Ersatze dafür gegen Euch verpflichtet. Wenn Ihr meine Bedingungen erfüllt, pünktlich und genau, wie ich sie vorschreibe, soll es Euch nichts kosten. Die Negerin ist meine Sklavin — ich schenke sie Euch.“

„Was?“ rief der freudig erstaunte Flaviano, aber etwas nüchterner fügte er hinzu: „Ich muß freilich bitten, mir die gewissen Bedingungen huldreichst mitzutheilen. Weiß ich doch nicht, ob es in meiner Macht steht, oder ob die schuldige Ehrfurcht vor der hohen Obrigkeit mir gestattet, sie zu erfüllen.“

„Fürchtet keinen Hinterhalt, sinnreicher Rattenfänger mit dem furchtsamen Gewissen, und merkt genau, was

ich sage. Es muß mit militairischer Achtsamkeit ausgeführt werden. Jener Wagen, der, nebenbei bemerkt, eine überraschende Aehnlichkeit hat mit einem Zellenwagen zum Transport der Züchtlinge, ist ohne Zweifel der Eure, und ich vermuthe, daß Ihr auch dort die Kiste mit der Schlange unterbringt. Mit diesem Wagen begebt Euch heute Abend auf den Weg nach Corbeil. Punkt elf Uhr müßt Ihr anhalten unter dem Calvarienberge dicht vor der Stadt — Ihr erkennt ihn in der Dunkelheit an dem ewigen Licht, das in der Kapelle brennt. Ihr pfeift vernehmlich und deutlich das Lied „Vive Henri quatre“ durch und fangt es zum zweiten Male an, wenn Ihr Euch überzeugt, daß Niemand auf der Straße und in der Nähe ist. Ehe Ihr es vollendet, bin ich mit der Negerin an der Hinterthür Eures Affenkastens. Ihr öffnet schweigend, Eure künftige Schlangenkönigin wird hineingeschoben, und — vorwärts, Kutscher! Das Uebrige ist Eure Sache! Die Negerin mögt Ihr nennen, wie Ihr wollt. Jetzt hört sie auf den Namen Cleopatra, aber es wird besser sein, ihr diesen aus- und einen neuen einzutreiben.“ Er machte eine Bewegung mit der Hand, welcher Flaviano bejahend zunickte. — „Sie wird jammern um eine Frau Chericourt, eine Freundin von mir, der sie zur Bedienung beigegeben war. Diesen Namen zu nennen, müßt Ihr der Schwarzen abgewöhnen. Ihr dürft ihr nie trauen, sie will immer entspringen. Das ist ihre einzige Untugend, sonst ist sie still und schüchtern. Schafft Euch einen guten Fanghund an und laßt ihn immer bei der Negerin und ihrer Schlange; sie müssen alle Drei ein unzertrennliches Kleeblatt bilden. Das ist Alles.

Wollt Ihr, so schlagt ein. Heute Nacht um elf Uhr vor Corbeil, das ist die Losung!"

„Ob ich will?" rief entzückt Flaviano. „Aber, soll der Name meines Wohlthäters mir ein Geheimniß bleiben?"

„Nun — Ihr seid ein braver Mann, dem man die Wahrheit nicht vorzuenthalten braucht. So gut ich Euren Namen kenne, sollt Ihr den meinigen wissen. Ich heiße Kotapur — Kotapur von Kotapursky."

Als nun Kotapur, unter beständigen ehrfurchtsvollen Verbeugungen des Flaviano, über den Hof schritt zu dem unterdessen geöffneten Thore, stürzte die von den Erzählungen des Jongleurs über die unglaubliche Kunstfertigkeit des fremden Herrn ganz erfüllte Bande aus dem Hause, Männer und Weiber der Wildniß, Basken, Clowns und Beduinen, um den geheimnißvollen Großmeister indianischer Magie noch einmal anzustaunen.

„Hoch lebe Seine Excellenz Kotapursky!" und wieder flog der weiße Filz des sinnreichen Rattenfängers hoch in die Lüfte unter donnernden Echorufen der begeisterten Bande.

Sidi-Kotapur dankte mit vornehmen Handgrüßen wie ein Fürst, der in den Hütten der Armuth sich zu erkennen gegeben und seine Großmuth bejubeln läßt.

„Gaukler und Gauner sind noch die einzigen Leute, mit denen sich etwas vernünftig reden läßt in diesem Lande der schrecklichsten Beschränkungen!" dachte er bei sich, indem er rüstig auftrat, um bald die innere Stadt zu erreichen.

Alte Bekannte.

Als Marguerite an jenem Abend in den Wagen stieg oder vielmehr gehoben wurde, glaubte sie Arthur zum letzten Mal gesehen zu haben. Diesem Schmerz, in welchen das nie gekannte Gefühl wahrer Liebe wie ein flammendes Meteor so plötzlich versank, wie es plötzlich zum Bewußtsein gekommen, ausschließlich hingegeben, bemerkte sie nicht, daß Cleopatra an ihrer Seite verschwunden. Als der Wagen vor der Gartenthür ihres Hotels hielt und der Schlag geöffnet wurde, stieg sie in derselben Benommenheit aus, worauf der Wagen so schnell als möglich sich entfernte. Erst nachdem Marguerite die gerade Allee, welche zu einer Hinterthür des Hotels führte, durchschritten, wollte sie beim Eintreten in das dunkle Haus sich auf Cleopatra stützen und vermißte sie, wodurch sie genöthigt wurde, den Gegenständen außer sich Aufmerksamkeit zuzuwenden. Damit aber kam auch das Bewußtsein, daß dieser nächtliche Gang aller Welt verborgen bleiben sollte. Sie rief leise und angstvoll nach der treuen Negerin. Nichts rührte sich. Sie harrte umsonst und es blieb zuletzt nichts übrig, als allein in ihre Zimmer zu fliehen. Marguerite hatte ihre Kammerfrau zu Bette geschickt, um sich nur von Cleopatra bedienen zu lassen, und ehe sie mit dieser fortging, waren alle Lichter sorgfältig gelöscht worden, so daß sie jetzt nur mit Mühe den Weg in ihr Schlafgemach fand. Hier vorläufig sich äußerlich geborgen wissend, versank sie auf's Neue in den Zustand, dem die gebieterische äußere Nothwendigkeit sie nur vorübergehend entrissen,

und erst als sie mit dem anbrechenden Tage aus einer Betäubung erwachte, die nur äußerlich dem Schlaf ähnlich gewesen, begann sie erstaunt und beunruhigt zu werden über Cleopatra's Abwesenheit. Daß sie gegen ihren Willen absichtlich von ihrer Herrin getrennt worden oder irgendwo zurückgehalten werde, konnte Marguerite nicht einfallen; sie mußte demnach aus dem Wagen gestiegen, in der Dunkelheit die Thür des Gartens verfehlt und bei ihrer vollständigen Unbekanntschaft mit der Stadt, sogar mit den nächsten Umgebungen des Hauses, sich verirrt haben. In Arthur's Wohnung und bei Sidi-Abdallah durfte Marguerite nicht nachfragen lassen. Dieser hätte die Negerin auch ganz gewiß zu ihrer Herrin gebracht, wenn sie dort zurückgeblieben. Marguerite ließ daher durch den Haushofmeister bei der Polizei Anzeige machen. Sie wußte, daß Niemand aus Cleopatra's Angaben auf die Spur des Ortes kommen konnte, wohin sie ihre Herrin begleitet hatte, um so mehr, als er der Negerin selbst fremd war.

Ein paar Tage später wurde Marguerite gemeldet, ein Polizeibeamter wünsche vorgelassen zu werden. Es geschah sogleich, wer aber beschreibt ihr Erstaunen, als sie bei dem ersten Blick auf diesen Polizeibeamten Pivot erkannte. Der ehemalige Oberschreiber der Mairie von Anglade war eine zu scharf ausgeprägte Persönlichkeit, um, unter welchem Kostüm immer, von Jemand verkannt zu werden, der ihn nur einmal gesehen, und Marguerite hatte seit ihrer Kindheit Jahre lang den Anblick dieser unliebsamen Erscheinung genossen. Je mehr Pivot in Paris mit Oertlichkeit, Zuständen und Persönlichkeiten vertraut geworden, entwickelte sich in den großartigeren Verhältnissen sein angebornes Häschertalent. Er hatte

namentlich bei einer Falschmünzerei die vielfach verschlungenen Fäden so schlau entwirrt, daß man ihn unter die Zahl der Inspektoren der Sicherheits-Polizei aufgenommen. Mit diesem, verhältnißmäßig mit seiner Antwartschaft, sehr bedeutenden Posten ward er nun allerdings von Chericourt's Protektion so weit unabhängig, daß er auch ohne diese bestehen konnte. Eine Angelegenheit wie die wegen Auffindung Cleopatra's wäre unter gewöhnlichen Umständen immerhin nur untergeordneten Beamten übertragen worden, allein welch treffliche Gelegenheit für den bis dahin durch Chericourt's Befehl aus seinem Hotel und dessen Nähe verbannten Pivot, sich dies verpönte Gebiet nach Bequemlichkeit anzusehen und vor der ehemaligen Marguerite Donose eine gewichtige Amtsrolle durchzuführen! Pivot säumte nicht, sie zu benutzen.

„Aus schuldiger Achtung für den Herrn Grafen habe ich meinen Commissairen diese Sache aus der Hand genommen", sagte Pivot mit dem widerwärtigsten Lächeln. „Bei solchen Gelegenheiten können gar zu leicht allerlei Enthüllungen über innere Hauszustände sich ergeben, die besser nur den oberen Beamten anvertraut werden. Wie ich vernommen, ist der Herr Graf nicht in Paris, und ich muß daher die gnädige Frau um einige Auskunft ersuchen. Die Negerin heißt also Cleopatra, ohne Zweifel aus La Palisse auf Guadeloupe. Es ist nicht das erste Mal, daß sie uns Ungelegenheit macht, ich hatte schon einmal ihretwegen eine Erörterung mit der gnädigen Frau. Vielleicht finde ich diesmal ihre Fährte so gut wie damals bei dem seligen Herrn Papa, und jetzt werde ich durch Ihre Beihülfe unterstützt werden, wessen ich mich dortmals nicht rühmen konnte. Ja, ja, so geht

es! Sie machen nun selbst die Erfahrung, daß die schwarzen Leute wenig verläßlich und undankbar sind. Wie viel Ungemach mußten die gnädige Frau wegen dieser Kreatur schon erdulden, und nun läuft sie ihrer Wohlthäterin davon, die sie einst mit so seltener Aufopferung gegen eine wohlverdiente Züchtigung schützte. Wer das Gezücht kennt wie ich, der wundert sich darüber nicht. Wir haben hier freilich nicht dieselben Mittel wie in Guadeloupe, um einer entlaufenen Negerin habhaft zu werden. Wahrscheinlich aber wird sie irgend in Paris dumme Streiche machen und uns damit auf die Spur helfen. Ohne Zweifel unterließ sie nicht, der gnädigen Gräfin etwas zu stehlen?"

„Sie irren", antwortete Marguerite, „Cleopatra ist immer treu und redlich gewesen."

„Bis auf das Entlaufen!" grinste Pivot. „Das scheint ihre Liebhaberei zu sein und kann in diesem Falle schon als eine Entwendung von Eigenthum betrachtet werden. Aber wie ist sie fortgekommen und wie war sie gekleidet, als sie vermißt wurde?"

„Was weiß ich? Darüber kann ich keine Auskunft geben", antworte Marguerite, welcher einfiel, daß Cleopatra Kleidungsstücke von ihr getragen hatte. „Sparen Sie keine Mühe, ich werde es nicht an anständigen Belohnungen fehlen lassen für die Leute, welche meine Dienerin ausfindig machen, unter der Voraussetzung, daß man sie gut behandelt. Hat sie Jemand in Verlust gebracht, so leiste ich jeden Ersatz."

Pivot konnte dieser Verabschiedung einen weiteren Untersuchungstrotz nicht entgegenstellen, denn Chericourt stand doch immer noch in großen Verbindungen, mit denen er sich in seiner neuen Laufbahn nicht überwerfen

wollte. Vor der Hand hatte er einigermaßen seine Neugier befriedigt, Marguerite gesprochen und sie hoffentlich ein wenig geärgert. Er begnügte sich indessen nicht mit dieser Unterredung, sondern zeigte seine Wichtigkeit, indem er den Haushofmeister und die Dienstboten ausforschte. Gern hätte er etwas herausgebracht zur Bestätigung der ausgesprengten Gerüchte. Die Polizei besoldete schon einen Spion im Hotel Chericourt, aber gerade eben den Lakai, der auch Sulpice gefällig war und über diesen nichts verrieth, weil er besser bezahlte als die Polizei. Pivot wünschte Spuren zu finden, welche auf den Fürsten führten, konnte jedoch nichts entdecken. Im Hotel Manfredonia selbst war für die Polizei nichts zu thun. Die nicht zahlreiche Dienerschaft Arthur's bestand aus erprobten Leuten, die ihren Herrn zu sehr liebten, um sich zu irgend einem Verrath bestechen zu lassen.

Marguerite berührte dieser Besuch sehr unangenehm, denn Pivot war allerdings der Mann, um aus Cleopatra, wenn sie aufgefunden wurde, mit Drohungen und List herauszulocken, was er wollte. Vermochte sie auch keine Namen anzugeben, so konnte sie doch unwillkürlich verrathen, daß ihre Herrin irgendwo einen heimlichen Besuch abgestattet habe. Die Gefahr lag indessen ferner, als sie irgend ahnte. Sidi kehrte lächelnd von Corbeil zurück, nachdem er in verabredeter Weise Nachts am Calvarienberge dem pünktlichen Flaviano Cataticini seine neue Schlangenkönigin ausgeliefert, und dieser sorgte mit zu unausgesetzter Wachsamkeit für ihre Sicherheit, als daß sie irgend eine Gelegenheit hätte finden können, Pivot's Spürhunden in das Netz zu laufen.

Bald nach dem Abzug des neuen Sicherheits-

Inspektors empfing Marguerite den Besuch der Herzogin von Vaulabelle. Die liebenswürdige Freundin brachte vor Allem die Nachricht von der wunderbar glücklichen Wendung in Arthur's Befinden. Sie erzählte, was der Arzt selbst ihr mitgetheilt, was wir aus dem Munde des Kammerdieners wissen, mit Ausnahme natürlich der wahren Veranlassung zu der Aufregung des Fürsten, welche auch dem Arzt verborgen blieb. Diese Botschaft machte einen unbeschreiblichen Eindruck auf Marguerite. Mit leuchtenden Augen und einem dankbaren Blick nach Oben hörte sie Clemence's Erzählung an, aber bei dem Gedanken, daß sie nun nicht eines Sterbenden, sondern eines geliebten Mannes Geständniß angehört, der bald wieder in voller Kraft männlicher Schönheit vor ihr stehen werde, sie, eine verheirathete Frau und er — ein geistlicher Ritter — überströmte sie Schamröthe, und ihre Blicke senkten sich vor der Freundin. Vielleicht hätte sie nach dem Tode Arthur's ihr anvertraut, zu welchem Schritte das bedrängte Herz gegen ihre Warnung sie getrieben, nun aber mußte sie die Wahrheit vorenthalten. Die Herzogin fand Marguerite's tiefe Bewegung sehr erklärlich, sah mit Besorgniß ihre leidenden Züge — die Erlebnisse der letzten Tage, so weit nur die Herzogin sie kannte, waren in der That schon überwältigend genug, um auch die festeste Natur zu erschüttern. Und immer noch blieb das Schlimmste übrig, die Mittheilung der nun erst in allen Gesellschafts-Kreisen lieblos erörterten Gerüchte. Man konnte unmöglich Marguerite der Unbill preisgeben, die ganz gewiß nicht ausbleiben würde, wenn sie sich ahnungslos gewissen Leuten näherte, die sie als Freunde oder doch wenigstens als wohlwollende Bekannte zu betrachten gewohnt war. Hatte Clemence

von Anbeginn an eine Verantwortlichkeit übernommen für die junge Westindierin, welche ihrer Theilnahme mit inniger Freundschaft lohnte, so fühlte sie sich jetzt um so mehr dazu verpflichtet, als das Unheil ja nur daraus entstanden war, daß man ihr mit dem Bildniß eine Freude bereiten wollte, deren verhängnißvolle Folgen kein Sterblicher vorherzusehen vermochte. Ohne das Eintreffen dieser verwirrenden Ereignisse wäre die Herzogin bereits auf die Güter ihres Gemahls abgereist. Sie hatte Chericourt's Brief empfangen und darin die sehnliche Bitte, Marguerite dort eine Zuflucht zu gewähren, bis er aus Spanien zurückkehre. Das mußte nun geschehen. In ländlicher Einsamkeit konnte Alles schonender eingeleitet und vorbereitet werden. Aber Clemence hatte noch mehr gethan. Sie war zu Madame Adelaide geeilt, und, bereitwillig vorgelassen, hatte sie der Prinzessin den wahren Zusammenhang mitgetheilt, wie sie selbst ihn wußte. Wer machte wohl öfter als die Mitglieder des erlauchten Geschlechts der Prinzessin die traurige Erfahrung, wie man unschuldig den schändlichsten Verleumdungen preisgegeben sein könne? Die Herzogin stand in so hoher und verdienter Achtung, daß ihr Wort hinreichte, die Ueberzeugung zu begründen, nicht Schuld, sondern Unglück walte vor, aber mit einer trügerischen Hülle von Wahrscheinlichkeit für eine böswillige Auslegung, so daß es gerathen sei, eine weniger leidenschaftliche Stimmung abzuwarten, um an die öffentliche Billigkeit eine Berufung einzulegen. Clemence hatte an Chericourt geschrieben. Ihm mußte ein einfacher Bericht des Vorgefallenen genügen, um die Ueberzeugung zu gewinnen, daß in diesem Vorgange, dessen Gewebe er so zu sagen selbst angesponnen, nur

von Sulpice ein fremder Faden eingeschlagen worden und daß Marguerite daran vollkommen unschuldig sei.

Den Vorschlag, Marguerite möge am folgenden Morgen mit auf die Güter reisen, begründete die Herzogin mit dem von Chericourt geäußerten Wunsche, und für Marguerite gab es einen Beweggrund, dieses Anerbieten mit Begierde anzunehmen, den die Herzogin nicht ahnen konnte. Noch erregt von der Freude über die mögliche Rettung ihres Freundes, empfand sie mit folternder Pein, wie schwach sie gerüstet sei, um den Kampf der Pflicht mit ihrem Herzen siegreich zu bestehen. Sie bat Gott um Beistand, und Clemence's Vorschlag erschien ihr als eine Erhörung dieser Bitte.

Die junge Frau hatte nur solche Vorbereitungen zu treffen, die von ihren Leuten besorgt werden konnten. Das Wesentlichste, Wichtigste, wonach ihr Herz verlangte, Arthur zu sehen, zu sprechen, sich selbst zu überzeugen von der Hoffnung seiner Erhaltung und Wiedergenesung, durfte sie nicht unternehmen, durfte sie nicht einmal wünschen. Die Herzogin theilte ihr mit, sie werde durch den Arzt ihre Glückwünsche und die Marguerite's mit der Nachricht von ihrer Abreise Arthur zukommen lassen; nach dem, was geschehen, werde er letztere gewiß richtig deuten. Der erste Schritt auf der Bahn stummer Entsagung, welche Marguerite nun vorgezeichnet war, wollte sie ihre Pflicht treu erfüllen, mußte geschehen. Stets hatte sie dies gewollt und auch gethan, aber wie leicht es früher gewesen, wie gänzlich verdienstlos, das erkannte sie erst jetzt, im gleichen Grade ergriffen von der Angst, ihre Pflicht zu verletzen, wie von dem Schmerz, aus der Nähe des, ach nur zu innig geliebten Mannes zu scheiden. Marguerite durfte hoffen, daß ihr inniges Gott-

vertrauen, welches in Schwester Seraphine so leibhaftig, so Rettung bringend zu ihr getreten war in jener schrecklichen Stunde, als sie unter der zermalmenden Wucht eines Vaterfluches zu erliegen vermeinte, auch jetzt sie aufrecht erhalten werde. Aber noch zu sehr befangen von dem betäubenden Eindruck streitender Empfindungen, die als Entzücken und als Schmerz wie Pole derselben Kraft auf sie einwirkten, vermochte sie nicht, die Zukunft mit klarem Bewußtsein zu erfassen, deren Trostlosigkeit ihr so deutlich vorschwebte, unmittelbar nachdem sie, im Boudoir verborgen, zuerst Arthur's Liebe erfahren. Nun sie ihn gesehen und gesprochen, war diese Liebe nicht ein vereinzeltes Geheimniß, sondern ein gemeinsames, in bewußter Erwiederung offenbartes, das die Seele ganz erfüllte und dem Gedanken eine klare Entwickelung seiner Folgen wehrte.

Von solcher Stimmung beherrscht, begleitete Marguerite am folgenden Tage Clemence nach Vaulabelle, dem Stammgute des Herzogs.

Diese Abreise erfuhr Sidi erst einige Tage später von Arthur's Kammerdiener, der zugegen gewesen, als der Arzt sie seinem Herrn mittheilte. Da der Fürst vor jeder Aufregung streng geschützt werden sollte, und der Arzt ihm selbst das Sprechen als gefahrdrohend untersagte, hatte Arthur, obwohl er den Hindu täglich sah, über Marguerite's Besuch, der doch nur durch seine Mithülfe stattgefunden haben konnte, noch keine Frage an ihn gerichtet. Sidi war auf diese Frage vorbereitet und entschlossen, es in der Antwort vorerst unentschieden zu lassen, ob Marguerite selbst den Besuch verlangte oder seiner Aufforderung folgte. Als Entschuldigung für eine Anregung von seiner Seite konnte Sidi immer

anführen, daß Arthur selbst ihn darauf geleitet, was der Kammerdiener, der es ebenfalls gehört, nöthigenfalls bestätigen konnte. Daß die Gräfin sich wegen der verschwundenen Negerin bei ihm nicht erkundigte, deutete Sidi ganz richtig aus dem Beweggrunde, daß sie jeden Verkehr mit ihm scheute, der als ein mittelbarer Versuch zu einer wiederholten Zusammenkunft mit dem Fürsten erschienen wäre. Marguerite's Reise betrachtete er als eine Flucht vor der öffentlichen Meinung. Damit ward sie vor der Hand freilich seiner Nachstellung entzogen. Die Begierde danach fühlte der Hindu jetzt mehr aus Nachlust als aus einem anderen Triebe; sie sollte die Täuschung büßen, die er noch immer mit Wuth als eine ihm zugefügte Schmach empfand. Da er die Negerin so gut aufgehoben, konnte die Gräfin ihm nicht mißtrauen, und um so verdrießlicher war ihr Verschwinden. Sidi gab darum jedoch seine Pläne nicht auf. In seinem Charakter paarte sich Geduld und zähe Ausdauer mit leidenschaftlichem Ungestüm. Er mußte nun kalt und schlau ein Mittel ersinnen, um die Fäden wieder anzuknüpfen, die so unerwartet abgerissen worden. Er beschloß, wieder zu einer Verkleidung seine Zuflucht zu nehmen, um im Hotel Chericourt, wo er bis jetzt keine Verbindungen hatte, in eigener Person vielleicht etwas Dienliches auszukundschaften. Da die Herrschaft abwesend war, hütete der Thürsteher nicht die Einfahrt, sondern warf nur von seiner Stube aus, wo er sehr neugierig ein Zeitungsblatt las, gelegentlich einen Blick auf die Glasfenster seiner Zimmerthür. So ward es Sidi leicht genug, sich in das Hotel einzuschwärzen. Er mußte unvermeidlicher Weise zuerst auf den uns bekannten Lackai stoßen, denn dieser hielt sich immer in der Nähe

des Eingangs. Erstaunt, schon seit längerer Zeit nichts von Sulpice vernommen zu haben, stand er auf der Lauer, nachdem er pflichtschuldigst an dem gegenseitigen Vermittelungsorte die Nachricht von Marguerite's Abreise hinterließ. Als er Sidi in einem offenem Bogengange des Hofes umher spähen sah, vermuthete er in ihm einen Boten Sulpice's. Er streifte daher an ihm hin mit der Frage, ob er etwa an Jean etwas abzugeben habe. Sidi antwortete mit der That, indem er ihm einige Goldstücke in die Hand drückte. Jean versicherte nun, daß es nicht nöthig sei, einen Versteck aufzusuchen, um Weiteres zu verhandeln, denn die gesammte Dienerschaft sei ausgegangen und er habe übernommen, mit dem Thürsteher das Haus zu bewachen. Sidi merkte sogleich, daß hier auch Andere als er spionirten und daß er für den Boten eines solchen Anderen gehalten werde, der wahrscheinlich nur Aehnliches zu erfahren wünschte wie er selbst. So brachte er denn mit einigen unumwundenen Fragen heraus, daß Jean nichts wisse, eben so wenig, wo der Graf sei als wann die Gräfin zurückkehren werde. Keine Briefe seien sichtbar geworden, aus deren Poststempel man irgend etwas hätte errathen können. Entweder schreibe der Graf nicht, und dann müsse eine Spannung mit der Gemahlin bestehen, oder der Briefwechsel gehe durch eine dritte Hand. Nur einige nicht unwichtige Umstände brachte Sidi in Erfahrung. Als er nach der Negerin der Gräfin fragte, hörte er, diese sei fortgelaufen, und ein Polizei-Inspektor habe ihretwegen die Dienerschaft vernommen. Für wessen Boten er gehalten wurde, erfuhr er dagegen nicht, aber doch den Ort des Stelldicheins, den Jean nannte, indem er versprach, dorthin Nachricht zu bringen, sobald etwas vor-

fallen sollte. Um auch allenfalls davon Nutzen zu ziehen, gab ihm Sidi, als wäre es eine neue Verabredung seines Auftraggebers, eine besondere Aufschrift für alle an ihn zu befördernden ferneren Neuigkeiten.

Als der Hindu weggehen wollte, fand er den Thürsteher im Wortwechsel mit einem Fremden, den er nicht deutlich zu unterscheiden vermochte, weil er im dunkeln Schlagschatten der einzigen Laterne stand, welche vor dem gleichsam verwittweten Hotel brannte. Der Thürsteher schien sehr erzürnt darüber, daß der Fremde seiner Angabe: „der Graf sei verreist, und Niemand im Hause wisse, wo er sei, noch wann er zurückkehre" — keinen Glauben beimessen wollte, denn er schlug dem Fragenden die Thür vor der Nase zu. Eine drohende Erwiederung des ausgeschlossenen Fremden konnte Sidi nur unklar vernehmen. Der Thürsteher, ein wahrer Riese, öffnete schnell noch einmal das Thor, wahrscheinlich, um einer fortgesetzten Auflehnung gegen seine Würde ein thatsächliches Ende zu machen, und Sidi benutzte diese Gelegenheit, um wie ein Schatten neben ihm hindurch zu gleiten. Der Fremde hatte indessen zornig murmelnd den Rückzug angetreten, und als Sidi hinter ihm herging, unterschied er die Worte: „Dieser Schurke von neugebackenem Grafen läßt sich von einer impertinenten Canaille bedienen, aber wenn ich erst seiner habhaft werde, soll er klein beigeben müssen!" Dies wurde in spanischer Zunge gesprochen und mit fast vor Ingrimm zitternder Stimme. Die Zuversicht des Fremden, Chericourt demüthigen zu können, erregte in Sidi eine lebhafte Begierde, zu erfahren, wer er sein mochte. Vielleicht, daß dieser zornmüthige Spanier sich als einen trefflichen Bundesgenossen erwies.

Chericourt's Hotel lag in der Vorstadt St. Honoré, nicht weit vom Pallaste Elysée-Bourbon, der Konsul, Kaiser, Wellington, Prinzen, einen Präsidenten der Republik und wieder einen Kaiser beherbergt hat, und vom Hotel Sebastiani, das nicht sehr lange darauf durch den gräßlichen Mord der Herzogin von Praslin eine so traurige Berühmtheit bekam, nun aber niedergerissen ist. Der Fremde schritt noch immer zu, und Sidi dachte schon, er werde ihm bis in das Gehölz von Boulogne folgen müssen, als er ihn endlich in ein Kaffeehaus treten sah, dessen Vorderhaus er durchschritt, um in dem nach den elyseischen Feldern zu belegenen Garten Platz zu nehmen. Der Fremde setzte sich an einen Tisch, und Sidi hielt sich in einiger Entfernung, doch so, daß er ihn genau beobachten konnte. Allerdings brannte über diesem Tisch eine Gasflamme, aber, eingeschlossen in eine Kugel von Milchglas, gewährte sie nur ein blasses Licht. Zudem trug der Fremde einen breiträndigen Hut, der sein Gesicht beschattete. Das darunter hervor schimmernde weiße Haar und die etwas gebückte Haltung des Oberkörpers bezeichneten ihn als einen Greis. Man brachte ihm Thee und eine Flasche, mit deren Inhalt er den Thee vermischte. Nachdem der Fremde ziemlich schnell hinter einander zwei solche Tassen geleert hatte, deren Rumgehalt jedenfalls dem des Thees gleichkam, mochte ihm davon in Verbindung mit dem erduldeten Zorn warm geworden sein, und er nahm den Hut ab. Der Hindu wurde vom höchsten Staunen ergriffen, denn dieser alte Rum-Trinker war entschieden Niemand anders als Don Diego Ramirez, der Hauptmann des Sklavenschiffes, unter dessen gemischter Flagge Kotapur einst das Weltmeer durchkreuzte. Aber welche Veränderung! Freilich

mochte der Mann in dem Alter stehen, wo ein paar Jahre große Verheerungen anrichten, aber der Unterschied war dennoch zu auffallend im Vergleich mit der kernigen Rüstigkeit, in welcher er noch auf Guadeloupe prangte. Er war kahl geworden. Nur ein Rand von schneeweißen, dünnen Locken umzingelte den kühn und trotzig gewölbten Schädel. Die sonst so stolzen Augen brannten wie glimmende Kohlen in tiefen Becken, die scharfen Lippen, mit einem bald gebieterischen, bald satirisch-höhnischen Zuge, hingen schlaff herab, obwohl offenbar noch in diesem Augenblick von Leidenschaft erglüht. Tiefe Furchen durchzogen das Gesicht, und die auffallende, dunkelbraune Röthe, in der es leuchtete, schien nicht allein die des Zorns, sondern verrieth eine große Verwandtschaft mit der Goldfarbe des Rums.

„Hm!" dachte Sidi, „der Alte hat ohne seinen Kotapur sich einsam in der Kajüte gelangweilt, und da schon auf Guadeloupe die sterbende Betschwester ihm alberne Grillen in den Kopf gesetzt, ist er, um diese zu verjagen, ein Säufer geworden. Der Teufel, mit dem die Christen sich so viel wissen, scheint ihn als einen der Seinigen bereits im Voraus gezeichnet zu haben. Man macht sich offenbar mit der Bekanntschaft dieser Ruine keine Ehre! Da indessen der Alte auf einem so freundschaftlichen Fuße mit Chericourt zu stehen glaubt, kann er doch vielleicht noch zu gebrauchen sein, obwohl er reif scheint zur letzten Atzung in einem Seemanns-Spital."

Nach dieser nicht besonders wohlwollenden Selbstbetrachtung erhob sich der Hindu und machte einen Gang durch den Garten, so daß er den Alten von rückwärts antrat.

„Gott zum Gruß, Sennor Don Diego!" sagte er

mit einem ironischen Lächeln, indem er die eine Hand auf des Angeredeten Schulter legte und mit der anderen seinen Hut zog.

Nicht wie ehedem wohl fuhr Diego mit der Hand nach dem Dolche im Gürtel, sondern warf sich auf die Lehne der Bank zurück und sah erschrocken hinauf zu dem über ihn herabgebeugten Sidi.

Letzterer hatte sich in der Zwischenzeit gar nicht verändert. Dennoch brauchte der, bei Nennung seines Namens fast betäubte Diego, der mit Recht erwarten konnte, daß in Paris Niemand in ihm den spanischen Admiral und Botschafter wieder erkennen werde, einige Zeit, um sich zu überzeugen, daß sein ehemaliger, schmerzlichst vermißter Liebling vor ihm stehe. Indem dies allmälig in ihm aufdämmerte, wurde er auch nicht — wie es früher gewiß geschehen wäre — von Entrüstung ergriffen, daß der schändliche Verräther die Frechheit habe, so vor ihm hinzutreten, sondern von Rührung befallen bei Wiedererkennung des lieben Kotapur, an dem er einst so viel Zärtlichkeit vergeudete, als er in seiner Natur aufzutreiben vermochte.

„Bist Du es wirklich, mein Sohn Kotapur?" rief er. „Wie ist das möglich? Wie kommst Du nach Paris? Ich sollte Dir zürnen, aber ich freue mich dennoch, Dich wieder zu sehen! Du erinnerst mich an die Zeit, wo wir kühn mit einander den Ocean durchschifften, in Sturm und Sonnenbrand, in Kampf mit den Elementen und den Menschen, aber siegreich im Wechsel, der allein dem Leben einen Genuß abzuringen vermag!" Aus den düsteren Augen des Alten rannen ein paar Thränen durch die tiefen Furchen des durchpflügten Antlitzes.

„Es freut mich, Euch noch so rüstig anzutreffen!" sagte Sidi noch immer ironisch. „Was mich angeht, so bin ich nach Paris gekommen eben durch den Wechsel, den Ihr sehr richtig als Bedingung des Lebensgenusses bezeichnet, für den man aber auch selbst ein wenig sorgen muß, wenn er sich rechtzeitig einstellen soll. Vor Allem bin ich begierig, zu erfahren, in welchem französischen Hafen die schöne Susanne vor Anker liegt."

„Ich führe keine Flagge mehr, Kotapur, und wollte lieber Bericht erstatten über den Untergang meines trefflichen Schiffes, als Dir sagen, daß ich nicht wissen kann, wer es führt und wo es ankert. Im Grunde ist die ganze Geschichte eine solche, die sich oft wiederholt, aber bei mir nicht stattgefunden hätte, wärest Du am Bord geblieben. Die meuterischen Theerjacken konnten kein Komplott schmieden, ohne daß Du etwas davon wittertest und mich warntest. Waren dann ein paar von den Aergsten mit zerschmetterten Schädeln über Bord geworfen, so hatte man wieder einige Zeit Ruhe. Aber als Du mir fehltest, stand ich allein, ohne alle Verbindung mit der Mannschaft. Es ging immer noch eine lange Zeit, obwohl ein düsteres Leben am Bord mich in der Kapitains-Kajüte zum einsamen Nachdenken verdammte, zu einem Philosophen wider Willen. Vergebens bearbeitete ich die schwersten mathematischen Aufgaben, stellte ich die verwickeltsten Fragen der Nautik in das hellste Licht; in mir blieb es dunkel. Nur die Vergangenheit schrie grell auf in mir, beleuchtete jeden Mißgriff, jede Verkehrtheit, jede Thorheit von ihrem Ursprunge bis zur letzten Folge. Es kam eine nächtige Stunde, da wurde mein Grübeln unterbrochen durch eine meuterische Mannschaft. Du weißt, daß die Pulverkammer sich unter meiner

Kajüte befand. Wie vorsichtig auch die Schurken heranschlichen, ich gewann Zeit, die Vertäfelung mit dem Bildnisse der heiligen Barbara wegzuschieben. Entsetzt standen die Meuterer wie an den Boden genagelt, als sie mich erblickten, das Terzerol in der Hand. Ein Druck und wir flogen in die Luft. Sie wußten, daß ich der Mann sei, dies Ende einer schmachvollen Kapitulation vorzuziehen, und hatten gehofft, mir durch Ueberraschung den Weg zu diesem Asyl abzuschneiden. Keiner wagte ein Wort noch eine Bewegung. Sie waren in der That ihrem Ende näher, als sie vermuthen mochten, denn ich faßte schnell den Entschluß, sogleich der ganzen Fabel ein Ende zu machen, da ich es noch mit Ehren konnte, und bereue, daß ich es nicht gethan. Wie wir aber da standen in dieser feierlichen Spannung, erscholl mit ängstlicher Hast aus dem Mastkorb der Warnungsruf: „Kriegsschiff!“ Zugleich fiel ein Schuß. Wir hörten Segelstangen auf das Verdeck fallen: eine Kugel war durch unser Takelwerk gegangen. „Rettet uns, Hauptmann, wir werden Euch gehorchen!“ riefen sie, und ich dachte, Kampf und Gefahr sei allenfalls noch ein Mittel, ihnen den alten Respekt abzuzwingen. Die Meuterei hatte sie unachtsam gemacht, sonst würden die Leute im Mastkorb schon vor Sonnenuntergang das Kriegsschiff bemerkt haben, wie es uns ja aufgefunden. Es hatte jedes Licht am Bord gelöscht und war in der Dunkelheit herangeschlichen. Nun, nach dem scharfen Schuß, zeigte es alle Lichter. Es ging anfangs gut mit der Ausführung meiner Befehle, als ich aber das Schiff klar zum Kampfe kommandirte, stutzten Einige und steckten die Köpfe zusammen. Der Steuermann bemerkte: wenn wir in einem Kampfe gegen den übermächtigen Feind erlägen,

würde je der Zehnte von der Mannschaft standrechtlich gehängt werden, bei freiwilliger Uebergabe käme die Mannschaft mit geringer Strafe davon und die Hauptverantwortlichkeit laste nur auf dem Führer. Was soll ich weitläufig das Unheil erzählen! — Plötzlich von rückwärts gepackt, ward ich zu Boden geworfen, entwaffnet und gebunden; das Schiff ergab sich. Du kennst mich, Kotapur! Stelle Dir vor, was es für mich bedeutete, am Bord einer englischen Fregatte als schmachvoller Verbrecher in Ketten nach Jamaica abgeführt und vor Gericht gestellt zu werden, um erbärmlichen Spießbürgern von Geschwornen Rede zu stehen. Welche unbeschreibliche Qual während dieser Ueberfahrt! Auch dies kam von Schwester Seraphine, die noch im Tode mir Unheil brachte! Sie war schuld daran, daß ich Dich verlor, und wärest Du am Bord geblieben, so segelte ich noch als freier Hauptmann unter eigener Flagge."

„Schlagt Euch das aus dem Sinne!" schaltete Sidi ein. „Es kam so, weil es früher oder später so kommen mußte. Da Ihr die Betschwester nicht zu rechter Zeit kalt machtet, sprach sie den Bann über Euch, und das Unheil schritt heran. Aber wie vertrugt Ihr Euch mit den Geschwornen auf Jamaica?"

„Ich entkam", antwortete Diego, „weil die Engländer eine Messe halten. Nicht die unserer heiligen Kirche, sondern die Mittagstafel der Offiziere nennen die Ketzer so, und diese Messe ist länger als die unsere. In Jamaica wurden mir die Ketten abgenommen, man hielt mich für gut aufgehoben im Fort von Kingstown. Aber der Offizier, der mich zu einem Verhör geleiten sollte, kam aus der Messe und hatte den Segen des Port- oder Madera-Geistes in solcher Fülle empfangen, daß er über seinen Schlepp-

säbel zu fallen glaubte, als er über das Bein stürzte, welches ich ihm gestellt. Während er vergebliche Versuche machte, auf zu kommen, glitt ich über das Parapet in's Wasser und schwamm an ein Schiff, das eben unter Segel gehen wollte und glücklicherweise ein französisches war. Ich ersann schnell eine Fabel, in der ich den Märtyrer englischer Brutalität spielte, und rief die Tricolore an als Beschützerin aller Opfer liberaler Meinungen. Das wirkte. Als der Schuß fiel, der das Entweichen eines Gefangenen verkündigt, segelten wir bei untergehender Sonne hinaus in die freie See."

„Ich wünsche Euch Glück!" bemerkte Sidi mit herzloser Kälte. „Ihr entginget dadurch dem Galgen. Nun aber, Don Diego, seyd Ihr wahrscheinlich der Abwechslung wegen nach Paris gekommen, um in dieser Stadt üppigen Genusses die bestandenen Mühseligkeiten zu verschmerzen?"

„Nein!" rief Diego, in zürnender Aufwallung den Hohn nicht bemerkend. „Ich bin hier, um von einem Undankbaren gerechten Lohn zu fordern, der Reichthümer häufte, nachdem ich sie aufgebracht mit Mühe und Gefahr, der mich durch einen Dienstboten mit einem Lumpengeld abzuspeisen glaubte und hier wie ein vornehmer Herr sich von seinen galonnirten Knechten verleugnen läßt. Er rechnet falsch, wenn er glaubt, mit Diego Ramirez so sich abzufinden!"

„Nicht möglich!" warf Sidi mit gespannter Aufmerksamkeit ein. „Es ist mir neu, daß man für vornehme Herren in Paris geheime Geschäfte in der Südsee machen könne!"

„Warum nicht, wenn sie kurz vorher über dem Wasser drüben Krämer und Pflanzer waren? Sie machen

hier Grafen und Pairs wie anderswo Papiergeld, und so muß ich meinen vormaligen Rheder auf Guadeloupe im Pallast Luxembourg zu Paris aufsuchen.“

„Hütet Euch, Don Diego!“ sagte Sidi. „Mit solch einem Pair ist nicht leicht anzubinden. Es kommt nicht darauf an, was er war, sondern was er ist, da er nun einmal auf einem sammtenen Lehnstuhl im Luxembourg sitzt. Er könnte leicht ein guter Freund des Polizei-Präfekten sein, und es scheint jedenfalls rathsam, außer mir Niemand in Paris erfahren zu lassen, daß man Euch in Jamaica zum Galgen kontumazirte, denn das dürfte inzwischen geschehen sein.“

„Ich weiß, wie einem wahren Pair um das Herz ist, der in Gegenwart seines Königs den Hut aufsetzt und von ihm Vetter genannt wird!“ sagte Diego, im Gefühl der Grandezza sich hoch aufrichtend. „Ich werde wissen, wie man mit solch einem lebenslänglichen Kron-Lakai fertig wird.“

„Möglich“, meinte Sidi, „aber der Polizei-Präfekt würde vielleicht mit Euch noch früher fertig.“

Diego sah den Hindu betroffen an. Es mochte ihm einfallen, daß Derjenige, der ihn in Guadeloupe so schnell in die See hinaus befördert hatte, ihn nun auch aus Paris befördern könnte. Er bereute, in der weichen Stimmung oder vielmehr in der Schwäche, welche die Ueberraschung des Wiedersehens den nicht mehr gestählten Nerven aufgedrungen, halb unwillkürlich das Geheimniß verrathen zu haben, das nun dem Wissenden Macht über ihn gab. Sidi hatte eben diesen Eindruck beabsichtigt.

„Glaubt mir, Ihr thut besser, allem Ungestüm zu entsagen und den Rathschlägen eines Freundes zu folgen, dem Euer Wohl am Herzen liegt.“ Sidi lächelte bei

dem Gedanken, daß dem Alten nichts übrig blieb, als es darauf ankommen zu lassen. „Es ist nicht schwer zu errathen, an wen Ihr Eure Reklamationen richten wollt, denn von allen Pairs ist Graf Chericourt der einzige, der auf Guadeloupe Güter besitzt und in der Lage war, Euer Schuldner werden zu können."

„Freilich ist er es, mit dem ich zu thun habe!" antworte Diego, erstaunt, den Hindu so gut unterrichtet zu finden. „Aber ich muß ihm irgendwo den Weg ablauern, denn seine Leute lassen mich im Hause nicht zu ihm dringen."

„Ihr thut ihnen Unrecht, der Graf ist wirklich nicht in Paris, und sie wissen nicht, wo er sich jetzt aufhält. Indessen da die Kammern jetzt vereinigt sind, bedurfte er eines Urlaubs vom Präsidenten, und sobald dieser abgelaufen, muß er entweder zurückkehren oder man erfährt den Ort, von welchem aus er eine Verlängerung nachsucht. Ist es eher zu ermitteln, so denke ich es herauszubringen und werde Euch Nachricht geben. Bis dahin könnt Ihr nichts Besseres thun als Euch ruhig verhalten. Denn Eure Angelegenheit darf nicht anders als in einer persönlichen Ueberraschung vorgebracht werden. Bekommt Chericourt früher Wind von Eurer Anwesenheit, so besitzt er Einfluß genug, Euch unschädlich zu machen."

Don Diego war natürlich sehr begierig zu erfahren, welche Begebenheit den Hindu nach Paris gebracht. Sidi hielt jedoch damit zurück, gab vor, in Marseille Verbindungen angeknüpft zu haben, die seinen zufälligen Aufenthalt in Paris veranlaßten, uud nannte weder seinen gegenwärtigen Namen noch gedachte er seiner Stellung. Er wollte es seinem ehemaligen Schiffshauptmann glichst erschweren, ihm beizukommen oder lästig zu

werden, sich selbst aber den Vortheil erhalten, durch seine Kenntniß der Vergangenheit Diego's, diesen von sich abhängig zu machen und dessen Auftreten gegen Chericourt zum Vortheil seiner eigenen Pläne zu leiten. Er gab ihm daher seine Adresse mit dem Beifügen, daß er selten zu Hause sei, daß er aber Diego an gewissen Tagen in dem Kaffeehause, wo sie sich eben befanden, aufsuchen werde. Die Adresse, welche als Wohnung ein Hotel garni angab, unterzeichnete er „Kotapur", und unter diesem Namen miethete er gleich nachher in demselben Hotel ein Zimmer.

Offenbar war der Alte noch immer zu brauchen, wenigstens zu einer Verlegenheit für Chericourt. Wenn sein Stolz oder seine Leidenschaft angeregt wurde, flammte noch einigermaßen die alte Kraft auf. Sidi gedachte Diego gegen Chericourt anrennen zu lassen und sich dann Beiden als Mitwisser und Vermittler aufzunöthigen, wodurch er jedenfalls im Hause des Pairs Einfluß gewinnen müsse. Welche Aussicht eröffnete sich dann für ihn, den der Besuch der Gräfin bei Arthur zu Marguerite's Vertrauten machte! Bei Allem, was Diego über ihn aussagen konnte, wagte er nichts. Die französische Regierung nahm ihn in Afrika in ihre Dienste mit der Kunde einer Vergangenheit, deren Schattenseiten eben unerläßliche Durchgangspunkte gewesen waren, um das leisten zu können, was man von ihm erwartete und was er geleistet hatte. Man schätzte ja eben an ihm die ausgezeichneten Eigenschaften eines vollendeten und höchst gefährlichen Spitzbuben. Ob man nun noch erfahre, daß er früher auch auf einem Sklavenschiffe gedient, war völlig so gleichgültig, als wenn man von dem berüchtigten Vidocq, nachdem er Sicherheits-

Kommissar geworden, ein paar Diebstähle mehr erfahren hätte als die, welche er bereits auf der Galeere gebüßt. Sidi-Abdallah wurde in der früheren Epoche seines Lebens als ein nach europäischem Maaßstab nicht zurechnungsfähiger Naturmensch betrachtet. Aber ein Pair von Frankreich, den man überführen könnte, einen gesetzlich verbotenen und mit sittlichem Bannfluche gebrandmarkten Handel getrieben zu haben, würde nicht nur ganz gewiß aus der Pairskammer gestoßen, sondern zugleich mit dem Kapitain, den er verwendet, den Strafgerichten übergeben werden. Freiheit, Vermögen und Ehre Chericourt's waren in seiner Hand, denn er allein konnte Diego's Anklage die volle und vernichtende Bedeutung für Beide geben, und wiederum stand es in seiner Macht, Diego auch gegen seinen Willen unschädlich zu machen, denn er kannte Umstände aus seinem Leben, die ihn auf das Schaffot bringen konnten auch ohne den Sklavenhandel. Sidi-Abdallah bebte vor Entzücken, indem er die Folgerungen überblickte, welche diese in ihrer Art einzige Stellung gestattete. Wenn auch Marguerite, um den alten Gemahl zu retten, nicht zu dem Heroismus getrieben werden könnte, ihre und seine Ehre dem unerbittlichen Dränger preis zu geben — was jedoch nach Sidi's Grundsätzen noch immer nicht unmöglich schien — blieb ihm jedenfalls die Wollust der Rache für verschmähte Liebe.

Die Felsen-Kapelle in Auvergne.

Sidi-Abdallah's und Diego's Geduld wurde noch längere Zeit hindurch auf eine harte Probe gestellt, denn Chericourt kam nicht zurück, und alle Bestrebungen, seinen Aufenthaltsort zu erfahren, schlugen fehl. Endlich zeigte sich eine Aussicht, diesen kennen zu lernen. Der oft von Sidi befragte Lakai Jean berichtete nämlich, der Graf müsse in Bordeaux sein. Ein Beamter von ihm, Namens Clauzel, sei im Hotel Chericourt eingetroffen mit einem Briefe des Herrn an den Haushofmeister, worin Letzterem befohlen wurde, Herrn Clauzel als seinen Generalbevollmächtigten in seiner und der Gräfin Abwesenheit zu betrachten und allen seinen Anordnungen Folge zu leisten. Dieser Brief, wiewohl von einem älteren Datum, war wirklich in Bordeaux ausgefertigt. Sidi sandte daher unter dem Namen Kotapur und mit der Adresse des Hotel garni ein Schreiben an Chericourt nach Bordeaux, worin er ihn mahnte, eiligst nach Paris zurückzukehren, da seine fernere Abwesenheit ihm unwiderbringlichen Schaden an Ehre und Vermögen zuziehen könne. Es handle sich um Anstände aus früheren Verhältnissen in den Kolonieen, deren Beseitigung dringend nothwendig sei. Als in gegebener Zeit auch darauf die Rückkehr nicht erfolgte und Sidi auf der Post nachsah, fand er seinen zurückgekommenen Brief als unbestellbar bezeichnet. Auch Clauzel wußte nur, daß der Graf schon lange Bordeaux verlassen, aber er kannte seinen gegenwärtigen Aufenthaltsort nicht, hatte auch seitdem keinen Brief erhalten. Die Verheim-

lichung wurde immer räthselhafter und begann, Sidi lebhaft zu beunruhigen. Eine Warnung über Diego's Anwesenheit zu Paris konnte Chericourt nicht zugekommen sein, denn seitdem der Alte erfahren, daß Clauzel hier sei, trug er eine Perücke und einen falschen Bart, so daß Jener in ihm unmöglich den Mann wieder zu erkennen vermochte, dem er jene fünfhundert Pfund gegeben und von dem er annahm, daß er seinem Herrn gefährlich oder wenigstens lästig werden könne.

Kurz darauf las Sidi-Abdallah im Moniteur folgende Anzeige:

„Die Hofzeitung von Madrid verkündigt, daß die Ansprüche der Gemahlin des Pairs von Frankreich, Grafen Chericourt, auf die Grandezza, welche ihr zusteht als einziger Erbin ihres Geschlechtes nach dem Tode ihres Vaters, des Grafen Salazar, und ihrer Mutter, einer geborenen Marquise Varialva, anerkannt worden sind. Die Gräfin Chericourt-Salazar y Varialva ist gegenwärtig nicht in Paris."

In dieser vermittelnden Weise kündigte man damals, wo die adeligen Titel nicht durch ein ausdrückliches und auf verfassungsmäßige Weise erledigtes Gesetz wieder eingeführt waren, den Behörden an, daß Jemand berechtigt sei, einen adeligen Namen zu führen. Daß dies sogleich nach der von Madrid aus empfangenen Nachricht geschah, hatte offenbar die Absicht zu zeigen, der französische Hof betrachte den Grafen und die Gräfin durch die böswillig verbreiteten Gerüchte als in ihrer Ehre nicht gekränkt.

Sidi, mit den Hofverhältnissen unbekannt, faßte dies zwar nicht auf; aber er zog aus dem Artikel den

richtigen Schluß, daß Chericourt in Madrid sein müsse, und eilte, Diego davon in Kenntniß zu setzen.

„Chericourt ist in Madrid", sagte er, in die Wohnung seines alten Hauptmanns tretend; „das könnt Ihr diesem Zeitungs-Artikel entnehmen."

Als Diego die Zeilen gelesen, sprang er entsetzt vom Stuhl auf. Er las das verhängnißvolle Blatt wieder und wieder, denn die Nachricht kam ihm so unglaublich vor, daß er seinen eigenen Augen kaum traute.

„Welche schauderhafte Mischung von dem blödesten Unsinn und dem unerhörtesten Betrug!" rief er, sich hoch aufrichtend in tiefster Entrüstung und in dem stolzen Bewußtsein seines alten und berühmten Namens. „Eher soll die Sierra Guadarama sich an den Manzanares wälzen und die granitne Grundvesten Castiliens einstürzend das stolze Madrid verschlingen, ehe diese Schmach geduldet wird! Es giebt keine Erbin der Häuser Salazar und Varialva und kann keine geben."

„Möglich!" antwortete Sidi scheinbar gleichgültig. „Um so besser, wenn ein Betrug mehr vorhanden. Wer aber kann ihn enthüllen, da die Höfe von Spanien und Frankreich ihn als Wahrheit verkünden?"

„Ich!" rief Diego; „denn ich bin der einzige noch lebende Graf Salazar, und wäre meine Enkelin noch am Leben, mit eigener Hand hätte ich sie ermordet, ehe sie ihr reines Blut geschändet in der Schmach einer Ehe mit einem geadelten Krämer. Aber sie ertrank im Ocean, und diese sogenannte Gräfin ist eine Betrügerin oder eine Betrogene, die ich entlarven werde und wenn es mein Leben kosten soll."

„Aber wie kommt die Chericourt dazu, gerade Eure Enkelin sein zu wollen?" fragte Sidi im Zweifel,

ob es mit dem Verstande des Alten vollkommen richtig bestellt sei.

„Das ist mir ganz unfaßlich!“ antwortete Diego. „In Spanien kann man jetzt zwar mit Geld Unglaubliches erlangen, aber das Unglaublichste in dieser Sache ist, daß Chericourt auf meinen wahren Namen, den ich ihm nie genannt, eine Fabel ersinnen konnte, deren Anerkennung er jedenfalls erkauft hat. Als ich das letzte Mal in Guadeloupe ihn sah, sagte er mir, daß er sich verheirathen wolle — mit einer Person in reiferen Jahren —.“

„Die Gräfin Chericourt ist eine sehr schöne und junge Frau“, unterbrach ihn Sidi, der, wie wir wissen, in Guadeloupe seinem Schiffspatron den Nebenroman, womit er seine Muße ausfüllte, verschwiegen hatte.

„Du kennst sie?“

„Allerdings. Ich kannte sie schon in Guadeloupe, wo ich sie im Hause des Gouverneurs in Begleitung der Schwester Seraphine sah. Diese wunderliche Heilige bewachte sie auch, wenn nicht bei Tage, so doch jedenfalls bei Nacht; das weiß ich ganz genau.“

„Seraphine! Scheusal, das die Hölle auf meine Bahn geschleudert, muß ich auch hier Dich wiederfinden, wie überall, wo Mißgeschick waltet!“ rief Diego fast rasend vor Zorn. „Alle Qualen des Fegefeuers würden mir zur Lust werden, wenn ich Dich in seinem glühenden Schlunde gemartert sehen könnte, denn Du hast mir schon auf Erden die Hölle bereitet. Von Dir stammt dieses Gaukelspiel? Du hast diese falsche Erbin in Scene gesetzt, damit Dein Fluch Dich überleben sollte? Jetzt begreife ich Alles. Mit dem Geschöpf, dessen Dasein die unersättliche Rachgier Seraphine's

ersonnen, hat Chericourt die Fabel ihrer Abstammung als Mitgift erworben und nun in Madrid angebracht, um auf seine Kutsche ein Paar Wappenschilder malen zu lassen, die keinem Heraldiker ein Lächeln abnöthigen werden. Das hat er nur um einen hohen Preis durchgesetzt — um welchen denn?" — Dem Alten fielen die Güter auf Cuba ein; eine Ahnung von dem wahrscheinlichen Zusammenhange des Erfolgs dämmerte in ihm auf und vermehrte sein Entsetzen und seine Wuth. Weil diese Ahnung eine richtige war, wollen wir mit wenigen Worten hier einschalten, wie die Dinge in Madrid sich zugetragen.

Die Einkünfte der Varialvischen Güter bildeten, wie schon früher gemeldet, eine willkommene Zubuße für die Statthalterschaft in Cuba. Sie konnten dieser nur entwunden werden entweder durch das Auftreten und die Anerkennung einer erbberechtigten Person oder, da die Verschollenheitsfrist noch nicht abgelaufen war, durch vollgültige Konstatirung des erfolgten Todes der zuletzt erbberechtigten Person. In Spanien gab es nun einen Herzog, der sich einer hohen Geburt nicht rühmen konnte; aristokratisch genommen stammte er, so zu sagen, aus gar keinem Hause. Aber den fehlenden gesellschaftlichen Einfluß ersetzte er überreich durch seine Ehe mit einer Dame aus sehr altem Geschlechte, welche, man könnte fast behaupten, allmächtig im Lande waltete, weil sie die Schwächen der Menschen kannte, die Mittel, sie zu ihrem Vortheil zu benutzen, besaß, und mit eben so großer Klugheit als Kühnheit anwendete. Da den Kindern aus dieser Verbindung, deren Zahl ansehnlich zu werden versprach, eine fürstliche Zukunft, welche sie vom Staate nicht anzusprechen hatten, gesichert werden sollte, war

das Ehepaar darauf bedacht, große Reichthümer anzuhäufen. An diese Dame und an diesen Herzog war Chericourt empfohlen, und als er die Berufung Marguerite's vorbrachte, knüpfte er daran die Versicherung, daß er erbötig sei, die Varialvischen Güter um die Hälfte des geringsten Anschlages Demjenigen abzutreten, der die Anerkennung der Geburtsrechte seiner Frau durchzuführen im Stande sei. Der genannte Herzog erkannte nach reiflicher Ueberlegung, daß er auf keinem anderen Wege als durch die Anerkennung in den Besitz dieser Güter kommen könne. Er fürchtete, daß Chericourt bei einem geringeren Gebote von der Anerkennung abstehen möchte, und fand den Preis darum nicht zu hoch, weil durch Zerstückelung des von Fremden, namentlich Amerikanern, auf Cuba sehr begehrten Grundbesitzes, der ganze Werth in Baarem herausgeschlagen werden könne und dadurch ein Kapital gewonnen werde, das, in der Fremde angelegt, jedem politischen Wechsel Trotz biete. Da es nicht nöthig war, diese Angelegenheit vor die Cortes zu bringen, kümmerten sich die verantwortlichen Minister um so weniger darum, als sie ohnedies mit Unannehmlichkeiten hinreichend beladen waren und jede Erörterung mit der zähen Dialektik und intriguenreichen Diplomatik jener erlauchten Dame scheuten. Auf diesem Wege ward also die Sache in kurzer Frist nach Chericourt's Wunsch erledigt, damit die vollendete Thatsache aller nachhinkenden Schmähartikel der Zeitungen spotte. Einen derartigen Zusammenhang errieth der mit den Verhältnissen seines Geburtlandes wohlbekannte Don Diego.

„Jedenfalls", meinte Sidi, „wird Chericourt nun sehr bald in Paris eintreffen, um seinen Triumph zu ge-

nießen, dem wir sogleich einigen Wermuth beimischen werden."

Diego war nach dem Ausbruch des ersten Zornes ruhiger und nachdenklich geworden. Sidi beobachtete mit Erstaunen, wie er, in seinem Ahnenstolze mächtig aufgerüttelt, sich innerlich und äußerlich erhob, so daß er nun lebhaft an die Zeit erinnerte, wo er in geschlossener Kraft dem Schicksal die Stirn bot. Es wird das letzte Oel sein, das in ihm aufflackert, dachte Sidi; wenn es nur reicht, um die Katastrophe erfolgreich durchzuführen, dann mag er immer zusammenbrechen, sein Ziel ist ohnedies nicht weit.

Nach Verabredung eines Zusammentreffens am folgenden Tage trennte man sich. Sidi kam pünktlich an den Ort des Stelldicheins in eben dem Kaffeehause, wo sie sich zuerst gesprochen, und war erstaunt, Diego nicht dort zu finden, der sonst stundenlang vorher schon dazusitzen und den starken Getränken fleißig zuzusprechen pflegte in der Art eines Mannes, der nicht sowohl sein Gedächtniß auffrischen als es betäuben will. Sein Erstaunen wuchs bis zur Unruhe, als er eine ganze Stunde vergebens gewartet. Hätte die Erschütterung von gestern dem Alten den Gnadenstoß gegeben? Sidi eilte sogleich in Diego's Wohnung, und hier erreichte sein Erstaunen den höchsten Grad bei der Nachricht, daß Don Diego Ramirez bereits gestern, wenige Stunden nachdem Sidi ihn verlassen, abgereist sei, ohne daß man sagen könne, wohin. Er selbst habe noch vorher seinen Paß besorgt, was daraus zu schließen sei, daß ein Lohndiener des Hauses ihn im Ministerium des Aeußern gesehen.

Also der Alte traute Sidi nicht, so schien es, da er auf eigene Hand voranschreiten wollte. Erwacht aus

der, seinem Charakter nicht angemessenen Gelassenheit, die in der letzten Zeit dann und wann fast in Stumpfsinn überging und auf einen Nachlaß seiner geistigen und körperlichen Kraft zu deuten schien, mochte ihm die Abhängigkeit, in welche er durch Sidi's Mitwissenschaft gerathen, nunmehr unbehaglich geworden sein. Er hatte sich ihr schweigend entzogen. Was ihn, wie Sidi meinte, wohl am meisten verletzte, war die dem alten Granden aufgedrungene unebenbürtige Verwandtschaft. In dieser Angelegenheit wollte er vermuthlich von Niemand Rath nehmen, erkannte Niemand dazu fähig als sich selbst. Daher sei er in seiner Ungeduld wahrscheinlich Chericourt entgegengeeilt und werde irgend einen unklugen Streich begehen. Unmöglich konnte er Sidi's besondere Absichten errathen haben, aber vielleicht argwohnte er in Diesem einen unzuverlässigen Bundesgenossen bei seinem Rachewerk? Jedenfalls gelangte Sidi zu dem Schluß, daß sein Plan entschieden im Nachtheil sei, sobald das Verfahren gegen Chericourt nicht abhängig blieb von dem, was Marguerite gewähren oder verweigern werde. Der Hindu zitterte vor Wuth bei dem Gedanken, daß er überlistet sei, überlistet von dem Alten, auf dessen Schwäche und Kurzsichtigkeit er zu frech gerechnet, während Jener nun so klug wie rasch, und gerade im entscheidenden Augenblick, sich aus dem Netz gezogen. Marguerite konnte indessen nicht gewarnt sein und überhaupt sich keines Verraths von Seiten Sidi's versehen; bei ihr war es also noch möglich, daß die Androhung des bevorstehenden Verhängnisses ihre Wirkung thue. Von diesem Gedanken durchzuckt, fühlte der Hindu, daß keine Minute zu verlieren sei. Er beschloß, ohne Aufenthalt Marguerite aufzusuchen und an Ort und Stelle zu er=

spähen, wie seine Mittheilung anzubringen. Bleibe sie ohne den erwarteten Erfolg, so werde das, was er von Marguerite wisse und größtentheils zu ihrem scheinbaren Nachtheil beweisen könne, hinreichen, ihr über seine Zumuthung Schweigen aufzulegen. Bei dem in der Genesung erwünscht voranschreitenden Arthur beurlaubte er sich zu einer Geschäftsreise, und verfolgte abermals mit unerschütterlicher Willenskraft seinen tollkühnen Plan.

Das alterthümliche und schöne Stammschloß Baulabelle liegt in der Auvergne. Die Aussicht nach Süden begrenzen die hohen Berge dieser Kornlandschaft Frankreichs. Rechts und links von der nach Norden sich ziemlich weit ausdehnenden Ebene blickt man in reizende Thäler, von Gebirgsbächen durchströmt und von Hammerwerken belebt, deren größte mit einem bedeutenden Betriebe dem Herzog gehörten. In der Ebene erheben sich da und dort vereinzelte kleine Felsengruppen und auch ganz einzelstehende Felsen von mehreren Hundert Fuß Höhe von der Thalsohle aus, und nicht weit vom Schlosse ragte ein solcher, den wohl die Geologen zu den sogenannten Wanderblöcken zählen würden, malerisch mit Laubholz bewachsen, die romantische Schönheit der Gegend vollendend.

Der Aufenthalt in diesem reizenden Schlosse, in einer Geist und Körper erfrischenden Landschaft, gewürzt durch die bezaubernde, zartsinnige Gastlichkeit der edelsten Freundschaft, erheitert durch eine nie lästige Geselligkeit umwohnender, fein gebildeter Familien, welche dem Besitzer des herzoglichen Schlosses wie einem Lehnsherrn freiwillig

huldigten, hatte indessen auf Marguerite nicht so wohlthätig gewirkt, als man zu erwarten berechtigt wäre. Die Herzogin sah ihren lieblichen Gast mit Besorgniß in einer drückenden Melancholie, die einen auffallenden Gegensatz zu ihrer früheren unbefangenen Heiterkeit bildete. Clemence konnte sich um so weniger diese schwermüthige Gemüthsstimmung erklären, als sie sich überzeugt hatte, daß Marguerite von den ihrem Rufe nachtheiligen Gerüchten nichts erfahren, und als die Nachrichten über Arthur's Befinden immer günstiger lauteten. Marguerite war still, wenig mittheilend, ihre Unterredungen mit der Herzogin trugen sogar bisweilen das Gepräge einer mühsam errungenen Selbstüberwindung, und sie schien nur leidlichen Trost zu finden auf einsamen Spaziergängen, deren Ziel meist eine Kirche oder Kapelle der Gegend war. Als nun vollends aus Madrid die Botschaft von der Anerkennung ihrer Geburtsrechte kam, eine Angelegenheit, die sie früher ganz nach dem Sinne Clemence's mit Lebhaftigkeit aufgefaßt, und diese große Neuigkeit nur einen mehr liebenswürdigen als freudigen Dank für die persönlichen Bemühungen der Herzogin in dieser Sache bewirkte, da wurde der Letzteren bange um ihre Freundin.

Und in der That war Marguerite's Seelenzustand bemitleidenswerth. Auf Allem, was von ihr erreicht, für sie erstritten ward, ruhte ein Bann der Nichtigkeit. Es blieb ihr nicht nur gleichgültig, sie hatte eine Scheu davor, als sei es sündhaft und verderblich. Ihr klarer Verstand erkannte die Verkehrtheit dieses Gefühls, ohne es bewältigen zu können. Mit einem Trotze, den sie nie an sich gekannt, verwarf sie den Trost, den das Bewußtsein der Verdienstlichkeit einer heldenmüthig durchgeführ-

ten Entsagung gewähren kann, und erschrak, sobald sie sich gestehen mußte, daß sie nur Linderung empfand, wenn sie in einem phantastischen Traume die Vergangenheit durchlebte von dem Augenblick an, wo sie Arthur zuerst gesehen, bis zu der entzücken- und schmerzensreichen Stunde, da sie ihn ganz gewonnen, um ihn für immer zu verlieren. So oft sie in einer Art von Extase diesen Kreislauf durchschritt, wurde sie von einer so schmerzlichen Sehnsucht befallen, daß sie alle Kraft aufbieten mußte, um der Versuchung zu widerstehen, welche wie die Schlange lockte und die trennenden Gebote als willkürliche und thörichte Satzungen höhnte. Diese Erfahrung demüthigte Marguerite. Sie erröthete vor sich selbst und wurde von wahrer Seelenangst gefoltert, wenn sie sogar im Gebete nicht mehr die gewohnte Erquickung fand. Die Mittheilung des Erfolgs in Madrid war für sie eine Schreckensbotschaft, denn sie verkündigte Chericourt's baldige Rückkehr, vor der sie zitterte, als hätte sie die Spiegelungen ihrer Einbildungskraft wie vollbrachte Sünden zu verantworten. Wie oft hatte sie schon Hülfe suchen wollen an der Brust ihrer Freundin, wo sie ihr, der gekränkten Selbstliebe ungeachtet, gewiß gewährt worden wäre, aber sie fürchtete, ihr eigenes Bekenntniß zu hören, als würde es dadurch zu einer That, und so mußte sie die Qual allein in der Seele tragen.

In einem Flecken zwischen Vaulabelle und der Stadt Riom fand ein von den Auvergnaten sehr beliebter und besuchter Jahrmarkt statt. Hier hatte man die beste Gelegenheit, diesen in Sitten und althergebrachten Gebräuchen noch so eigenthümlichen Volksstamm kennen zu lernen. Der Flecken gehörte einst den Grafen, später Herzogen von Vaulabelle, und als Kirchenpatron erschien

der Majoratsherr stets in einer Prozession, welche am Haupttage dieses Jahrmarktes dem Heiligen des Ortes zu Ehren gehalten ward. Obwohl die Revolution längst allen lehnsherrlichen Verband aufgehoben hatte, fand dennoch der unter den Landleuten sehr verehrte Herzog von Vaulabelle, wenn er auf seinen Gütern war, sich noch immer bei dieser Prozession ein. Diesmal aber mußte er als Pair während der Kammersitzung in Paris verweilen. Um den alten Familienbrauch aufrecht zu erhalten, wollte nun Clemence wenigstens bei der Feierlichkeit erscheinen und schlug der Freundin vor, sie zu begleiten. Sie hoffte ihr durch den Anblick des fremdartigen Volkslebens eine Zerstreuung zu gewähren, und Marguerite ging darauf ein. Die herzogliche Equipage in vollem Staate mit den galonnirten Dienern bildete einen Hauptgegenstand für die Bewunderung der Jahrmarktbesucher, und die schönen Damen erfreuten sich der besten Aufnahme. Marguerite war in den paar Morgenstunden, die damit hingegangen, in der That ein wenig ihrem trüben Sinnen entrissen worden.

Am Abend desselben Tages verließ Marguerite, wie sie es oft that, allein das Schloß und richtete ihre Schritte nach einer Kapelle auf der Spitze eines der in der Ebene sich erhebenden Felsen. Es gab nur einen allmälig ansteigenden Weg zu der Plattform, auf welcher die Kapelle stand. Auf der anderen, vom Schlosse abgewandten Seite, unmittelbar hinter der Kapelle, fiel der Fels mehrere hundert Fuß hoch senkrecht in die Ebene hinab. Die sehr kleine Kapelle war alt und baufällig, schützte indessen noch immer hinreichend das darin aufgestellte Muttergottesbild. Bedenklicher schien es, daß die Mauer nach der gefährlichen Felswand zu unter dem Einfluß der

Winterstürme zusammenbröckelte und nur noch Ueberreste von kaum halber Mannshöhe Schutz gegen einen Sturz in den Abgrund boten. Da indessen dieser Punkt nur von Ortskundigen besucht wurde, hatte bisher kein Unglücksfall die Ausbesserung dringend gemacht, und man ließ den malerischen Verfall bestehen.

Die Sonne stand schon tief, als Marguerite in die Kapelle trat und sich vor dem Muttergottesbilde niederwarf. Die herrliche, von den schrägen Strahlen des untergehenden Gestirns beschienene Gestalt der schönen Frau hätte mit der charakteristischen Umgebung einem Maler den reizendsten Vorwurf zu einem anziehenden Bilde mit doppelter Lichtwirkung dargeboten, denn in der Kapelle brannte ein, freilich nur schwach glimmendes ewiges Licht. Aber wenn auch kein Maler, so weidete sich doch das Auge eines Mannes, der eben aus dem Gebüsch trat, an diesem Anblick; Sidi-Kotapur hatte es erreicht: Marguerite war allein und hülflos in seine Macht gegeben. Wer beschreibt ihre Ueberraschung, als sie aus der Kapelle trat und Sidi plötzlich vor sich sah! Sie erschrak jedoch nicht, wenn sie auch von seiner Erscheinung lebhaft erregt wurde, denn sie zweifelte nicht, daß er als Bote Arthur's komme. Diese Voraussetzung schien sich zu bestätigen, als er, ehrfurchtsvoll nahend, ihr eine Mittheilung ankündigte, für welche er ihre volle Aufmerksamkeit fordere und sie bitten müsse, ihn dieselbe ohne Unterbrechung vollenden zu lassen. Bald werde sie sich überzeugen, daß ihre Antwort nicht nur über ihr eigenes, sondern auch über das Schicksal einer ihr theuren Person für alle Zukunft zu entscheiden habe. Nur in vorgefaßter Meinung war es möglich, daß Marguerite blieb und, zwar innerlich beunruhigt, aber doch gespannt und

ohne besondere Entrüstung den größten Theil dessen, was Sidi vorbrachte, anhören konnte, so lange es nämlich noch möglich blieb, Arthur als den Urheber der Botschaft zu betrachten. Eben diese Voraussetzung bändigte auch ihr Erstaunen und beseitigte alle ihre Zweifel über manche Umstände, die sie hier zum ersten Male mit Entsetzen vernahm.

Sidi's Bericht umfaßte Alles, was er wußte von Marguerite, Chericourt und Diego, auch den Umstand, daß dieser ein Salazar sei und sie nicht als Enkelin anerkennen wolle, selbst die Verfolgung Seraphine's auf Guadeloupe. Gedrängt und mit der Wirkung, welche ein Strom von unzertrennlichen Ereignissen hervorbringt, der, sie alle mit sich fortwälzend, im letzten Schlage jede sich darbietende Hemmung zermalmen muß, entwickelte er das Verhängniß, welches über Marguerite und Chericourt hereinbrechen werde, wenn Niemand sich zeige, der die Macht und den Willen habe, es abzuwenden. Hingerissen von seiner natürlichen Beredsamkeit und immer mehr angefeuert von dem damit zu erstrebenden Ziel, das ihm in seiner Zuhörerin, der mit einem zauberischen Ausdrucke athemloser Theilnahme lauschenden Marguerite immer reizender und begehrenswerther sich darstellte, that er es mit so vollendeter Kunst, daß wir darauf verzichten müssen, es ihm nachzuthun. Je größer diese Kunst und je ersichtlicher damit das drohende Unglück, um so lebhafter wurde das Verlangen Marguerite's, zu erfahren, ob sie das Mittel zur Rettung annehmen könne, welches Arthur vorschlagen werde. In einer anderen Absicht, wähnte sie, könne der Fürst durch Sidi ihr diese Mittheilung nicht machen lassen, und in lautloser Spannung unterbrach sie daher mit keiner Frage den Vortrag.

Sidi aber, diese Vorausnahme nicht ahnend, deutete ihr Schweigen zu seinem Vortheil dahin, daß sie, das Unheil klar erkennend, jeden Retter, auch ihn, willkommen heißen werde. Um so zuversichtlicher ging er zur endlichen Schlußfolge über, die er kurz, schneidend, jedoch in einigermaßen schicklicher Verhüllung des schauderhaften Kerns mit den Worten beendete:

„Niemand kann Sie retten, schöne Marguerite, als ich, denn ich nur vermag Don Diego unschädlich zu machen, aber ich kann es in der That, und, von Ihrer Liebe beglückt, werde ich Ihnen ein eben so zuverlässiger als zartsinniger Beschützer sein."

„Gerechter Gott, er ist wahnsinnig!" rief entsetzt Marguerite, die es als unmöglich betrachtete, daß Jemand mit gesunden Sinnen ihr eine solche Zumuthung machen könne, und im Schreck darüber ihre Befürchtung unwillkürlich laut aussprach. Zugleich sprang sie von der Moosbank auf, zu welcher der Hindu sie geleitet hatte, und wollte entfliehen.

„Ich rechne diesen Ausruf Ihrem Schamgefühle zu, aber es hilft Ihnen nichts, denn nie bin ich mit meinem Verstande zufriedener gewesen als jetzt, wo er mir so klar den Vortheil zeigt, den ich in Händen habe und bis in seine letzte Folge ausbeuten werde", rief Sidi, sie mit kräftiger Hand zurückhaltend — „ich liebe Sie!"

Nie ist ein schönes Weib schöner, als wenn es, von Angst und Scham befallen, einen durchdringenden Blick auf einen kühn heischenden Mann richtet. Und nie übt eine schöngeformte weibliche Gestalt einen mehr die Sinne entflammenden Zauber als in dem wilden Gliederspiel des vergeblichen Ringens, um einer fesselnden Hand sich zu entwinden. Der von diesem Zauber durchglühte Hindu

verzichtete auf jedes weitere Wort. Die schon einmal schmählich vereitelte That mußte hier gelingen, wo Niemand sie verhindern konnte! Mit einer von der Begierde bis zur Ueberwältigung gesteigerten Kraft zog er die sträubende Marguerite Schritt vor Schritt aber unaufhaltsam bis an die offen stehende Kapelle.

„Dem Wahnsinn ist ja auch die geweihte Stätte nicht heilig!“ Dieser furchtbare Gedanke durchzuckte alle Nerven Marguerite's mit einer Verzweiflung, die ihr noch im letzten Augenblick die Kraft verlieh, sich ihm zu entwinden. Aber nur auf einem Pfade konnte sie entkommen, und mit Windesschnelle hatte er ihr den Weg dahin verrannt. Seine blitzenden Augen hüteten tigergleich jede Bewegung seines Opfers, und, ohne sich zu bedenken, floh Marguerite auf die Mauer zu, über welche hinaus allein Rettung im unvermeidlichen Tode war. Sidi aber, seit mehreren Tagen die Gegend durchspähend, kannte diesen Felsen und die Gefahr genau. Mit dem Scharfblick seiner Raçe errieth er ihre Absicht, und wie ein vom Bogen geschnellter Pfeil, in einem Satz, war er neben der Fliehenden, die eben die Mauer erreicht hatte, faßte die Falten ihres flatternden Gewandes und riß sie mit solcher Gewalt zurück, daß sie zu Boden stürzte. Ohnmächtig durch das Bewußtsein, selbst die Rettung durch den Tod nicht mehr suchen zu können, lag Marguerite zu den Füßen Sidi's, der, unmittelbar an der Mauer stehend, dieser halb den Rücken zuwandte, indem er sich fast erschreckt über das todtengleiche Opfer beugte, das nun wehrlos ihm verfallen war.

Plötzlich fühlte sich der Hindu gleichzeitig im Nacken und unter dem rechten Knie fest gepackt. Seine erste Bewegung bei jeder Gefahr war nach dem Messer, und er

hatte es bereits gezogen, aber ehe er sich wenden konnte, um den unvermutheten Feind niederzustoßen, war sein knabenhaft leichter Körper schon dem Boden enthoben. Zwei muskelfeste Arme schleuderten ihn weit über die Mauer in den Abgrund. Er selbst hatte dafür gesorgt, daß Cleopatra unter Anleitung des sinnreichen Rattenfängers sich im Ringen üben mußte; gräßlich erklang das Lachen, mit welchem sie, über den Mauerrand gebeugt, seinem unaufhaltsamen Sturze nachsah. Dann hob sie die ohnmächtige Marguerite auf und, wie einst in den Wäldern von Guadeloupe, trug sie die angebetete Herrin, deren bleicher, schöner Kopf auf ihrer schwarzen Schulter ruhte, eiligst den Felsenpfad hinab.

Am Fuße der senkrechten Wand lag der zerschmetterte Leichnam Kotapur's, des falschen Sidi-Ben-Abd-Allah. Dasselbe Messer, das sich jenem Kabylen in den Nacken gebohrt, glänzte, von der im Todeskampfe fest geschlossenen Hand umklammert, durch die einsame Schlucht: ein stummer Zeuge, daß der letzte Gedanke des Hindu Mord, sein letztes Röcheln ein Racheschrei gewesen.

Während dessen, und bereits seit dem Mittag, herrschte in dem Flecken, wo der Jahrmarkt so viele Menschen versammelt hatte, eine unbeschreibliche Verwirrung. Man rannte wie sinnlos durch einander. Die zum Jahrmarkte gekommenen Landleute wären gern geflohen, aber sie wagten sich nicht in's freie Feld hinaus, und auch auf den Straßen des Fleckens sahen sie sich furchtsam um. Wenn Einer rief: „Da ist sie!“ — stoben sie auseinander wie von Furien gepeitscht. Die

Ortsbewohner bewaffneten sich, die Nationalgardisten luden ihre Gewehre scharf, Jung und Alt griff zu Messern, Säbeln, Mistgabeln, was an Mordwerkzeugen eben zuerst zur Hand war. Der Maire stand, den mächtigen Leib von einer riesigen Municipalschärpe umwunden, auf dem Balkon des Rathhauses, mit Stentorstimme Befehle schreiend, auf die Niemand achtete. Keine Frage, eine Revolution war wieder ausgebrochen in Frankreich, wo dies Uebel unleugbar epidemisch geworden; doch diesmal nicht politischer Natur, denn die ursprüngliche Schuld dieser grauenvollen Aufregung trug Cleopatra.

Die hervorragende Bedeutung unter den zahlreichen Belustigungen des Jahrmarkts behauptete nämlich Flaviano Cataticini unbestritten, und die Krone aller unüberbietbaren Staunenswürdigkeiten war natürlich seine Schlange, die sich noch dazu um eine schwarze Schlangenkönigin im knappsten Kostüme wand! Ganz Auvergne wieherte jubelnden Beifall. Am Morgen aber sah Cleopatra die feierlich sich bewundern lassende Staatscarosse der Herzogin an dem Wirthshause vorbeifahren, in dessen Scheune das Welttheater Cataticini's sich befand, und mit einem Schrei, der im Wagengerassel ungehört verhallte, begrüßte sie die wieder erkannte Marguerite. Augenblicklich stand ihr Entschluß fest, sich zu befreien, und wenn es ihr Leben kosten solle. Sie war schon oft davongelaufen, immer aber eingeholt und gezüchtigt worden. Jetzt wußte sie, daß sie geborgen sei, wenn sie ihre geliebte Herrin erreichte. Marguerite's Nähe schärfte ihre Denkkraft bis zur Schlauheit. Alle Mitglieder der Bande waren zur Prozession gelaufen; da nach dieser eine große Vorstellung stattfinden sollte, hatte man Cleopatra bereits in das Kostüm der Schlangenkönigin

gesteckt, und ein paar stämmige Hausknechte bewachten das Thor mit der Weisung, Cleopatra nicht hinauszulassen. Man denke sich den Schreck dieser Männer, als die Schwarze plötzlich vor ihnen stand, umringelt von der Schlange. Sie hatte den Schlangenkasten aufgebrochen, und wie sie sich des Thieres zu bemächtigen verstand, wußte sie sich auch seiner zu entledigen. An dem nahen Teiche hauste eine große Federvieh-Familie; wie Cleopatra richtig vorausgesehen, schoß die hungrige Schlange auf die fetten Bissen los. Die Negerin aber suchte das Weite, und da die freigewordene Schlange bald darauf den Marktflecken in Belagerungszustand versetzte, dachte Niemand daran, die Entflohene zu verfolgen.

Kleopatra sah den heimfahrenden Wagen der Herzogin noch vor sich auf der Landstraße, konnte ihn zwar nicht einholen, empfing aber durch ihn die Richtung nach ihrem Ziel, und auf dem Wege dahin hielt sie Niemand auf, denn in den Dörfern, durch welche sie kam, floh Alles vor ihrer Erscheinung. Die unschuldigen Auvergnaten hielten die schwarze Schlangenkönigin für Satans leibhaftige Muhme, bekreuzigten sich und zweifelten nicht daran, daß eine schauderhafte Landesplage bevorstehe.

So gelangte Cleopatra bis in die Nähe von Schloß Baulabelle, ohne zu wissen, daß sie am rechten Orte sei. Sie scheute sich, einzutreten und zu fragen, weil sie fürchtete, ergriffen zu werden, wenn Marguerite nicht hier wohne. Daher streifte sie in der Nähe herum und versteckte sich in Gebüschen. Gegen Abend erkannte sie endlich von fern Marguerite's Gestalt auf dem Wege zur Felsen-Kapelle. Mit Mühe fand sie sich dahin und erreichte eben die Plattform, als Marguerite vor dem ihr den Weg vertretenden Sidi umkehren mußte. Wie Cleo-

patra den Mann, der sie geraubt und verkauft hatte, nun auch als Bedränger ihrer Herrin sah, befiel sie grenzenlose Wuth. Mit dem Sprunge eines Tigers war sie hinter ihm in dem Augenblick, da er Marguerite vom Abgrund zurückzog, um im nächsten statt ihrer hinabzustürzen.

An einer Quelle gelang es ihr, die schöne Herrin der Ohnmacht zu entreißen; auf den Arm der triumphirenden Schlangenkönigin gestützt, erreichte sie Schloß Vaulabelle.

Die Posada in Las Angosturas del Espanto.

Spät Abends wurde vernehmlich an das Thor eines Wirthshauses geklopft, welches in der Seitengasse einer Vorstadt von Bayonne lag. Auf die Frage einer Magd: „Wer da sei?“ wurde geantwortet: „Man wünsche Hernandez Llochóa zu sprechen.“ Die Magd — immer ohne das Thor aufzumachen — erwiederte, sie wisse nicht, ob dieser Herr unter den vielen Gästen sei, die bereits alle zur Ruhe gegangen. Nach einer Weile kam sie wieder, öffnete und hielt eine Blendlaterne dem Nachfragenden vor das Gesicht mit dem Bescheid, der spanische Herr sei nicht da, aber vielleicht könne einer von seinen Landsleuten über ihn Auskunft geben. Der Fragende ließ sich hierdurch nicht irre machen. Mit

einem Seufzer, als koste es Ueberwindung, versetzte er: „Sagt dem Llochóa, er möge denken an die Posada in Las Angosturas del Espanto."

„Beim heiligen Yago von Compostella, Ihr seid es!" rief die Stimme des Gesuchten, der hinter einem vergitterten Fenster im Thorweg Spähe hielt.

Llochóa war ein Schmuggler. Zwar sorgte er immer dafür, mit den Grenzbeamten auf gutem Fuße zu stehen; man konnte jedoch nicht wissen, ob nicht ein Inspektor aus Paris eingetroffen sei, der seine Sporen verdienen wolle. Die Festnahme eines berüchtigten Mannes, der die französische Zollrolle zu seinem Vortheil ausbeutete und zu oft Anderen einen Hinterhalt bereitete, als daß er nicht selbst auf seiner Hut sein sollte, konnte schon eine List verlohnen. Nachdem aber der Fremde sich ausgewiesen, wurde er in ein sehr alterthümlich ausgestattetes Zimmer geführt, Lichter und Wein gebracht.

„Ich bitte unterthänigst um Verzeihung, daß ich Eure Herrlichkeit nicht sogleich erkannt habe!" begann Llochóa.

„Es ist lange her, daß wir uns sahen", antwortete düster der Andere. „Ich begriff die Nothwendigkeit, Eurem Gedächtniß zu Hülfe zu kommen, obwohl ich jenen unheilvollen Namen ungern ausspreche."

„Glaub's! Es geht ohnedies in dem Schreckensschlunde nicht mit rechten Dingen zu, und ein sonst wohl berechnetes Werk wird dort verpfuscht. Es mischt sich Jemand darein, dem man mit aller Vorsicht nicht gewachsen ist", meinte der Schmuggler. „Aber was verschafft mir jetzt die Ehre, von Eurer Herrlichkeit gesucht zu werden?"

„Ein Werk ähnlicher Art, dessen gute Berechnung

hoffentlich nicht zu Schanden wird, da es an einem ganz anderen Orte zur Ausführung kommen soll!" lautete die Antwort.

„Wenn auch", sagte der Schmuggler; „es ist dennoch fast unmöglich, eine Verantwortung zu übernehmen, denn die Menschen sind unvernünftig und wollen sich der Nothwendigkeit selten fügen. Hätte damals Eure Schwiegertochter, Sennor Don Diego — es muß wohl jetzt über zwanzig Jahre her sein — hübsch ruhig die Papiere unterschrieben und beim Kreuz des gebenedeiten Heilands den Eid geleistet, den man fordern mußte! Aber nein! Da die gnädige Gräfin noch dazu entfloh, konnte ich nicht verhindern, daß einer meiner Gehülfen, dem auch um die eigene Haut bange wurde, ihr eine Kugel nachsandte, die unglücklicher Weise in's Herz traf. Ich weiß, daß Eure Herrlichkeit der gnädigen Dame, obwohl sie etwas widersetzlich war gegen die Wünsche des Familienhauptes, gern das Leben gegönnt hätten in irgend einer unschädlichen Verborgenheit. Indessen weil es nun unserem Herrgott" — er bekreuzigte sich — „gefallen hat, über sie zu verfügen, so ist denn auch damit viel Plage und Sorge erspart worden und Donna Isabel in einem besseren Unterkommen aufgehoben, als Ihr, Sennor, für sie hättet ausfindig machen können."

„Beim Himmel, Perez, was wiederkäut Ihr die alten Geschichten? Euer Henkerstrost macht mich schaudern!" antwortete Diego.

„Das thut der kalte Regenwind, der heute Abend aus dem biscayischen Meere weht, denn die Zeit, welche inzwischen verfloß, scheint Eure Herrlichkeit nicht abgekühlt zu haben. Ihr hegt noch immer Plane, zu deren Ausführung Ihr einen Henker sucht!" entgegnete Perez, einst der Haus-

hofmeister Don Diego's, später Schmuggler und Bandit, je nachdem der Drang der Zeit es erforderte.

„Da es in Spanien so weit gekommen, daß die Ehre der guten Familien nicht mehr geachtet wird von der Geldgier Derer, die uns regieren, so muß ein alter Edelmann zu außerordentlichen Mitteln greifen, um zu seinem Rechte zu gelangen. Auf niedrige Weise hat ein französischer Pair den Namen Salazar erhandelt, um ihn dem seinigen, den kein Wappenbuch Europa's kennt, als Anhängsel beizufügen. Teufel! Mein Blut kocht bei dem Gedanken! In einigen Tagen verläßt er Madrid, um mit dem Patent und großen Geldsummen nach Paris zurückzukehren. Ihr werdet wissen zu verhindern, daß er die Bidassoa erreicht, werdet ihn zu einem Abstecher nöthigen in einen Eurer unzugänglichen Schlupfwinkel in den Pyrenäen, wo ich dem Feigling Unterschriften abfordern werde, die der Welt darthun sollen, auf welche schändliche Weise und an wen die Ehre des Hauses Salazar verrathen wurde."

„Die Pläne Eurer Herrlichkeit sind verlockend", bemerkte Perez kalt, „aber kostspielig. Schon ihre Vorbereitung in so kurzer Frist fordert nicht unbeträchtliche Auslagen, und die Aussicht, im Falle eines Unglücks von dem eisernen Halsbande der Garote erwürgt zu werden, will auch einigermaßen aufgewogen sein."

„Ihr erhaltet sogleich fünf Tausend Francs. Wenn der Schlag gelungen ist, bekommt Ihr noch zwanzig Tausend und die Hälfte der Beute!" antwortete Diego trocken.

„Wer weiß, wie groß die sein mag! Man täuscht sich oft, kann das nicht immer so im Voraus schätzen wie damals mit den Juwelen der hochseligen Gräfin,

Donna Isabel. Da es aber Eurer Herrlichkeit dabei vorzugsweise um die Ehre zu thun ist, werdet Ihr Euch wohl mit einem Drittel der Beute begnügen."

„Zugestanden!" erwiederte Diego, nicht in der Lage, feilschen zu können.

„Nun läßt sich genauer von der Sache reden", meinte Perez lächelnd und füllte die Gläser. „Verschmäht den Wein nicht, Sennor! Dieser Xerez ist besser als der auf der Tafel des Königs der Franzosen und bedeutend wohlfeiler. Auf ungeschmälerten Fortbestand des glorreichen Hauses Salazar!"

Beide Männer blieben noch ein paar Stunden in Verhandlung; mit Tagesanbruch gingen sie gemeinsam über die spanische Grenze.

Acht Tage nach dieser Unterredung und um die gleiche Stunde fuhr ein sechsspänniger Reisewagen am großen Hotel d'Espagne in Bayonne vor. Die Ankunft dieses Wagens wurde schon seit dem Morgen erwartet, und der bereits in der Nacht vorher angekommene Courier begriff die Verzögerung um so weniger, als an der französischen Zolllinie nur ein geringer Aufenthalt veranlaßt werden konnte. Es war dem Reisenden als einem Mann von Rang eingeräumt worden, nach vorgelegter Plombe sein Gepäck in Bayonne von einem mitfolgenden Zollbeamten untersuchen zu lassen. Man mußte daher befürchten, daß der Aufenthalt durch irgend einen Unfall veranlaßt sei. Der Courier vermißte von fern schon den Stallmeister. Den hohen Sitz hinter der Kutsche nahm nur ein Lakai ein,

während früher deren zwei an derselben Stelle saßen; und als man den Schlag öffnete, um den Grafen Chericourt herauszuhelfen, erfuhr man, daß er verwundet, und daß sogleich ein Arzt zu rufen sei, da die Wunde unterwegs nur unvollständig verbunden werden konnte.

Einige Stationen vor der Grenze, in einem Hohlwege, gerade an der Stelle, wo dieser vermittelst einer hölzernen Brücke über einen kleinen Gebirgsfluß führt, lag Perez mit seiner Bande im Hinterhalt. Er selbst befand sich in einem Gebüsch auf der Höhe des einen Randes, der steil zur Landstraße hinabfällt. Da man die Reisenden nicht tödten wollte, wenigstens nicht am Ort des Ueberfalls, und von drei Dienern keinen nachhaltigen Widerstand erwartete, fielen auf Perez Zeichen zuerst nur blinde Pistolenschüsse, um Schreck zu erregen, während Einige den Pferden in die Zügel griffen. Zugleich trat Perez, einen Karabiner in der Hand, ganz an den Rand der Höhe. Der Stallmeister Guillaume war beim ersten Schuß aufgestanden; da er Perez gerade vor sich sah, feuerte er auf diesen mit einem Pistol und traf ihn so gut, daß er die steile Höhe herabstürzte, sein Körper unter den Wagen rollte und das eine Hinterrad darüber hinwegging. Zum Glück waren die Postillons nicht im Einverständniß. Von den Schüssen scheuten die Pferde und bäumten sich, so daß die Räuber die Stränge nicht sogleich abschneiden konnten. Durch Guillaume's Schuß noch wilder geworden, von den geängsteten Postillons angetrieben, gingen sie durch, schleppten Diejenigen mit, die an ihren Zügeln hielten, an der Brücke aber, um nicht gegen das Geländer zermalmt zu werden, loslassen mußten. Nach einem nur sekundenlangen Halt, gerade in so viel Zeit, als Guil-

laume brauchte, um das zweite Pistol aus dem Holfter neben seinem Sitze zu ziehen, zu zielen und zu schießen, ging es in rasendem Galopp über die Brücke. Jenseits hatte Perez zwar auch Leute aufgestellt, diese konnten sich aber den wüthend vorbeisprengenden Pferden nicht nähern, waren ohnedies unsicher geworden, weil sie ihren Anführer, jedenfalls schwer verwundet, stürzen sahen, und mußten sich damit begnügen, auf Pferde und Postillons zu schießen in der Hoffnung, daß Einige derselben fallen würden und dadurch der Wagen in seinem Lauf gehemmt werden könne. Weil dieser jedoch pfeilschnell vorbeisauste, trafen ihre Kugeln weder die Pferde noch deren Reiter, sondern den Wagen und zum Theil die Personen darauf. Der arme Guillaume bekam eine Kugel in die Brust, sank dem neben ihm sitzenden Lakai in die Arme und mußte auf der nächsten Station zurückgelassen werden. Aber auch Chericourt wurde im Wagen getroffen. Die Wunde schien nicht bedeutend, durch den Verband im nächsten Posthause ward weiterem Blutverluste vorgebeugt, und so konnte die Reise bis nach Bayonne fortgesetzt werden.

Die Aerzte in Bayonne fanden, daß die Kugel unter dem linken Arm durch die Seite gegangen, auch durch die Polsterung der Rücklehne geschlagen und im Holzwerk sitzen geblieben sei. Keine wesentlichen Organe erwiesen sich als verletzt, und nach einigen Tagen konnten sie Chericourt gestatten, in kleinen Tagereisen und auf einem Wege, wo er in vielen großen Städten, wenn es nöthig werden sollte, bereite und zuverlässige Hülfe finden würde, die Reise fortzusetzen, um in Paris einer wahrscheinlich bald zu erwartenden vollständigen Genesung entgegenzusehen.

Von Bayonne aus war an Clauzel in Paris geschrieben worden mit der Weisung, der Gräfin die baldige Ankunft Chericourt's in Paris zu melden, jedoch die Verwundung zu verschweigen. Aber die Zeitungen in Bayonne hätten, auch wenn ihre Herausgeber nicht Gascogner gewesen wären, einen so interessanten Fall nicht verschweigen dürfen, und so drang denn die Kunde von dem von Räubern überfallenen Pair von Frankreich auch nach der Auvergne. Marguerite erkannte, wie dadurch, daß sie darauf bestanden, Guillaume solle ihren Gemahl begleiten, diesem das Leben gerettet worden, und damit mehr, als sie ahnen konnte. Ohne die Entschlossenheit des Stallmeisters wäre Chericourt in die Gewalt eines Mannes gerathen, der ihn tödtlich haßte und die äußerste Rache an ihm zu nehmen entschlossen war. Er traf in Orleans mit der ihm entgegenkommenden Marguerite zusammen und begab sich mit ihr nach Paris, wo zwar auch die Aerzte seine Verwundung nicht als unmittelbar gefährlich betrachteten, ihm aber dennoch große Vorsicht und sehr ruhiges Verhalten auferlegten bis zur vollständigen Schließung der Wunde, die sich auffallend langsam zur Heilung anschickte.

Das Spiegelbild.

Man kann sich schwerlich eine Vorstellung machen von dem maaßlosen Erstaunen der Bewohner von Schloß

Vaulabelle, als sie an jenem Abend Marguerite in die hell beleuchtete große Vorhalle, von der aus prachtvolle Marmortreppen in die oberen Stockwerke führten, treten sahen, gestützt auf ihre getreue Negerin, die, in dem Kostüm der Schlangenkönigin aus dem Mohrenlande, eine Erscheinung darbot, wie sie ganz gewiß in der Auvergne nie vorgekommen. Diejenigen von der Dienerschaft, welche nicht in Paris gewesen, prallten vor Schreck gegen die Wände; aber auch die Anderen, welche in Paris Neger gesehen, waren wenigstens überaus verwundert, wie die Gräfin Chericourt eine solche in der Umgebung des Schlosses gefunden habe und noch dazu in einer Tracht, wie man sie selbst in Paris nur in der großen Oper zu sehen bekommt.

Marguerite war viel zu sehr innerlich beschäftigt, um auf die Leute zu achten. Unterwegs, nachdem sie an der Quelle sich hinreichend gestärkt, hatte sie Cleopatra nach der Art gefragt, wie sie in Paris von ihr getrennt worden und wie sie ihren hiesigen Aufenthalt entdeckt. Aus dem, was die Negerin in aller Naivetät enthüllte, ersah Marguerite wohl, daß man nicht diese, sondern sie selbst zu entführen vermeinte, und die nächste Schlußfolge war, daß Sidi-Abdallah oben auf der Felsen-Kapelle nicht wahnsinnig gewesen, wie sie es aufrichtig geglaubt. Sie hielt es indessen für zweckmäßig, diese Täuschung fortbestehen zu lassen.

Das Ereigniß mußte in jeder Beziehung einen tiefen Eindruck auf Marguerite machen. Noch trat die Bedeutung der Enthüllungen über ihre und Chericourt's Lage zurück vor dem Schauder, den der Versuch eines solchen Angriffes auf ihre weibliche Ehre hervorbrachte. Jetzt erst, nachdem sie der höchsten Gefahr gegenüber

gestanden, empfand sie diesen Schauder bis tief in die Seele. Indem sie Gott inbrünstig dankte, demüthigte sie sich vor dem Allwissenden in einer ernsten Selbstprüfung. Der Versucher war ihr in der That nahe gewesen, denn wenn auch Sidi meinte, nur für sich zu sprechen, hatte sie doch geglaubt, er rede im Auftrage eines Andern. In der Erwartung, der Scharfsinn des Geliebten möge einen Ausweg entdeckt haben, Gebote zu umgehen, deren heilige Unantastbarkeit keiner Deutung unterworfen werden dürfe, hatte sie sogar die Schilderung der bedrohlichen Lage ruhig anhören können, und sie erröthete, wenn sie nun bedachte, wie Sidi-Abdallah von seinem Standpunkt aus diese Gelassenheit habe deuten müssen. Jetzt, nachdem ein moralisches Gewitter den Dunst verscheucht, der ihre Seele allmälig umhüllte, wurde ihr plötzlich klar, welche gefährliche Bahn ihre Seele bereits beschritten, jetzt trat die ihr natürliche ungekünstelte Anschauungsweise wieder in ihr Recht und ließ keine eitle Selbstbeschönigung mehr walten. Sie hatte Pflichten zu erfüllen, mit denen kein Abkommen zu treffen ist. Demuthvoll erkannte sie, wie sie nur dadurch sich der wunderbaren Rettung würdig erweisen könne, daß sie der erschütternden Mahnung unbedingt Folge leiste ohne Zögern wie ohne Zagen, daß sie von nun an sich selbst retten müsse und die volle Verantwortung trage, wenn sie auf der deutlich vorgezeichneten Bahn strauchle. Sie wurde ruhig und gefaßt, sie fühlte, was auch kommen möge, könne bestanden werden, wenn das Bewußtsein sich schuldfrei wisse.

Clemence mußte diese Aenderung in der Gemüthsstimmung ihrer Freundin bis zu einem gewissen Grade erkennen. Marguerite hatte ihr mitgetheilt, Sidi-Abdallah habe sie im vollen Wahnsinn angeredet

und bedroht, sei aber durch die plötzliche Erscheinung Cleopatra's verscheucht worden und wahrscheinlich über die Mauer gesprungen, da er wohl die Gefahr nicht gekannt oder in seinem Irrsinn nicht beachtet. Cleopatra's Unkenntniß der Ortsverhältnisse wie der Menschen in Paris machte es sehr begreiflich, daß eine Gauklerbande sie mit sich gelockt. In Beziehung auf Alles, was sie sonst von Sidi erfahren, glaubte Marguerite keine Mittheilung machen zu sollen, bis sie Chericourt gesehen und gesprochen. Die Herzogin fand es natürlich, daß ein so unheimliches Begegniß sie ernst stimme, bemerkte aber bald mit Befriedigung, daß Marguerite wieder klar und besonnen, und wenn nicht heiter, so doch aufmerksam und theilnehmend geworden.

Die Nachricht von Chericourt's Verwundung scheuchte Marguerite aus diesem abwartenden Verharren auf.

Als sie nach Paris eilte, wurde sie bei dem Gedanken, Chericourt wiedersehen und ferner seine Gattin sein zu sollen, von einer unheimlichen Befangenheit ergriffen. Ihr Herz war nun nicht mehr unbetheiligt wie damals, wo sie mit ihm als mit einem väterlichen Freund und Beschützer vereinigt wurde. Sie hatte diese Ehe nie anders betrachtet denn als eine Weihe der gegenseitigen Pflichten des Schutzes und der dankbaren Folgsamkeit. Nun aber, wo sie zum ersten Mal liebte, aus ganzer Seele wie mit dem Glück schüchternen Verlangens, ward nicht nur dieses Glück von jener Ehe mit dem Bann des Treubruchs bezeichnet, sondern auch das weibliche Zartgefühl empörte sich gegen die Rechte, welche ein Anderer, als den das Herz erkoren, besaß. Marguerite empfand mit unsäglicher Angst und Verwirrung, daß es ein Opfer gebe, dem sie nicht gewachsen sei, wie-

wohl sie fest entschlossen war, jedes Geschick mit dem angetrauten Gemahl zu theilen; und wenn all das von Sidi verkündete Unglück über ihn hereinbrechen würde, sie wollte fest und treu zu ihm halten. Ja sie wünschte fast eine herbe Prüfung, um in freudig dargebrachter Entsagung jedes äußeren Glanzes und eitler Weltehre als muthige Trösterin gedemüthigten Ehrgeizes ein Verdienst zu erwerben, das ihr zur Seite stehen könne in einem Bedrängniß, vor dem bewahrt zu werden sie inbrünstig flehte.

In dem freudigen Eifer einer solchen Gemüthsstimmung erschien Marguerite dem heimkehrenden Chericourt wahrhaft als ein Engel des Trostes. Sie fand ihn leidend und sehr verändert. Das Alter hatte sich in dem verhältnißmäßig kurzen Zeitraum seiner bisher in weltmännischer Eleganz aufrecht erhaltenen Persönlichkeit scharf aufgeprägt. Die Aerzte in Paris verhehlten Marguerite nicht, daß die Verwundung, welche eine jugendliche Natur bald bewältigt haben würde, für einen Mann in Chericourt's Alter bedenklich sei und eine allgemeine Entkräftung zur Folge haben könne. Die Pflichten einer barmherzigen Schwester flößten ihr keinen Widerwillen ein, sie übernahm sie mit großer Bereitwilligkeit um so unbedenklicher, als Chericourt in der That ihretwegen litt. Unter solchen Umständen fand sie es nicht passend, irgend einen Gegenstand zur Sprache zu bringen, der dem Kranken Unruhe verursachen könne, und da sonst keine bedrohlichen Anzeichen zum Vorschein kamen, fand Marguerite es wahrscheinlich, daß sie von Sidi hintergangen sei.

Durch die Haltung des Hofes und die Bemühungen der Freunde Arthur's hatten die böswilligen Gerüchte

im Betreff Marguerite's zum größten Theil ihre Wirkung verloren. In der höheren Gesellschaft wenigstens sprach man nur leise und vertraulich davon, denn in ihr hört eine Verleumdung, von welcher der Hof nichts wissen will, auf, ein beachtenswerther Unterhaltungsstoff zu sein. Madame Adelaide brachte in der Regel alle Abende im Kreise der königlichen Familie zu, bisweilen jedoch erschien diese in den Gemächern der erlauchten Dame, wenn sie von einer leichten Unpäßlichkeit befallen war. So geschah es an einem Abend, für welchen die Prinzessin Marguerite zu einer Audienz hatte befehlen lassen, offenbar um ihr eine Genugthuung zu gewähren, da sie während der Krankheit ihres Gemahls ohne ihn nicht wohl offiziell am Hofe erscheinen durfte. Dieser Empfang sollte die Hofwelt überzeugen, daß der andere stattfinden könne, sobald die Umstände es gestatteten.

Chericourt, äußerst erfreut und geschmeichelt durch eine so gnädige Aufmerksamkeit, bestand darauf, daß Marguerite in vollem Hofkleide und mit reichem Juwelenschmuck erscheine — obwohl das, streng genommen, bei dieser Gelegenheit nicht gerade geboten war — um damit zu zeigen, wie hoch sie die Ehre schätze, welche ihr zu Theil wurde. Er betrachtete sie mit innigem Wohlgefallen und mit freudigem Stolze, als sie, nach seinem Wunsch geschmückt, von ihm Abschied nahm, um in die Tuilerien zu fahren.

Kaum befand sich Chericourt, der nicht sein Zimmer und nur mit Mühe seinen Lehnstuhl verlassen konnte, allein, so mußte er daran denken, wie reizend ihm Marguerite auch damals erschien, als er sie unerwartet in La Palisse überraschte, strahlend in dem schimmernden Brautschmuck, der ein prophetisches Symbol der Zukunft

gewesen. Diese so natürlich sich darbietende Erinnerung weckte manche andere, und eine Rundschau der seitdem verflossenen Vergangenheit schritt eben an Chericourt's innerem Auge vorüber, als der Haushofmeister eintrat mit der Meldung, ein Herr aus Madrid wünsche in dringender Angelegenheit den Grafen sogleich zu sprechen; es müsse ein vornehmer Mann sein, denn er habe die Insignien des goldenen Bließes an ihm bemerkt. Die Stunde war etwas ungewöhnlich für einen ersten Besuch, eben so schien es auffallend, daß der Fremde seinen Namen nicht genannt, indeß ein vornehmer Spanier hat zuweilen seine eigene Methode. Chericourt ließ ihn hereinführen und empfing ihn mit der Entschuldigung, daß Krankheit es ihm nicht möglich mache, sich ohne Hülfe zu erheben.

„Ist auch nicht nöthig", antwortete der Spanier, indem er sich vor Chericourt hinsetzte, daß das volle Lampenlicht seine Züge beschien. „Erkennt Ihr mich?"

„Allmächtiger Gott!" rief Chericourt erschrocken. „Ihr seid es, Don Diego Ramirez!"

„Ja, der bin ich, oder der war ich vielmehr, ungefähr so, wie Ihr jetzt Graf seid. Wenn indeß der König der Franzosen die Macht hat, Euch so zu nennen, dann bestreite ich ihm unbedingt das Recht, diesem Titel die Namen Salazar und Varialva beizufügen."

„Aber der Königin von Spanien könnt Ihr es nicht bestreiten!" erwiederte Chericourt.

„Nicht weniger, denn ihr Recht dazu beruht auf der Voraussetzung, daß kein Vorberechtigter aus diesem Geschlecht vorhanden sei. Diese Voraussetzung ist aber falsch, denn ich bin ein Graf Salazar, und ich würde der Großvater Eurer Frau sein, wenn sie die Tochter

einer Varialva wäre. Aber auch diese zweite Voraussetzung ist falsch oder eigentlich gefälscht, und darum muß selbst der Schein einer solchen Entwürdigung von dem ehrenwerthen Namen abgewendet werden."

Diego tauchte unerwartet wie ein Gespenst vor Chericourt auf und hatte ihm einen noch heftigeren Schreck eingeflößt als damals, wo er mit seiner „Susanne" auf der Rhede von Basse-Terre erschien. Doch der Pair und Grande gebot jetzt über eine einflußreichere Stellung, und Diego war der Beweis erschwert. Ohnedies stellte derselbe einen Punkt voran, für dessen Vertheidigung Chericourt, so schwach er war, noch immer mit voller Geisteskraft einzutreten vermochte. Von dem nachfordernden Sklavenhändler hätte er sich vielleicht eine bedeutende Summe abtrotzen lassen, dem Verleumder Marguerite's, die der Stern seines untergehenden Lebens geworden, stellte er feste Entschlossenheit entgegen, für sie hatte er noch den Muth eines Kavaliers.

„Daß die Gräfin Chericourt die Tochter einer Marquise von Varialva, vermählten Gräfin Salazar, ist, beweist der Namenszug Ihrer katholischen Majestät unter dem in dem Archiv der Granden von Spanien registrirten Patent. Wo aber ist der Beweis, daß Ihr der Sohn eines Grafen Salazar seid?"

„In demselben Archiv", antwortete Diego, etwas betroffen über Chericourt's Fassung, „ja noch näher, auch in dem Archiv des hiesigen Ministeriums des Aeußern, wo meine Unterschrift vielfach vorhanden ist als Grande von Spanien, Ritter des goldenen Vließes, Admiral und Botschafter Seiner katholischen Majestät Ferdinand's VII."

„Wenn auch!" bemerkte Chericourt, „Euer Anspruch

auf eine Grandezza ist erloschen und auf die Nachkommen Eurer Enkelin übertragen."

„Die nicht vorhanden ist", rief in stolzer Entrüstung Diego, „die den Tod im Meere gefunden! Die treulose Manuela Llogalba verkaufte Euch als Schwester Seraphine ein schamloses Märchen mit der Person, die Eure rechtmäßige Frau sein mag, die aber, wenn sie sich für eine Gräfin Salazar ausgiebt, betrogen wurde, falls sie nicht selbst eine Betrügerin ist. Die Anerkennung, welche Ihr durch Bestechung in Madrid bewirkt, muß rückgängig gemacht werden, und wenn es Euer und mein Leben kosten soll. — Halt!" rief Diego, ein Terzerol hervorziehend, als er sah, daß Chericourt den Arm erhob, um zu läuten. „Wie Eure Hand den Glockenzug berührt, durchbohrt eine Kugel Euer Gehirn, und wenn ich dann den Tod erleiden muß, so kann ich doch vorher den Betrug vor den Gerichten entlarven und den Namen Salazar vor Schmach bewahren."

Chericourt's Arm sank allerdings unwillkürlich zurück, aber er verlor die Fassung nicht.

„Was wollt Ihr mit diesem Ueberfall erzwingen?" fragte er in der heimlichen Hoffnung, es lauere dahinter doch eine Geldfrage. Darin irrte er zwar, denn bei Diego trat jeder Eigennutz zurück vor dem gewaltsam aufgeregten, fanatischen Familienhochmuth.

„Das will ich Euch in Kürze sagen, denn die Zeit drängt. Ihr schreibt, wie ich sie Euch vorsage, eine Erklärung, worin Ihr bekennt, durch falsche Angaben den Hof von Madrid hintergangen zu haben, und verzichtet für Euch und Eure Frau auf die unrechtmäßig erschlichene Befugniß, Namen und Wappen der Salazar und Varialva zu führen. Wenn Ihr es verweigert, bei

Gott und meiner Ehre, dies Mal soll die Kugel aus meiner Hand Euch sicher tödten."

„Nie werde ich das thun!" rief Chericourt in muthvoller Aufwallung. „Ich weise Euren entehrenden Antrag mit Verachtung zurück. Ich kenne Euch als einen tollkühnen Mann, und Ihr mögt ein Hidalgo sein vom edelsten Geblüt, aber auch ich bin ein französischer Edelmann von gutem Hause, und wenn ich mich leider an körperlicher Rüstigkeit nicht mit Euch messen kann, werde ich dennoch, wehrlos wie ich bin, mein Leben preisgeben, um die Ehre meiner Frau zu wahren, die an Geist und adeliger Gesinnung Niemand nachsteht, werth, eine Enkelin der Salazar zu sein, wie sie es wirklich ist."

„Man kann Euch das zu Gute halten", erwiederte Diego, auf den es nicht ohne Eindruck blieb, daß er Chericourt so ganz anders fand, als er es vermuthet. „Ihr habt Diejenige nicht gekannt, von der sie, Eurem Wahne nach, wie ich jetzt annehmen muß, abstammen soll. Doña Isabel Varialva war die schönste und anmuthigste Frau Spaniens, fürstlichen Anstandes. Ihre Erscheinung beglaubigte sie als geborene Genossin aller derer, die dem Throne zunächst stehen, ein Muster und die Zierde ihres Geschlechts in allen weiblichen Tugenden und Vollkommenheiten! — Ha! Alle Heiligen stehen mir bei, welches Blendwerk zeigt sich hier?"

So unterbrach Diego plötzlich die seinem Stolze entrissene Lobrede seiner gemordeten Schwiegertochter, indem er entsetzt in einen großen Spiegel starrte, der seitwärts hinter Chericourt und ihm gegenüber sich befand. Dieser Spiegel zeigte durch die offenen Flügelthüren das nebenan gelegene, von einem strahlenden

Kronleuchter erhellte Gemach, in welches eben die von Hofe zurückkehrende Marguerite eingetreten. In dem Augenblick, wo Diego sie bemerkte, ließ sie den schwarzseidenen Mantel fallen und wandte sich, erstaunt, Jemand bei ihrem Gemahl zu finden, im Juwelenglanz schimmernd, den Sprechenden zu. Seraphine hatte sie mit Recht das täuschende Ebenbild ihrer seligen Mutter genannt, und als sie dastand in dem prachtvollen Hofkleide, erschien sie dieser gleich, wie Diego sie dereinst zum Handkuß nach St. Ildefonso geleitete, von wo sie nimmer zurückkehrte.

Diego, von der Erscheinung bis in den innersten Nerv gerüttelt, war vom Stuhl aufgesprungen. Das Terzerol entfiel ihm, er schlug beide Hände vor die Augen und drehte sich um in der Zuversicht, was er gesehen, sei nur eine Vorspiegelung seiner Phantasie, vielleicht seines durch die unwillkürliche Anerkennung der schuldlosen Märtyrin erregten Gewissens.

Marguerite, die zuerst verwundert einige Sekunden stehen geblieben, ging nun langsamen Schrittes dem Kabinet ihres Gemahls zu. Eine dunkle Ahnung sagte ihr, was dort verhandelt werde, könne Bezug haben auf Sidi's Drohung. Mit steigendem Erstaunen betrachtete sie den ehrwürdig erscheinenden Greis mit dem goldenen Vließ und dem funkelnden Ordensstern auf der Brust, der, nachdem er sich umgewandt, einige Schritte der offenen Thür zuwankte, dann aber mit zurückgebogenem Oberkörper, bleich vor Entsetzen, an allen Gliedern zitternd, Schritt für Schritt zurückwich vor der heranschwebenden Gestalt, die immer unverkennbarer in jedem Zuge, jeder Bewegung ihre Mutter vergegenwärtigte.

„Isabel!“ keuchte Diego, und mit der äußersten Anstrengung brachte er die Worte in spanischer Sprache aus der krampfhaft gepreßten Brust hervor: „Antworte beim Kreuze des Heilands, bist Du Isabel Salazar y Varialva?“

„Isabel bin ich getauft vor dem Altar unserer heiligen Mutter Gottes von Atocha!“ antwortete feierlich langsam und sich bekreuzigend Marguerite in reinster kastilianischer Aussprache, die von ihrer Lehrerin ihr so sorgsam eingeprägt war.

„Dann sei Gott meiner armen Seele gnädig!“ rief in verzweiflungsvollem Aufschrei Diego. Seine Augen starrten gläsern, als wollten sie aus ihren Höhlen treten, konvulsivisches Zucken überlief seinen Körper und rücklings niederschlagend fiel er zu Boden. In einem Gehirnschlage hatte der Arm Gottes dem irdischen Dasein des Mörders eine unüberschreitbare Grenze gesetzt.

So starb Don Diego Salazar, indem er Marguerite als seine Enkelin anerkannte. Ja noch mehr, sein Tod im Hause seiner Enkelin besiegelte auch äußerlich diese Anerkennung, die er um jeden Preis, und eben auch um den seines Lebens hatte hintertreiben wollen. Da Niemand außer Chericourt seine wahre Absicht kennen gelernt, mußte sein Besuch der Welt gleichbedeutend sein mit einer thatsächlichen Billigung der neuen Verwandtschaft, welche der Großvater nach erfolgter öffentlicher Anerkennung seiner Enkelin darbrachte. Dies war ganz im Sinne altspanischer Sitte und Ueberlieferung unter den vornehmen Geschlechtern.

Don Diego führte wirklich hinreichende Beweise bei sich, daß er der Graf Salazar gewesen. Sie wur-

den von der spanischen Gesandtschaft als untrüglich bestätigt; ja der König wie manche ältere Großwürdenträger erinnerten sich sogar seiner als Botschafter am Hofe der älteren Bourbons. So konnte Marguerite dem Hofe und der Stadt in üblicher Weise das Hinscheiden ihres Großvaters anzeigen, und die Staatswagen des hohen Adels fuhren zahlreich vor das Hotel Chericourt, um Condolenzkarten abzugeben.

Wenige Tage darauf bewegte sich ein feierlicher Leichenzug nach dem Friedhof des Père la Chaise. Das Wappen der Salazar, der Hut eines Granden schmückten den Sarg, und für den kranken Chericourt erschien der Herzog von Vaulabelle als erster Leidtragender.

Wer klopft, dem werde aufgethan.

Das Verhängniß, welches Don Diego Salazar so plötzlich ereilte, hatte Chericourt furchtbar erschüttert. Als der greise Sünder zu seinen Füßen hingestreckt wurde, als er in den erstarrenden Zügen das Entsetzen las, das Marguerite in ihrer überraschenden Aehnlichkeit mit der verfolgten Isabel Varialva ihm einflößte, erbebte Chericourt vor der Mahnung des Gewissens, daß auch auf ihm ein Antheil laste an den Sünden dieses vom Zorn Gottes getroffenen Mannes. Was ihn früher nie bekümmert, das Loos der Unglücklichen, die

Seele und Leib dahin geben mußten, um ihm ein fürstliches Vermögen zu gründen, drängte sich nun seinem Bewußtsein auf. Es konnte ihm nicht helfen, daß er nie mit eigenen Augen das Elend gesehen, welches er durch den hohen Gewinn bringenden Sklavenhandel veranlaßt; die todten Ziffern belebten sich in seiner geängsteten Phantasie und wurden Menschen. Er hörte die Ketten klirren, mit denen sie gefesselt waren; ihr Jammergeschrei, wenn die grausame Peitsche sie zerfleischte, klagte ihn an. Sein Geld hatte sie ihrem Heimathlande entrissen! In diesem tausendstimmigen Ruf verhallte kleinlaut das Zeugniß der Milde, die er selbst geübt gegen die Sklaven seines eigenen Hausstandes. Sie büßte sogar alle Verdienstlichkeit ein, denn ihr wahrer Beweggrund war kaum menschliches Mitleid mit dem gefesselten Bruder, sondern vielmehr der Widerwille des fein gebildeten Mannes gegen Klage und Wehruf gewesen. Die zu späte Reue erkannte in diesem selbstsüchtigen Bewahren vor dem Anblick des Unheils nur eine Flucht, nur die Furcht vor einer Sünde, welcher man nicht entsagen und doch nicht offen in's Antlitz blicken will. Der Luxus, der ihn umgab, die Titel, mit denen er angeredet wurde, fingen an, ihm nichtig zu erscheinen, ja sie peinigten ihn fast, indem sie ihn an ihren unheilvollen Ursprung erinnerten.

Wiewohl selten, geschah es bisweilen, daß Cleopatra etwas an Marguerite zu überbringen hatte, die dem nun an Leib und Seele kranken Mann treue und zartsinnige Pflege widmete. Cleopatra versäumte dann nie, dem guten alten Herrn die Hand zu küssen mit einem Blick, worin die rührendste Dankbarkeit zu erkennen war; er gestattete ihr ja, zu den Füßen der

Frau zu leben, die sie gleich einer Gottheit verehrte! Wie viele Weiße, fragte sich nun Chericourt, haben ein so treues Gemüth wie diese Negerin, und wie Manche ihrer armen Stammgenossen würden sich und Andere erfreuen mit den Tugenden edler Menschlichkeit, während sie jetzt, durch Mißhandlung verwildert und entmenscht, sich und Andern ein Gräuel, denen fluchen, welche sie in's Verderben stießen? Ein tiefer Seufzer entwand sich der Brust des Glücklichen, der alle seine Pläne erfolgreich verwirklicht hatte, reich, geehrt und beneidet war.

Das aber entging Marguerite nicht, welche, selber nun innerlich klar und sicher, aufmerksam den Kranken beobachtete und nach dem, was sie von Kotapur erfahren, seinen Seelenkampf errieth. Eben so wenig täuschte sie sich über seinen körperlichen Zustand. Die Wunde heilte nicht, ein schleichendes Zehrfieber stellte sich ein, und auf ihr Befragen erklärte der Arzt, daß auf eine lange Frist schwerlich zu rechnen sei. Sie empfand mit Chericourt das aufrichtigste Mitleid, denn er hatte gegen sie alle Pflichten erfüllt, und wenn auch zum Theil dabei der Ehrgeiz seine Rechnung gefunden, stand es ihr nicht zu, dies in Anschlag zu bringen. Er that es mit so viel Zartsinn und so viel persönlicher Aufopferung, daß sie ihm herzlichen Dank dafür wußte.

Drängte sich ihr nicht zugleich, wenn auch nicht eingestanden, die nun bevorstehende und unter allen Umständen befriedigende Aussicht auf freie Selbstbestimmung auf? War es in diesem Falle nicht fast unabweisbar, die Gnade der Vorsehung zu erkennen, welche sich anschickte, eine Verbindung zu lösen, die, ob zur Zeit ihrer Anknüpfung äußerlich rathsam, doch der

Natur zum Trotze eingegangen worden und von nun an nur schmerzliche Entsagung ohne allen Ersatz auferlegte? Konnte ein ernster Vorwurf Marguerite treffen, wenn sie empfand, was sich unwiderstehlich aufdrängte, und giebt es nicht eine Reihe von Kettenschlüssen, die der erkennende Verstand durchmachen muß, wenn ihr Ergebniß auch das Zartgefühl empört? Und dennoch — wie fern lag ihr jede Hoffnung! — Allerdings schien der Augenblick zu nahen, wo Marguerite über ihre Hand werde verfügen können, aber Arthur befand sich keineweges in derselben Lage. Er war geistlicher Ritter und mußte, um sich vermählen zu dürfen, von seinem Gelübde entbunden werden. Den dazu unentbehrlichen Dispens konnte nur der heilige Vater selbst ertheilen auf ein diesen Wunsch befürwortendes Gutachten des Großmeisters vom Malteser-Orden, der wiederum dazu ermächtigt sein mußte durch die Zustimmung des Kapitels. Von diesem ließ sich ernster Widerstand erwarten, da der Orden nach seiner Wiederherstellung auf strenge Vollziehung der Regel hielt. Ein Glaubenswechsel würde freilich Arthur von allen diesen Schwierigkeiten befreien, aber Marguerite war, ohne bigott zu sein, eine überzeugungstreue Katholikin, die auch ohne allen priesterlichen Zuspruch sich in ihrem Gewissen verletzt fühlen würde, gäbe sie die Veranlassung zu einem Abfall von der Kirche. Wenn endlich Arthur den Dispens erlangte oder aus dem Orden trat, war die unausbleibliche Folge, daß er den größten Theil seines Einkommens einbüßte und nur eine geringe mütterliche Erbschaft behielt, mit welcher die unentbehrlichen Ausgaben eines gebildeten Mannes sich kaum bestreiten ließen. Diese Verhältnisse kannte Marguerite,

weil sie in ihrer Gegenwart vom Herzog von Vaulabelle öfter mit Clemence besprochen wurden. Arthur war nicht der Mann, von dem man voraussetzen durfte, daß er sich dazu verstehen werde, mit dem Gelde seiner Frau eine glänzende Stellung zu erhalten, für die er selbst nicht die Mittel aufbringen könne. Nun fehlte zwar Marguerite keineswegs der sittliche Muth, um die Befriedigung des Herzens mit dem Opfer des Reichthums zu gewinnen, aber selbst nach Beseitigung aller anderen Hindernisse würde eine solche Entsagung für immer auch über die Zukunft Arthur's entscheiden, ihn aus den Kreisen fürstlicher Standesgenossen in solche drängen, in denen eine nicht frei gewählte Arbeit geboten wäre. Marguerite besaß jetzt Weltkunde genug, um die bedenklichen Folgen eines solchen Wechsels bemessen zu können, sei er immerhin mit freudiger Begeisterung gewählt worden. Je inniger sie Arthur liebte, um so gewissenhafter mußte sie beherzigen, daß die Entscheidung über seine Zukunft eigentlich in ihrer Hand liege, und der Zweifel konnte entstehen, ob es ihr gestattet sei, ein Glück zu wählen, das nur zu erlangen wäre auf Kosten der gesellschaftlichen Stellung des Geliebten. Marguerite hatte als Pflegerin eines Sterbenden, dem eine eitle Welttäuschung um die andere zerrann, alle Aufforderung, ernste Betrachtungen anzustellen.

Seraphine sprach oft mit Erstaunen von der unglaublichen Aehnlichkeit Marguerite's mit ihrer Mutter, die selbst auf die Stimme sich erstreckte. Ihr Ton vollendete also den Eindruck ihrer Erscheinung auf Diego. Daß dieser Eindruck unmittelbar den Tod bewirkte mit allen Anzeichen des richtenden Gewissens, ließ sie ahnen,

ihr Großvater selbst sei der Verfolger ihrer Mutter gewesen, den Seraphine nicht genannt. Eben er war es auch, von dem Kotapur behauptete, er könne und wolle Chericourt des Sklavenhandels überführen. Sie fand es nicht unwahrscheinlich, daß dazu Grund vorhanden, obwohl Chericourt diesen Punkt nicht berührt, ihr nur mitgetheilt hatte, wie Diego sie verleugnete, ehe ihm die Anerkennung auf eine so schreckliche Weise entrissen wurde. Sie erkannte, daß Chericourt's Gewissen schwer belastet sei, daß er mit sich ringe, sich anschicke, eine Mittheilung zu machen, und dann wieder davon abstehe. Wenn sie richtig vermuthete, mochte gerade eine Rücksicht für sie ihm Zurückhaltung auferlegen. Er kannte sie genug, um zu wissen, welchen Abscheu es ihr einflößen werde, zu erfahren, das Vermögen, von dem sie Erbin sein sollte, nach seinem Willen nicht nur, sondern da Chericourt keine Blutsverwandte hatte — auch nach gesetzlichem Recht — sei durch fluchwürdigen Sklavenhandel zusammengebracht worden. Sie wollte indessen eben so wenig dem in seinem Gewissen bedrängten Mann eine Erleichterung abschneiden, als ungerecht erworbenes Gut mit der Kenntniß seines Ursprungs genießen, und betrachtete es daher als Pflicht, sich volle Aufklärung zu verschaffen. Keineswegs schätzte sie die Unabhängigkeit gering, welche Reichthum gewährt, aber sie hatte an sich, wie eben erst durch ein ergreifendes Beispiel an Anderen erfahren, daß ein schuldfreies Bewußtsein das höchste Gut; sie war fest entschlossen, Glanz und Gold zurückzuweisen, wenn Blut und Thränen daran klebten. Doch sah sie ein, daß es nöthig sei, vor Chericourt den Umfang des Opfers, das sie zu bringen bereit war, möglichst zu

verbergen, um den Trost nicht zu mindern, den sie in vollem Maaße dem Sterbenden zu bringen wünschte. Es ward ihr zum Herzensbedürfniß, seine Seele zu entlasten.

Es wurde Marguerite nicht schwer, einen Anknüpfungspunkt zu finden für die wohlwollende, in der edelsten Absicht übernommene Seelsorge, die sie ohne alle Anmaßung als ihr zustehend betrachten durfte, um dem rechten Trost die Wege zu bereiten. Sie überzeugte sich auch bald, daß eine solche Ansprache in der Stille sehnlich erwartet sei, denn Chericourt ging willig darauf ein und schüttelte rückhaltlos sein Herz vor der liebreichen Samariterin aus, deren Hülfe sich umkleidete mit der Weihe anmuthigster Bescheidenheit und demüthiger Zuversicht, ein gutes Werk zu thun. So erfuhr Marguerite Alles, was sie wissen mußte. Sie war innig gerührt von der tiefen Reue, die Chericourt an den Tag legte, überreich belohnt für jede Entsagung in dem beseligenden Gefühl, daß es ihr vergönnt sei, Trost zu spenden, den Muth und die Hoffnung des sterbenden Mannes aufzurichten, der, worin auch seine Fehler bestehen mochten, ihr nur Gutes erwiesen hatte.

Chericourt entwickelte ihr den seit längerer Zeit mit Vorliebe gehegten Plan, eine Versorgungs-Anstalt unter dem Namen Margueriten-Pflege reich auszustatten. Das nannte sie aber ungescheut eine falsche Abfindung, in der noch der Eitelkeit gefröhnt werden solle. Der Sklavenhandel sei eine Sünde, möge er auch durch Bedürfniß und Sitte der Kolonieen dort in dem falschen Licht einer traurigen Nothwendigkeit erscheinen; er werde durch solche Mittel nicht gesühnt. Chericourt, von ihrem ernsten Eifer tief ergriffen, von der Ueber-

zeugung durchdrungen, daß sie eben so gewissenhaft besorgt sei um sein Seelenheil wie um die geistige und leibliche Noth der Neger, legte es in ihre Hand, diejenigen Bestimmungen zu treffen, welche sie für geeignet erachte.

„Ich nehme es an", rief Marguerite, „mit dem innigsten Dank für dies edle Vertrauen! Ich will es ehren als das köstlichste Andenken, und Gott wird mich erleuchten, daß ich Segen wirke, soweit schwache menschliche Einsicht es vermag. Ich will die thätige Verwalterin Deiner Reue sein und der Herr wird uns Beiden, die in diesem Werke noch verbunden bleiben, seine Gnade angedeihen lassen, denn er ist der Gott erbarmungsreicher Verheißung. Sei getrost und laß keine irdische Sorge mehr Deine Seele trüben."

Marguerite wollte nichts wissen von Sicherstellung ihrer Zukunft. In der Aufwallung einer ungeheuchelten Frömmigkeit behauptete sie das Recht der ihr zugetheilten Befugniß mit einem fast ungestümen Eifer, der jeden Zweifel zurückwies, keine Einrede gestattete und Chericourt eine so begeisternde Zuversicht einflößte, daß er ganz die Gefahr übersah, welche Marguerite's hochsinnige Aufopferung ihr bereiten konnte. Es war eine wunderbare und unwiderstehliche Macht, welche sich in dieser liebreichen jungen Frau offenbarte, die mit so innigem Gottvertrauen dem sterbenden Greise beistand, aus deren Augen himmlische Freude strahlte, wenn sie mit tröstendem Zuspruch seine darbende Seele erquickte. Aus ihrer ängstlichen Sorgfalt erkannte Chericourt wohl, was ihm bevorstand, doch vernahm er die Bestätigung ohne Schreck, denn das Werk der Versöhnung war treuen Händen übergeben. Als der Priester kam,

der ihn zu einem ruhigen Tod vorbereiten sollte, fand er in ihm einen reumüthigen und gottergebenen Mann. Zur Seite Marguerite's aber kniete in demüthigem Gebete die treue Negerin, die ahnungslos dem Bedränger ihrer Raçe ein Symbol der Versöhnung wurde.

Chericourt's letzter Blick ruhte auf Marguerite. Sie hatte ihn geschützt gegen die Verzweiflung, welche das grauenvolle Ende Diego's ihm eingeflößt. Marguerite aber flehte für Beide um die göttliche Erbarmung. War sie unbewußt das Werkzeug strafender Gerechtigkeit an dem Unbußfertigen gewesen, so durfte sie hoffen, dem Reumüthigen Versöhnung ermittelt zu haben.

Eine Mutter.

Ein elegantes Cabriolet lenkte in den Thorweg eines schönen Hotels in der Chaussee d'Antin, dem Lieblingsviertel der Finanzmänner und Geldfürsten von Paris.

„In drei Viertelstunden muß ein Stadtwagen mit zwei Lakaien zum Vorfahren bereit sein!“ sagte Bobineau mit einem schnurrenden Gebieterton, als er die Zügel des prachtvollen normannischen Pferdes dem neben ihm in die Ecke gedrückten Jockey übergab.

Der sehr ehrenwerthe Herr Bobineau besaß nun, was man in Paris den „Hausstand eines anständigen Mannes“ nennt, kleinrothschildisch im Renaissancestyl.

Als er über eine bewunderungswürdig drappirte Geheimtreppe in seinem Kabinet angelangt war, meldete der Kammerdiener, im Wartesaal harrten mehrere Leute auf seine Rückkehr; unter Anderen sei Herr Gray schon zum zweiten Male da.

„Man hat doch nie Ruhe!" jammerte Bobineau wie ein geplagter Minister. „Verabschieden Sie die Anderen und lassen Sie Herrn Gray ein, aber spätestens in einer Viertelstunde rufen Sie mich dringend zur Toilette."

„Ah, lieber Gray", rief er herablassend dem eintretenden Sulpice zu, „für Sie habe ich noch einige Minuten, bevor ich zum Diner fahre beim Marquis de las Marismas. Aber Sie sehen so düster aus! Es kann ja doch nichts Erhebliches vorgefallen sein? Der Cours steht glänzend, ein Wohlsein ohne Gleichen! Man könnte jetzt ein Revolutiönchen wagen, ohne den Bestand besonders anzufechten."

„Also sind die Mayotte-Aktien gestiegen?" fragte Sulpice.

„Nein, lieber Gray, das nicht", antwortete lächelnd Bobineau; „um zu steigen, muß man sein, und den Mayotte-Aktien fehlt Mayotte."

„Wie konnten Sie denn des unverantwortlichen Leichtsinnes sich schuldig machen, fast mein ganzes Vermögen in diesen daseinlosen Aktien anzulegen?" fragte zitternd vor Zorn Sulpice.

„Damit Sie gewinnen sollten. Es ist finanziell sehr wohl zu verantworten, auf einen Wahn zu spekuliren; nur wer daran glaubt, ist leichtsinnig, am leichtsinnigsten aber, wer den über Leichtgläubige errungenen Sieg nicht benutzt, den Gewinn nicht sicher stellt. Ich

kann nachweisen, daß ich nach und nach Ihnen einen Gewinn habe zukommen lassen, der mehr als zehnmal die ursprüngliche Anlage übersteigt. Das hatte ich übernommen. Den Gewinn zweckmäßig zu verwenden, war Ihre Sache. Ich hatte nicht übernommen, Ihr Haushofmeister zu sein; aber ich that noch mehr, und darin trifft mich allerdings der Vorwurf des Leichtsinnes, nur ist es ungemein auffallend, wenn er von Ihnen kommt. Ich gab Ihnen Gehör, wenn Sie in Ihren ewigen Geldnöthen meine, in der That leichtsinnige Bereitwilligkeit in Anspruch nahmen. Ich streckte Ihnen Summen vor, weit über den Betrag hinaus, der durch den nominellen Werth der Mayotte-Aktien als gedeckt erscheinen konnte. Das that ich, ohne irgend etwas dafür in Händen zu haben, nur auf Ihre mündliche Versicherung hin, daß dieser Vorschuß beim Verkaufe von Montrichard liquidirt und bis dahin auf dieses Gut in Guadeloupe, das Ihnen, oder was dasselbe ist, Ihrer Frau gehört, hypothezirt werden solle. Noch aber konnte weder das Eine noch das Andere erreicht werden."

„Ich habe Ihnen schriftlich mein Ehrenwort verpflichtet, daß keine Hypothek auf Montrichard von mir autorisirt ist, daß Ihre Forderung jeder anderen vorangehen soll", antwortete Sulpice, in seiner Unkunde der Agiotage mit ihren hinterhaltigen Fallstricken ganz verblüfft über diese sophistische Bilanz, welche mit schamloser Frechheit den Beraubten und Betrogenen als einen über Gebühr bevorzugten Klienten hinstellte.

„Aber Ihr Verwalter in Montrichard scheint sich darum wenig zu kümmern", antwortete Bobineau; „und das ist, gelinde gesagt, doch sehr auffallend, mein lieber Herr Gray. Was soll ich gar dazu sagen, daß der Brief,

den ich heute Morgen von Ihnen empfing, mir noch einen weiteren Vorschuß von zwanzigtausend Francs zumuthet, welche Sie für dringende Bedürfnisse nöthig zu haben versichern? Was in aller Welt haben Sie denn angefangen mit dem vielen Gelde, das ich Ihnen ausbezahlt habe? Wissen Sie wohl, daß es eine Summe ausmacht, mit der man einen Fürsten ausstatten könnte? Ich sagte Ihnen schon oft, Madame Gray müsse eine unverantwortlich nachlässige Hausfrau sein, aber Sie haben das Uebel anwachsen lassen, und nun ist schwer helfen. Sie sind ein glänzender Parteimann, und ich bin ein aufrichtiger Bewunderer Ihres unbestreitbaren Talents, doch bedenken Sie, daß Ihr Sohn Ihnen dereinst vorwerfen könnte, sein Erbgut dem Ehrgeiz geopfert zu haben. In Anbetracht, daß Sie sich unserer Verbindung unter Villegontier's Leitung angeschlossen, deren Pläne vorerst noch geheim bleiben müssen, weil die Menge leider nicht reif ist für unsere erhabenen Ansichten, will ich noch einmal Vertrauen haben und Ihnen mit fünftausend Francs aus der Noth helfen. Vergessen Sie bei ihrer Verwendung nicht, daß vor einer vollständigen Auseinandersetzung zwischen uns eine solche Hülfe nicht wiederholt werden kann, und lassen Sie Ihrer verschwenderischen Frau kein baares Geld unter den Händen."

Hier trat der Kammerdiener ein und mahnte, keine Minute sei zu versäumen, um rechtzeitig bei dem Marquis eintreffen zu können.

„Sie sehen, lieber Gray, ich bin nicht mehr Herr meiner selbst!" sagte Bobineau, indem er das Zimmer verließ. „Leben Sie wohl und lassen Sie mir bald gute Kunde aus Guadeloupe zukommen."

Ein Jahr früher hätte Sulpice gewiß dem höhnenden Bobineau nicht nur das Almosen vor die Füße geworfen, sondern ihn gezüchtigt, wie er es verdiente. Daß er es nicht that, daß er gar die Banknoten einsteckte, gab einen traurigen, aber schlagenden Beweis dafür, wie tief er in dem Netze verstrickt war, zu dem er freilich unbesonnen selbst den Stoff geliefert, das aber auch mit dem abgefeimtesten Verrath über ihn geworfen wurde. Er hatte das Unglück gehabt, in gefährlicher Zeit den gefährlichsten Menschen in die Hände zu fallen. In solcher Zeit treffen die Folgen doppelt schwer und unaufhaltsam, wie während einer Epidemie die kleinste Unvorsichtigkeit sogleich den Tod bewirken kann. Sulpice erhielt nur mühsam eine leidliche äußere Stellung und mußte zu allerlei Kunstgriffen seine Zuflucht nehmen, damit die Unterhöhlung seiner bürgerlichen Existenz nicht zugleich seinen politischen Einfluß erschüttere. Auch in der radikalen Partei ist der Glanz des Geldes von Bedeutung. Der Proletarier horcht begierig auf die Predigt des reichen Sozialisten; der Theilungssüchtige in Lumpen, der den Reichthum verachtet, muß dagegen gewärtig sein, von seinen eigenen Genossen an die Fabel von den sauren Trauben gemahnt zu werden. Sulpice konnte sich nicht mehr verhehlen, daß sein finanzieller Sturz unvermeidlich sei; es handelte sich nur darum, den Ausbruch zu vertagen. Um so ungeduldiger peinigte ihn die Hoffnung auf das endliche Gelingen einer politischen Erschütterung, welche seine Partei in große und einträgliche Stellungen bringe. Es schien ihm nur billig, daß er Ersatz bekomme im Verhältniß zu den Opfern, die er gebracht. Vor der Hand seufzte er nach dem Schluß der Kammersitzung, um unter dem Vor-

wand einer Reise sein Haus zu schließen, wahrscheinlich um es nie wieder in der bisherigen Weise zu öffnen. Ist ein Abgeordneter auch nur während der Sitzungszeit gegen Schuldenhaft geschützt, gab es doch wohl Mittel, noch während der Unverletzlichkeit dem Schlimmsten sich zu entziehen.

Als Sulpice von diesem Auftritt nach Hause kam, war bei der Mittagstafel die still leidende Olympia ihm eine besonders peinliche Erscheinung. Es schien ihm, als betrachte sie ihn heute oft und mit forschenden Blicken, als biete sie ihm einen Nachtrunk zu dem bitteren Kelch, den er eben hatte leeren müssen. Die unglückliche Frau war nun überall ein Hinderniß. Ohne sie ließe sich die bevorstehende Katastrophe immer noch leichter ertragen. Und Marguerite war Wittwe geworden, eine eben so reiche als schöne Wittwe — für ihn vergebens! — Als die Diener den Kaffee aufgetragen und sich zurückgezogen hatten, konnte Sulpice sich nicht enthalten, mit Unmuth von dem Verwalter in Montrichard zu sprechen. Er nannte ihn einen störrigen und eigenmächtigen Mann. Bei Nennung des Namens traf ihn ein durchdringender Blick Olympia's, den sie nicht abwandte, so daß er wegsehen mußte, um nicht aus der Fassung zu kommen.

„Er ist ein Mann von erprobter Redlichkeit, für dessen Treue ich unbedingt jede Gewähr übernehme!" bemerkte Olympia ruhig.

„Dafür wünsche ich bald möglichst bessere Beweise als Worte sind!" antwortete Sulpice gereizt. „Seine Widersetzlichkeit gegen die zweckmäßigsten und nothwendigsten Anordnungen könnten nachgerade gerechte Zweifel gegen diese gerühmte Treue erwecken."

Von der Treue dieses Mannes hatte aber Olympia

an demselben Tage einen rührenden Beweis empfangen, und wenn sie einen Zweifel hätte hegen können, wäre er gerade durch Sulpice's unmuthige Erwähnung vollends entfernt worden. Sie erhielt nämlich einen Brief von ihm aus Guadeloupe, der ihr durch einen seiner Korrespondenten persönlich übergeben wurde. Der Inhalt des Briefes erklärte hinreichend die ungewöhnliche Vorsicht.

Der Verwalter theilte Olympia mit, daß er schon seit Jahr und Tag von Herrn Gray dringend angegangen werde, Montrichard zu verkaufen. Später sei es ihm besonders auffallend gewesen, daß den wiederholten Mahnungen die Weisung beigefügt wurde, Hypotheken für namhafte Summen, alle zu Gunsten eines Herrn Bobineau, auf Montrichard eintragen zu lassen, wenn der Werth des Gutes nicht sogleich durch einen Verkauf baar realisirt werden könne. Diese für einen so bedeutenden Vermögensstand, wie er ihn bei seiner Herrschaft voraussetzen müsse, unerklärliche Maaßregel habe ihn veranlaßt, bei einem zuverlässigen Freunde in Paris Erkundigungen einzuziehen, aus denen er die gegründete Vermuthung schöpfe, daß das Vermögen in der dringendsten Gefahr schwebe, wenn es nicht bereits zum größeren Theile verloren sei, und daß Olympia über dies Verfahren in Unkunde erhalten werde. Er wünsche daher zu wissen, ob das Verlangen des Herrn Gray ihrem Willen entspreche. Vor der Hand sei es ihm gelungen, Aufschub zu erwirken durch allerlei Vorwände, die er fallen lassen werde, sobald sie es ihm befehle. Der redliche Mann bemerkte, er sei ihres Edelmuthes wohl eingedenk, als sie beim Ausbruch des gelben Fiebers ihn mit dem Versprechen beruhigte, daß sie unter

allen Umständen für seine Familie sorgen werde. Um so mehr schulde er ihr rückhaltlose Wahrheit.

„Zweifeln Sie nicht, edle Frau", schloß er; „Ihr Vermögen ist einer Verschleuderung preisgegeben, der bis jetzt nur Montrichard entging. Erhalten Sie es Ihnen und Ihrem Sohne für den unglücklichsten Fall, der, wenn ich mich nicht sehr täusche, nahe bevorstehen muß. Ich werde Ihnen treulich beistehen und Mittel und Wege angeben, wie es erreicht werden kann."

Daß Sulpice's Ausgaben, nur so weit sie davon Kenntniß hatte, mit einem natürlichen und sicheren Ertrag des ursprünglichen Vermögens nicht bestritten werden konnten, war ihr bereits seit geraumer Zeit klar. Daß sie dem völligen Verlust ihrer Habe so nahe stehe, hatte sie nicht erwartet. Wie sie aber einigen verdächtigen Spuren nachging, indem sie vorschützte, sie solle in Sulpice's Auftrag verhandeln, bekam sie bald hinreichende Aufschlüsse, um sich zu überzeugen, daß der treue Verwalter nur zu richtig gesehen. Seinem guten und wohlgemeinten Rath zu folgen, hielt sie ihres Sohnes wegen für gebieterische Pflicht und ertheilte ihm Weisungen in diesem Sinne. Sie beschloß, so lange als möglich bei Sulpice auszuharren. In den Tagen der Trübsal sollte ihr aufopfernder Beistand ihm nicht fehlen; sie wollte jedem Ungemach und jeder Demüthigung wie jeder Gefahr sich willig unterwerfen, um den Vater zu retten wie den Sohn. Nun sie die wahre Sachlage, wenigstens im Allgemeinen, erkannt hatte, war sie, wenn nicht ruhig, doch gefaßt. Der bevorstehende Schlag konnte sie nicht unvorbereitet treffen.

Während dessen beschäftigte sich Marguerite, wenn auch in ganz anderer Weise, ebenfalls mit ihrer ökono-

mischen Lage. Die Uebersicht des von Chericourt ohne eine bindende Bedingung ihr hinterlassenen Vermögens, zu welcher sie bei der pünktlichsten Ordnung durch Clauzel's Hülfe bald gelangte, stellte ein sehr glänzendes Ergebniß heraus.

Marguerite war entschlossen, von Chericourt's ganzem Vermögen nichts anzunehmen als La Palisse, das sie mit gutem Gewissen als ein verhältnißmäßig sehr bescheidenes Witthum betrachten durfte. Wenn das Gut in dem bisherigen Zustand erhalten werden sollte, brachte es über die dafür nöthigen Kosten nur einen Ertrag, der nicht hinreichte; um in Paris ihrem Stande gemäß zu leben. Ohne große Einbuße aber war es schwer zu verkaufen. Der Erlös für die Varialvischen Güter bildete ihre mütterliche Erbschaft. Die Anerkennung hatte sehr theuer bezahlt werden müssen, doch blieb die Gesammtmasse immerhin noch höchst bedeutend. Aber nur ein geringer Theil davon war baar erlegt worden, das Uebrige in Anweisungen auf lange Fristen vorhanden, deren Beitreibung, wenn sie nicht pünktlich eingingen, die größten Schwierigkeiten darbot, da die Beiträge von Personen herrührten, denen man in Spanien gerichtlich nicht beikommen konnte. Chericourt's ungeheures Kapital-Vermögen war eben so vortheilhaft als sicher angelegt. Schon von den eingelaufenen und aufgesammelten Zinsen vermochte Marguerite mit einem Briefe an die Admiralin Des Saulsayes, worin sie Chericourt's Tod meldete, dem Abt der Lazaristen in Basse-Terre eine namhafte Summe zu übermachen, um damit Schulen für die Neger zu gründen und Sklaven freizukaufen, von denen zu erwarten stand, daß sie die Freiheit richtig gebrauchen und nicht durch deren Mißbrauch den negerfreundlichen Bestrebungen

entgegenwirken würden. Wegen Verwendung des Kapitalstocks wollte sie erst nach Ablauf des Trauerjahres einen entscheidenden Entschluß fassen und während dessen sich alle Aufklärung verschaffen, um ein nachhaltiges Werk zu begründen.

In allen diesen Beziehungen sah Marguerite mit freudiger Erwartung der Zukunft entgegen, denn das Gute, das sie mit so seltenen Mitteln bewirken konnte, versprach so reiche Früchte, daß das Opfer eitler Huldigungen und einer mindestens eben so beschwerlichen als genußreichen Stellung in der großen Welt dagegen für sie gar nicht in Betracht kam. Sie hatte die innere Oedigkeit dieses zeittödtenden Formendienstes zu vollständig erkannt und empfunden, um sich aus solcher Entsagung im Geringsten ein Verdienst zu machen. Wahre innere Befriedigung des Daseins, die Freudigkeit eines für sich und Andere fruchtbringenden Lebens konnte ihr nur an Arthur's Seite zu Theil werden, jedes andere Geschick mußte mit einer mehr oder weniger schmerzlichen Verzichtleistung ertragen sein. Sie zweifelte keinen Augenblick daran, daß Arthur's Liebe so treu und innig sei wie die ihrige, aber die Verwickelungen, welche ihrer Vereinigung im Wege standen, waren noch ungelöst. Wenn Marguerite in der Zurückgezogenheit ihres Wittwenstandes, die sie streng zu behaupten außerdem so viele Veranlassung hatte, an das Glück dachte, welches eine günstige Fügung ihr gewähren könne, erbebte sie vor Entzücken. Kam Arthur als freier Mann, und nahm sein männlicher Stolz etwa nur an ihrem vorausgesetzten Reichthum Anstoß, dann war Alles gewonnen. Jubelnd wollte sie Allem entsagen, was sein Zartgefühl verletzen könnte. Mit ihm vereint fürchtete sie nichts, aber es fehlte ihr

der Muth, ohne ihn ein Glück zu denken. Arthur war indessen noch nicht frei, konnte vorher sich unmöglich äußern; also ließ sie sich nicht dadurch beirren, daß sie unmittelbar von ihm keine Botschaft empfing. Mittelbar jedoch erhielt sie Nachricht, und eine solche, deren Mittheilung sie vor Freude erröthen machte. Clemence brachte ihr einen Gruß von ihm — aus Rom! Es war nun einmal das Geschick der lieben, vortrefflichen Herzogin, daß sie unbewußt eine Liebe vermitteln sollte, welche sie recht eigentlich gestiftet, ohne eine Ahnung davon zu haben. Sie begriff gar nicht, was Arthur bewogen habe, so plötzlich und unerwartet — es mußte gleich nach Chericourt's Tode geschehen sein — nach Rom zu reisen, von wo aus sie bei ihrer Ankunft in Paris einen Brief von ihm vorfand. Marguerite aber begriff die Veranlassung sehr gut, ja die Ueberraschung durch einen ausdrücklichen Gruß von dort kam fast einer Erklärung gleich, weshalb er sich in Rom befinde. Die Freude, welche Marguerite über dieses nicht zu mißdeutende Merkmal von Arthur's unveränderter Gesinnung empfand, wurde freilich getrübt durch das Bedenken, ob ihm sein Vorhaben auch gelingen werde. Sie wußte ja, welche wichtigen und ernsten Hindernisse zu beseitigen waren.

In der That wurde Arthur's Bitte nicht nur von dem Kapitel des Ordens auf das Entschiedenste zurückgewiesen, sondern er fand auch bei allen einflußreichen Kardinälen kein Gehör. Diese höchsten Kirchen-Autoritäten zeigten sich, wie immer, wenn es sich um ihre Prärogative handelt, milde, väterlich, äußerst verbindlich, aber unerbittlich. Arthur blieb jedoch entschlossen, nicht nachzulassen. Seinen Vorsatz hatte er keineswegs nach

Chericourt's Tode, sondern sogar noch vor der Nachricht von dem Ueberfall an der spanischen Grenze gefaßt. Er stand fest von dem Augenblick an, wo er selbst seiner Wiedergenesung bewußt geworden. Klar erkannte Arthur die Pflicht, die Nähe der Geliebten schweigend zu meiden. Er wollte indessen nicht thatlos das Opfer einer verzehrenden Leidenschaft werden. Darum mußte er die Fesseln abstreifen, die ihn hinderten, durch freie und frische Arbeit den Lebensmuth zu gewinnen, dessen er so sehr bedurfte, daß jedes Opfer ihm dagegen unbedeutend schien. Der Fürst reiste nach Neapel, um bei Denen Beistand zu suchen, die Alles, was er durch Erfüllung seines Wunsches verlöre, gewinnen würden. Sie waren eben so erstaunt über den dummen Streich, den ihr halberlauchter Vetter vorhatte, als bereit, ihm zu Hülfe zu kommen, obwohl sie zu ihrem Leidwesen bezweifelten, daß es ihnen gelingen werde, die langathmige Sprödigkeit in Rom zu überwinden. Aber plötzlich änderte sich dort die Gestalt der Dinge in überraschender Weise. Der hochsinnige Mastai Ferretti war auf den Stuhl des heiligen Peter erhoben worden und wollte Rom wieder zur Herrscherin der Geister machen in einer ganz absonderlichen Verknüpfung von geistlichen und weltlichen Ideen. Ein kühnes Unternehmen wahrlich, jenen Widerspruch, den der Verstand als unlösbar betrachten mußte, zu versöhnen, ohne die Forderung des unbedingten Gehorsams in Glaubenssachen aufzuheben! Wir haben es glücklicherweise nicht mit dem Erfolg dieses Versuchs zu thun; die Gesinnung, aus welcher er hervorging, begünstigte Arthur's Vorhaben. Er hatte nun wenigstens Aussicht, bei einer Berufung an die höchste Autorität geneigtes Gehör zu finden. Allein eben

diese Wahrscheinlichkeit machte die unteren Instanzen nur um so zäher, und seine Geduld wurde noch auf eine härtere Probe gestellt, als er vermuthete.

„Reform" war im Jahre 1847 auch in Frankreich das Wort des Tages geworden, das alle Parteien auf ihre Fahne schrieben, freilich mit den verschiedensten Absichten. Es giebt kaum einen Begriff, der sich willfähriger deuten ließe; er ist von unglaublicher Dehnbarkeit. Man kann ihn zusammenschnüren, daß die nothdürftigste Billigkeit nicht hineingeht, und ihn erweitern, daß die größte Ungebühr darin Raum findet. Wir haben mit seinem Wirken in Frankreich auch nur in so weit zu thun, als er auf die Begebenheiten, welche wir schildern, Einfluß übte.

Sulpice's sehnlicher Wunsch war erfüllt, die Kammern wurden geschlossen, und zu einer Reise brauchte er nicht mehr einen Vorwand. Reisen wurde unerläßliches Gebot, denn die Reform-Bankette waren erfunden. In ganz Frankreich wurden Riesentafeln gedeckt, man setzte sich in unglaublich gemischter Gesellschaft zu Tisch, trank Brüderschaft in dem schlechtesten Wein mit den unsaubersten Genossen, schrie, lärmte und bejubelte Reden, wie sie seit den Tagen Robespierre's, Marat's und Danton's nicht gehört worden. Diese Reden führten denn auch einen Tag herbei, der bei weitem den in der früheren französischen Geschichte so berüchtigten „Tag der Gefoppten" übertraf. Aber bevor er kam, herrschte im Lande eine Trunkenheit der Geister, die wie eine Windhose die Ideen in buntester Mischung aufwirbelte. Es

giebt Epidemieen des Geistes, welche mit einer fast gleichen Nothwendigkeit wirken wie die des körperlichen Organismus. Das Talent ist keinesweges sicher gegen die Anziehungskraft dieses Strudels, im Gegentheil, es ist in höherem Grade der Leidenschaftlichkeit preisgegeben und vom Reize eines unruhvollen Dranges, der alle Empfindungen steigert, alle Ansichten und Vorstellungen maaßlos anschwillt, gestachelt.

In dem Vorgefühl eines nahe bevorstehenden Triumphs kümmerte Sulpice sich wenig um sein finanzielles Verderben. Was lag jetzt daran? Bald sollten alle Begriffe und Stellungen des staatlichen und gesellschaftlichen Lebens eine andere Geltung bekommen und, was sich einer festen Begründung rühmte, vernichtet werden in einem großen Brandopfer, aus dessen Asche das neue Zeitalter der Brüderlichkeit wie ein Phönix sich erheben würde. In den nun sehr häufigen Versammlungen des Conclave der Rue du petit Banquier besprach man die unglaublichsten Pläne und betrachtete ihre Verwirklichung als möglich. Selbst Villegontier, der kalte Fanatiker, war von dem Taumel ergriffen. Nur zwei Personen in diesem Conclave des Umsturzes machten eine Ausnahme. Dame Calas glaubte an den endlichen Sieg ihrer Sache, aber mit dem Fatalismus des Unglücks hegte sie die Ueberzeugung, daß die Förderer des ersten Durchbruchs dabei zu Grunde gehen würden. Bobineau hingegen erkannte vollständig den Unsinn dessen, wobei er half, wußte, daß der Plan keine Lebensfähigkeit habe, aus den schlechten Leidenschaften jedoch, mit deren Verbreitung er sehr vertraut war, Kraft genug bekommen werde, um in einem tumultuarischen Anlauf ein großes Unglück anzurichten. Er nahm in der Stille Maaßregeln, um sich

bei Zeiten zu retten; ihn leitete der Instinkt der Ratte, die genau den Augenblick kennt, wo sie das Schiff verlassen muß, bevor es sinkt.

Sulpice war in seiner Zuversicht voll Enthusiasmus und Hingebung. Er hegte Ehrfurcht vor dem Vater Villegontier und schwärmte für Dame Calas. Sie galt ihm die Sybille der Partei, eine Heldin, wie die römische Geschichte keine größere aufzuweisen habe. Sie war seine Vertraute geworden, bei ihr erholte er sich Raths und theilte ihr alle seine Ideen mit. Unter Anderem hatte er auch beschlossen, ihr die Erziehung seines Sohnes anzuvertrauen. Olympia hing noch an den alten Vorurtheilen, die ausgerottet werden müßten, und war viel zu weich, um einen Bürger der Zukunft zu erziehen. Unter der ehernen Zucht der würdigen Babette Calas, der eisernen Jungfrau der Freiheit und Brüderlichkeit, sollte der Knabe gestählt werden in den spartanischen Grundsätzen eines furchtlosen Sozialismus, in der wahren Nachfolge von Baboeuf und Buonarotti. Sulpice führte einen Briefwechsel darüber mit Dame Calas, welche, durch dieses Vertrauen ungemein geschmeichelt, vermittelst desselben eine Lieblings-Idee zu verwirklichen hoffte. Sie ging daher gern auf seinen Plan ein und benutzte zugleich ihre Herrschaft über ihn, die gefährlichsten Anschläge der Partei vorzubereiten, die nun alle Anstalten machte, um einen Kampf liefern zu können, wenn auch immer noch ganz im Geheimen.

Sulpice nahm eines Tages kurz und trocken Abschied von Olympia, indem er bemerkte, er müsse verreisen, um einigen Reform-Banketten beizuwohnen, die in mehreren Provinzstädten abgehalten werden sollten. Olympia, die nun in dem großen Hotel allein blieb, ließ

das Vorderhaus schließen und übersiedelte noch im Laufe des Tages ganz in ihre besonderen traulichen Zimmer im Erdgeschosse nach dem Garten hinaus, in deren Abgeschiedenheit und Ruhe man völlig vergessen konnte, daß man sich in dem großen und geräuschvollen Paris befand. Olympia war spät zur Ruhe gegangen, aber zu erfüllt von Kummer und Beängstigung, um wirklich Ruhe zu finden. Da Schlaflosigkeit gerade im Bette am qualvollsten ist, stand sie mitten in der Nacht auf, zündete eine Lampe an, die sie mit einem Schirm bedeckte, damit das Licht nicht ihren Sohn wecke, und ergriff ein Buch, um möglicherweise durch dessen Inhalt der Ungebühr ihres marternden Gedankenganges zu wehren. Mitternacht war vorüber, als sie ein Geräusch zu vernehmen glaubte, wie wenn eine Thür geöffnet wird. Waltete überhaupt dabei nicht eine Täuschung ob, so kamen diese Laute von unten. Unter dieser Zimmerreihe aber lag der Weinkeller, zu welchem Sulpice allein den Schlüssel besaß. Das Geräusch wiederholte sich, sie hörte Tritte und konnte nicht zweifeln, daß Jemand im Keller sei. Vom Garten aus führte in diesen eine mit eiserner Gitterthür versehene Oeffnung, welche dazu diente, große Weinfässer hinabzulassen. Diebe mußten erspäht haben, daß Sulpice verreist sei, ohne zu ahnen, daß Olympia, noch ehe es dunkelte, die Gartenzimmer bezogen. Durch Hülferuf ihre Anwesenheit verrathen, mochte gefährlich sein, denn jedenfalls konnten nur mehrere starke Leute im Keller mit Erfolg einen Diebstahl bewerkstelligen. Um Hülfe aufzubieten, hätte sie den Knaben allein lassen müssen und war nicht einmal sicher, so viele Diener zu Hause anzutreffen, da dieselben höchst wahrscheinlich die Abwesenheit des Herrn zu nächtlichen

Ausflügen benutzten, wie sie es oft sogar bei seiner Anwesenheit gewagt hatten. Das nächste Zimmer ging auf einen Korridor, von dem aus eine Treppe in den Keller führte, und von dort aus hoffte Olympia sich ohne Gefahr von der Lage der Dinge überzeugen zu können. Kaum aus der Thür getreten, vernahm sie deutlich, wie Leute im Keller sich eben der Treppe näherten, so daß Olympia, ohne sich zu verrathen, nicht zurückgehen konnte. Von zwei Männern, die eben an die unterste Stufe traten, trug der Eine eine Blendlaterne, deren Licht gerade das Gesicht des Andern beleuchtete. Olympia erkannte in diesem zu ihrem maaßlosen Erstaunen Sulpice. Seine Abreise am Morgen war also ein Vorwand. Warum erschien er in so geheimnißvoller Weise im Keller, den er ja zu jeder Zeit und ganz offen besuchen konnte? Als die nächtlichen Gäste sich wieder von der Kellertreppe entfernt hatten, schlich Olympia hinab und verbarg sich hinter einem Weinfaß, hinter einem vollen glücklicherweise, denn die Leute schienen sich nur um die leeren Fässer zu kümmern. Sie nahmen überhaupt nichts aus dem Keller fort, sondern hatten etwas hineingebracht, allerdings auch Fässer, aber ganz kleine Fäßchen. Diese wurden in ein leeres Weinfaß, dessen oberer Boden herausgenommen war, sehr vorsichtig hineingestellt und das Faß wieder so geschlossen, daß es aussehen konnte, als sei es noch mit Wein gefüllt. Eine von den anwesenden Personen, obwohl gleich den Uebrigen in einen langen Mantel gehüllt und mit einem breitrandigen Schlapphut auf dem Kopfe, war offenbar ein Frauenzimmer; jeder Zweifel darüber wurde ohnedies dadurch gehoben, daß Sulpice sie mehrmals Dame Calas nannte. Sie führte auch hier den Befehl, traf alle Anordnungen, und die Anderen voll-

zogen sie pünktlich. Durch sie erfuhr Olympia den Inhalt der geheimnißvollen Fäßchen, denn Dama Calas sagte einmal: „Vorsichtig, Brüder, bedenkt, daß hier Pulver genug vorhanden ist, um die Tuilerien mit allen Bewohnern in die Luft zu sprengen!“ — Bald darauf war das Werk gethan, und die Leute entfernten sich, wie sie gekommen; Olympia aber schlich wieder hinauf.

Sie wußte längst, daß Sulpice mit gefährlichen Menschen verkehrte, aber bisher nicht, daß er mit ihnen so vollständig gemeinschaftliche Sache gemacht. Offenbar gab er sein Haus zu einer Pulverniederlage für einen bevorstehenden oder doch in Aussicht genommenen Straßenkampf her. Welche entsetzliche Lage einer Mutter, die sich mit ihrem Kinde über einer Pulvermine weiß! Der holde Knabe, das Ebenbild seines schönen Vaters, schlummerte sorglos. Sein Anblick aber entriß Olympia der Betäubung, in welche das eben Erlebte sie gestürzt. Ohne sich zu besinnen, nahm sie den schlafenden Knaben in ihre Arme, floh mit ihm in das Vorderhaus und trug ihn in das Zimmer einer Haushälterin. Dort erst erinnerte sie sich, daß die brennende Lampe in dem verlassenen Gemach stehen geblieben. Mit welchen Gefühlen eilte sie zurück, um sie zu holen! Wurde auch damit eine nächste Veranlassung entfernt, so blieb doch die Gefahr gleich groß für Alle, die das Haus umschloß.

Was nun weiter thun? Sobald es Tag wurde, den Knaben unbedenklich aus dem Hause bringen! Aber wohin? Die arme Olympia hatte ja keine Freundin! Im Anfang ihres Aufenthalts zu Paris hielt ihr häusliches Glück sie von allem Umgang entfernt und seit geraumer Zeit ihr Unglück. Da fiel ihr der Mann ein, der ihr den Brief ihres Verwalters in Guadeloupe über=

brachte und dem sie auch ihre Antwort zur Besorgung anvertraute. Er war Beamter, früher in einer untergeordneten Stellung auf Guadeloupe, jetzt in einer besseren im Ministerium des Inneren zu Paris. Zu ihm fuhr Olympia mit ihrem Sohne und bat um seinen Beistand, da sie zufällig entdeckt habe, daß Herr Gray, der jetzt verreist und ein großer Jagdliebhaber sei, im Keller Pulver aufhebe. Der Mann sah sie betroffen an, und es kam ihr vor, als schenke er dem Vorwande keinen Glauben. Jedenfalls müsse das Pulver entfernt werden, meinte er, das sei sie nicht nur sich selbst, sondern auch ihren Nachbarn und — fügte er mit einer gewissen Betonung hinzu — dem Staate schuldig. Er war ihr behülflich; das verhängnißvolle Faß, mit den kleinen, noch verhängnißvolleren in seinem Bauche, wurde abgeholt und in die Seine versenkt. Dann bemerkte er noch, daß Sulpice schon seit einiger Zeit von der Regierung argwöhnisch beobachtet werde. Er wisse aus guter Quelle, daß sehr wahrscheinlich bei ihm und mehreren Anderen eine Haussuchung bevorstehe, und er rieth ihr, ungesäumt die Papiere des Herrn Gray auf die Seite zu schaffen. Diese Warnung glaube er verantworten zu können; sie habe ja so edel gegen seinen Freund in Guadeloupe gehandelt.

Wer konnte besser als Olympia beurtheilen, wie gegründet diese Warnung? Sie säumte nicht, den Rath zu befolgen, entfernte aus Sulpice's Arbeitszimmer alle Cartons, in denen ihrer Aufschrift nach Bedenkliches verborgen sein konnte, und ließ nur solche an ihrem Platze, welche offenbar nur Geschäftliches enthielten. Doch verfuhr sie dabei mit möglichster Umsicht, damit kein Merkmal der getroffenen Vorsorge bleibe. Es dauerte

nur wenige Tage, bis die Dringlichkeit dieser Maaßregel sich erwies. Eine Hausdurchsuchung, die sich übrigens auf die Papiere beschränkte, fand statt, und nun ohne belastendes Ergebniß. Wegen ihres eigenmächtigen Schrittes war sie hierdurch auch Sulpice gegenüber gerechtfertigt; er sollte aber doch zu einer Entscheidung führen, welche freilich nicht Sulpice's öffentliche Stellung betraf.

Olympia trug kein Verlangen danach, die von ihr auf die Seite geschafften Papiere genauer zu durchforschen. Was konnte sie mehr erfahren, als sie in jener entsetzlichen Nacht entdeckt? Dort hatte die unmittelbare That ihr offenbart, was kein geschriebenes Wort zu überbieten vermochte. So schien es, und so war es in Beziehung auf die Parteistellung des in heillosen Verwickelungen befangenen Mannes. Und dennoch kam etwas zum Vorschein, das härter als alle entsetzlichen Erfahrungen der letzten Zeit das Herz der Mutter traf.

Als sie in Sulpice's Kabinet die Schriftstücke aussuchte, welche Anstoß geben konnten, gerieth ihr ein Heft in die Hand mit der Aufschrift: „Die Erziehung meines Sohnes betreffend." Das hätte nun ohne Zweifel den Gehülfen des Staatsanwalts wenig interessirt, aber die Mutter fand es wichtig, und was war natürlicher, als daß sie den ersten freien Augenblick benutzte, um sich damit zu beschäftigen? Dieses Heft enthielt den ganzen Briefwechsel mit Dame Calas, Sulpice's Ansichten über die Erziehung, die er seinem Sohn ertheilt wissen wolle, und ihre Bemerkungen dazu. Dame Calas, die Olympia als Leiterin einer Pulververschwörung betroffen, deren terroristische Gesinnung aus jeder Zeile, die sie geschrieben, hervorleuchtete, sollte

die Erziehung des unglücklichen Kindes leiten, es einweihen zu dem Molochdienst des politischen Fanatismus! Olympia erbebte vor Schreck und Abscheu, aber sie dankte Gott, der es so gnädig gefügt, daß ihr diese Kunde zu Theil geworden, in der letzten Stunde zwar, aber doch noch rechtzeitig, um das größte Unglück abzuwenden. Jetzt konnte kein Zweifel mehr entstehen, jetzt wußte Olympia, was ihr zu thun oblag. Den Knaben zu retten, wurde eine gebieterische Pflicht, der jede andere Rücksicht nachstehen mußte.

Sulpice glänzte unter den Bankett-Rednern, sein Talent entfaltete sich vorzugsweise im Angriff. Er gruppirte einzelne Mißgriffe und Uebelstände, die unter jeder Regierung vorkommen werden, so bündig, daß der unkundige Zuhörer nicht vermuthen konnte, neben ihnen sei etwas Verdienstliches möglich, und drang dann stürmisch zu den gewagtesten Folgerungen vor. Er hatte in mehreren Städten Triumphe gefeiert und war voll der freudigsten Erwartung auf den Umschwung, der ihn emportragen sollte, als eine Zeitung die Nachricht brachte, eine Durchsuchung seiner Papiere in Gegenwart der ihren abwesenden Gemahl vertretenden Madame Gray habe keinen Verdachtgrund herausgestellt. Sulpice war sehr geneigt, diese Nachricht für einen Kunstgriff zu halten, um ihn zu beruhigen und von einem Fluchtversuch abzuwenden. Er wußte ja, daß sein Kabinet Papiere aufbewahrte, so gefährlich wie die Kartuschen und Patronen in seinem Keller, und begriff nicht, daß man sie nicht gefunden haben sollte, da er keine Vorsorge getroffen, sie zu verbergen. Wer stand ihm dafür, daß man nicht auch wisse, was sein Weinkeller barg, ihn sicher machen wolle und sich nur scheue,

ihn festzunehmen mitten unter den bankettirenden Revolutions-Männern? Von diesen wäre ein Widerstand zu befürchten gewesen, der, wenn man ihn mit offener Gewalt bekämpfte, ihm wohl gar die Flucht erleichtert hätte. Er schwankte, bekam aber bald Nachricht von seinen Genossen, daß Alles sicher und nichts entdeckt worden sei. Nun kehrte er schnell nach Paris zurück, um wegen ungesetzlicher Verletzung seines Hausrechts den größtmöglichen Lärm zu schlagen. Da die verdächtigen Papiere, die einer nur halbwegs aufmerksamen Untersuchung nicht hätten entgehen können, unentdeckt geblieben, mußten sie entfernt worden sein. Nur Olympia konnte dies gethan haben, vielleicht gewarnt von seinen Parteigenossen, die überall ihre Spione hatten. Sie war also eingeweiht in seine politische Lage; es fragte sich nun vor Allem, ob sie bei dieser Gelegenheit nicht auch seine finanzielle Zerrüttung kennen gelernt. Voll Unruhe darüber traf er in Paris ein.

Auf seine Frage nach Olympia, antwortete ihm sein vertrautester Diener, der ihn empfing, Madame Gray sei verreist, und er habe angenommen, sie sei zu ihm geeilt; sie müsse ihn wohl verfehlt haben.

„Verreist?" rief Sulpice im äußersten Erstaunen — „und wem ist die Sorge für meinen Sohn übertragen?"

Der sei mit der Mutter fort, lautete die Antwort des Dieners, welcher ihm zugleich ein versiegeltes Packet übergab. Es enthielt den Schlüssel zu seinem Kabinet. Dort fand er vollen Aufschluß in einem Briefe, der auf seinem Schreibtisch lag.

In einer gedrängten und dennoch erschöpfenden Darstellung theilte Olympia ihm mit, was vorgefallen und wie sie zu einer vollständigen Uebersicht seiner und

ihrer Lage gelangte. Der Brief schloß mit folgenden Worten:

„Bis hierher konnte ich mit Dir gehen und zu Dir stehen. Ich konnte es schon seit geraumer Zeit nur mit Verleugnung meiner Ansichten, aber es war gestattet — so nahm ich an — sie unterzuordnen, so lange sie nur meine Person betrafen. Allein Du bist auf Deiner verhängnißvollen Bahn schnell vorangeschritten, und in raschem Laufe erreichtest Du die Grenze, von welcher an unsere Wege sich trennen müssen. Es ist nicht die Gattin, die sich weigert, ferner mit Dir zu gehen, glaube mir, Sulpice, ihr ist es ein schweres Opfer! Sie war und ist bereit, mit dem Manne ihrer Wahl jedes Geschick zu theilen, Elend, Gefängniß oder Verbannung, wenn es sein muß, und ich denke, daß Du in Deinem Gewissen ihr das zutraust. Aber die Mutter darf ihr Kind nicht verlassen, das sein Vater einem Wahne ausliefern wollte, ihm unter Anrufung der Freiheit die alles Seelenleben ertödtende und erbarmungslose Knechtschaft des Fanatismus zu bereiten, eben des Fanatismus, der einen Mann von Geist und Herz dahin verblenden konnte, daß er Weib und Kind auf eine Pulvermine stellte! Forsche nicht nach meinem Aufenthalt, Du wirst ihn nicht ermitteln. Ich weiß, daß das Gesetz auf Deiner Seite ist und, wenn Du es verlangst, Dir beistehen wird zu einem öffentlichen Aufruf an die Gattin und Mutter, die ihren ehelichen Herd böswillig verlassen und ihren Sohn der väterlichen Gewalt unbefugt entzogen hat. Diesem Aufruf würde ich Folge leisten, um nicht geduldig ungerechte Schande zu ertragen. Was die Gattin durch keine Folter sich entreißen ließe, die Mutter müßte es sagen, um in ihrer Ehre die ihres Sohnes zu vertheidigen. Ich würde sprechen, verlasse

Dich darauf, und meine Aussagen mit unwiderleglichen Beweisen darthun. Mich betreffend mache ich Dir keine Vorwürfe und mir kein Verdienst daraus, daß ich mit stiller Entsagung mein Leid erduldet, denn ich büße einen Irrthum, in den mein weiblich fühlendes Herz mich verlockte. Die Buße ist hart, meine ich, aber die Vorsehung mißt nach einem Maaße, das wir nicht zu fassen vermögen. Ich klage nicht und unterwerfe mich in Demuth. Kehre um, Sulpice, wenn Du noch kannst! Ach! Du wirst nicht können, Du wirst Deine Ehre darein setzen, den Irrthum zu vollenden! So möge der Herr mit Dir sein und mir gestatten, Deinem Sohne Verehrung für das Andenken seines Vaters einzuflößen!"

Es war ein furchtbares Urtheil, das über Sulpice erging! Diese leidenschaftslose, im Bewußtsein der mehr als genügenden schmucklosen Wahrheit maaßvolle, aber mit jeder Sylbe scharf treffende Ansprache erschütterte ihn mächtig und gestattete nicht, durch Zorn oder Gegenbeschuldigung ihr Gewicht auch nur um eine Skrupel zu mindern. Olympia hatte keinen Fehler begangen als den, ihn zu lieben und ihm Alles zu opfern. Keine Ausrede war zulässig, er mußte zu seiner eigenen Verdammniß sie hochachten. In seinem Sohn, um den er sich wenig bekümmert, weil er ihn treu versorgt wußte, dessen kindliche Liebkosungen und trauliche Anschmiegung ihm niemals Bedürfniß gewesen, verlor er nichts, das er schon besessen, verlor er nur die ideale Persönlichkeit, zu der er durch Babette Calas gezüchtet werden sollte. Aber ihn folterte der Gedanke, daß dieser Sohn nicht nur seiner Gewalt entrissen sei, sondern offenbar zu einem strengen Richter seines Vaters heranwachsen werde. Es war nichts zu thun. Er kannte Olympia zu gut, um

nicht zu wissen, daß, wenn sie einmal eine Stellung genommen, sie diese bis zum letzten Augenblick mit unerschütterlicher Standhaftigkeit zu behaupten entschlossen sei. Sie hatte sich schweigend aus allen anderen Stellungen verdrängen lassen, in dieser war sie unangreifbar. Er stand mit Menschen in Verbindung, denen es ohne Zweifel besser als irgend einer Behörde gelingen dürfte, Olympia's Aufenthalt zu erspähen, ihr den Knaben zu rauben. Sicher aber würde sie dann als Rächerin auftreten, und er mußte sich gestehen, daß er unfähig sei, vor Gericht ihr die Stirn zu bieten. Sie würde ihn in den Staub treten und ihm vor ganz Frankreich ein unauslöschliches Brandmaal aufdrücken. Nur Schweigen blieb ihm übrig. Er durfte noch sehr zufrieden sein, wenn man dem Vorwande Glauben schenkte, daß er selbst Olympia zu Verwandten in der Provinz geschickt habe, um desto ungehinderter über sein Haus als Waffenplatz bei einem bevorstehenden Ausbruch zu verfügen.

Olympia sagte in ihrem Briefe unumwunden, daß Montrichard dem Kinde erhalten bleiben müsse und es nicht gelingen werde, ihm dieses Besitzthum zu entreißen, während Bobineau darauf drang, sich damit für seine vermeintlichen Vorschüsse bezahlt zu machen. Sulpice hatte letztere nach und nach als rechtmäßige Forderungen anerkannt, um auf's Neue baares Geld zu bekommen. Bobineau konnte ihn des Wortbruches, Olympia eines Verbrechens gegen den Staat anklagen. Sulpice befand sich daher nach allen Seiten hin in einer so bedrängten Lage, daß er, um nicht der Verzweiflung einer äußerlich nutzlosen Reue anheimzufallen, der thätigste Werkführer am Umsturz werden mußte.

In einer einzigen Beziehung bot die Flucht Olym-

pia's eine günstige Aussicht dar. Sie gestattete ihm, mit seinen Anträgen an Marguerite offen aufzutreten, sobald eine andere Ordnung des öffentlichen Lebens erreicht sei. Dann hatte er Olympia's Anklage nicht mehr zu fürchten, die böswillige Verlassung würde mehr als hinreichend sein, um eine Scheidung zu erreichen, die Satzungen der Kirche nicht mehr eine Wiederverheirathung verhindern können; es fiel ihm nicht ein, in Anschlag zu bringen, ob Marguerite in ihrem Gewissen sich auch als davon entbunden betrachten werde. Seit dem Duell mit Arthur mußte er den mysteriösen Wegen entsagen, auf welchen er früher die Sehnsucht nach Marguerite's Anblick befriedigte. Bald darauf verließ sie Paris und später nicht Chericourt's Krankenlager. Seit ihrem Wittwenstande lebte sie in völliger Zurückgezogenheit, und Sulpice war von häuslicher und politischer Bedrängniß so in Anspruch genommen, daß er kaum Zeit fand, das Unumgänglichste zu besorgen. Seine Sehnsucht, obwohl nicht mehr so drängend und betäubend, war keineswegs erloschen.

Seitdem nun die Hoffnung nach dieser Seite hin durch Olympia's Abreise wiederbelebt worden, beschäftigte sie mehr und mehr Sulpice's Phantasie. Sie allein bildete einen Lichtpunkt in dem trüben und düsteren Tagewerk, an dem er täglich Theil nehmen mußte. Es kamen immer mehr Genossen dabei zum Vorschein, die ihm Ekel und Widerwillen einflößten. Er konnte weder wählen noch zurücktreten, aber er war nicht mehr in demselben Grade der entschlossene Fanatiker um jeden Preis. Und dennoch wollte er, was sie wollten, wenigstens den Anfang davon, wenn er auch begann, an der Heilsamkeit ihrer endlichen Zwecke zu zweifeln. Er

theilte den Wahn so Vieler, daß man eine Bewegung meistern könne, nachdem sie das gestürzt, was Einzelnen im Wege stand. Er wollte dann der edelmüthige und uneigennützige Beschützer Marguerite's werden, durch Aufopferung und Hingebung ihre Liebe erringen. Die Erschütterung, welche Olympia's Brief bewirkt, machte es ihm zum Bedürfniß, einen sittlichen Haltpunkt zu finden, an dem sein Bewußtsein sich wieder aufrichten könne. Statt durch Reue seinen Sinn zu reinigen und zu heiligen, wollte der arme Sulpice Buße thun im irdischen Glück, an der Seite eines schönen Weibes, wollte er einige der ärgsten Uebel, die er verschuldet, ausbessern, so weit es sich eben thun ließe. Es versteht sich, daß er die Verhältnisse nicht so ansah, wie die Wahrheit es erforderte, ihn leitete nicht bewußte Vermessenheit, sondern die Thorheit eitler Selbstgefälligkeit. Alle Ueberreste des Bessern in ihm, soweit es die in seinem Charakter eingewurzelte Hoffahrt und Selbstsucht nicht getilgt hatten, regten sich zu einem Versuche, dem Wirrsal zu entkommen.

Am Ziele.

Eine Revolution war in Frankreich schon so lange gründlich und offen vorbereitet worden, daß der Ausbruch im Jahre 1848 billigerweise Niemand hätte überraschen sollen, der davon betroffen wurde. Aber der

Handstreich, welcher die Katastrophe herbeiführte, ward so schnell, man kann sagen: zufällig, mit Erfolg gekrönt, daß eben dieser Erfolg vielleicht Diejenigen am meisten in Erstaunen setzte, die, fast ohne es zu wissen, gesiegt hatten. Das plötzlich überrumpelte Frankreich folgte, nachdem die königliche Familie spurlos aus dem Lande verschwunden, jedem Führer, der mit einigem Anschein von Ordnung sich an die Spitze stellte, und die provisorische Regierung fand vom ersten Augenblick an willigen Gehorsam. Sulpice hätte Mitglied derselben werden können so gut wie jeder Andere, denn die Provisorischen regierten — bis sie von den Anarchisten angesteckt wurden — weniger durch persönliches Talent als durch das Bedürfniß der Ordnung, welches in dem vorher so unruhigen Lande auf einmal sich geltend machte. Aber Sulpice kam ein wenig zu spät und mußte sich damit begnügen, Präsident einer Sicherheits-Kommission zu werden, immer eine Stellung, in der er verfolgen, entfernen oder beschützen konnte, wen er wollte. Jeder war gut gesinnt oder gefährlich, den er dafür ansah.

Sulpice hatte die Pflicht, sich persönlich zu überzeugen, daß die Sicherheit überall hinreichend gewahrt sei. Unter der Angabe, große Gebäude könnten leicht zu einem Hinterhalt von Unzufriedenen benutzt werden, durchsuchte er mehrere derselben und erschien in dieser selbstübernommenen Ausübung einer Amtspflicht auch im Hotel Chericourt. Er äußerte dem ihn empfangenden Clauzel den Wunsch, die Dame des Hauses zu sprechen. Die Erwiderung, sie sei nicht anwesend, hielt er zwar für eine Ausrede, deren Grund oder Ungrund er jedoch nicht in Frage stellte. Er wollte Ver-

trauen einflößen, benahm sich daher gegen Clauzel äußerst zuvorkommend und bat ihn, die Bürgerin Chericourt zu versichern, daß sie keinerlei Besorgniß hegen dürfe wegen ihrer Person oder ihres Eigenthums; wenn sie in irgend einer Weise beunruhigt werden sollte, möge man sich nur an ihn wenden, er werde sich dann sogleich persönlich einfinden, um jede Verlegenheit zu entfernen.

Aber gerade diese besondere Sorgfalt mußte auffallen. Persönlich sich einfinden, um das zu wiederholen, was öffentliche Anschläge an jeder Straßenecke verkündeten, in einem Augenblick, wo jeder Beamte der neuen Regierung mit Geschäften überhäuft war — das konnte nur ausnahmsweise geschehen. Und warum, fragte sich Marguerite, geschah es gerade bei ihr, wo gar nichts vorgefallen, was eine solche Ausnahme rechtfertigte? Sie kannte Sulpice's Stolz und reizbare Verletzlichkeit, sie begriff, daß er ihr die Geringschätzung, welche sie gegen ihn an den Tag gelegt bei jenem Begegniß mit Olympia, nie verzeihen werde, und mußte annehmen, daß die erschlichene Copie ihres Bildes zu irgend einem Racheplan habe dienen sollen. Beim ersten Ausbruch der Revolution hatte Marguerite beschlossen, nicht zu weichen. Sie betrachtete es als eine heilige Pflicht, das große Vermögen, welches ein Vermächtniß für Nothleidende war, persönlich zu hüten. Man hegte gleich nach der Februar-Revolution die größten Besorgnisse wegen der theilungssüchtigen Pläne der Sieger. Diese Besorgnisse waren wohl schwerlich ungegründet. Wer weiß, ob jene Pläne nicht wenigstens theilweise zur Ausführung gekommen wären, hätte nicht drei Monate später Cavaignac die Anarchisten in

der mörderischen Straßenschlacht besiegt! Sulpice, allgemein bekannt als leidenschaftlicher Verfechter einer sehr vorgerückten Partei, war nun ein einflußreicher Mann. Ein Wort von ihm reichte hin, Haft und Beschlagnahme des Vermögens zu bewirken. Allgemein herrschte damals der Glaube, daß man die Besitzenden anfangs durch Milde sicher machen wolle, um dann unerwartet eine große Zwangsmaaßregel durchzuführen. Mußte es nicht unter diesen Erwägungen Marguerite besonders verdächtig erscheinen, daß Sulpice sie persönlich sprechen wollte, er, von jeher der geschworene Feind des Standes, dem sie nun angehörte, er, der sie haßte und von seinem Standpunkt aus Beweggründe genug dazu hatte? Sie beschloß, sich gegen jeden Wechselfall sicher zu stellen, ohne einen Augenblick zu verlieren.

Marguerite hinterlegte alle Werthpapiere und Vermögens-Urkunden bei der Bank von Frankreich. Ein allgemeines finanzielles Unglück würde sie dort ebenfalls treffen; sie diesem zu entziehen, war unmöglich, wo sie auch sein mochten. Aber bis dahin blieben sie unter der Obhut der Bank jedenfalls gegen Willkür gesichert. Marguerite berief dann ihre Dienerschaft, kündigte ihr an, daß sie genöthigt sei, plötzlich nach Madrid zu reisen, entließ sie mit einem vorausgeschenkten vollen Jahresgehalt und behielt nur zwei zuverlässige Leute, welche mit Herrn Clauzel im Hotel zurückbleiben sollten. Am folgenden Morgen noch vor Tagesanbruch reiste sie wirklich ab, aber in Orleans machte sie Halt und ließ in dem dortigen Gasthause, wo sie Zimmer gemiethet, ihren Wagen stehen unter dem Vorwande, in der Umgegend ein Geschäft zu haben. Hierauf kehrte sie heimlich und in unscheinbarer bürgerlicher Kleidung

nach Paris zurück. Nicht allein des Vermögens wegen wollte sie die Hauptstadt nicht verlassen, sondern auch weil sie überzeugt war, daß Arthur sie dort aufsuchen werde. Sie begab sich zu ihrer alten Freundin, Clemence's Haushälterin, welche das Hotel Vaulabelle hütete, während der Herzog mit seiner Gemahlin sich nach Auvergne zurückgezogen, um mitten in einer ihnen ergebenen Bevölkerung abzuwarten, was der Himmel ferner über Frankreich verhängen werde. Bei der Haushälterin konnte Marguerite jedoch nicht bleiben, ohne bald erkannt und durch eine solche Uebersiedelung verdächtig zu werden. Dieser treuen Frau gab sie daher die Adresse ihres eigentlichen Zufluchtsortes, damit sie von den Personen, mit welchen allein sie in Verbindung bleiben wollte, gefunden werden könne. Dann suchte Marguerite die Spanierin auf, welche einst ihre Lehrerin und eine Zeit lang ihre Gesellschafterin gewesen. Sie wußte, daß sie sich auch auf diese vollkommen verlassen dürfe. Die Spanierin war eben so erstaunt, ihre glänzende Schülerin in Bürgertracht und dicht verschleiert in ihre bescheidene, aber anständige Wohnung treten zu sehen, als freudig überrascht von dem Antrag, eine so großmüthige Kostgängerin bei sich aufzunehmen in so bedrängter Zeit, welche ihr plötzlich den gewohnten Lebensunterhalt abgeschnitten hatte. Marguerite galt fortan für eine Sennora Dolores Morisco aus Segovia, eine Verwandte der spanischen Lehrerin.

Hier verlebte Marguerite die ersten Monate nach der Revolution ruhig und unangefochten, hierher sandte ihr Clemence Nachricht über Arthur. Bei der ersten Kunde vom Ausbruche der Revolution wollte er nach Paris eilen, allein unmittelbar darauf gelangte die Be-

ruhigung nach Rom, das Königthum sei mit der Republik gewechselt worden, ohne Personen und Eigenthum in Gefahr zu bringen. Arthur blieb, da seine Angelegenheit einem erwünschten Abschluß nahe war, und erhielt bald darauf den Dispens, der nicht nur sein Gelübde löste, sondern ihm auch gestattete, aus dem Orden zu treten. Unaufschiebbare Auseinandersetzung mit seinen Verwandten nöthigte ihn, noch einmal nach Neapel zu eilen. Dann — schrieb er der Herzogin — werde er unfehlbar nach Paris zurückkehren. Dies Alles meldete Clemence gewissenhaft ihrer Freundin und fügte hinzu, daß sie sehr besorgt sei wegen des übereilten Schrittes, den der Fürst sicherlich noch bereuen werde, und mit dem sie unzufrieden sei. Marguerite aber war um so zufriedener, nahm sich im Stillen vor, Alles aufzubieten, damit er seine Hingebung nie bereuen möge, und ihr Herz hegte die sichere und süße Zuversicht, daß es ihr gelingen werde. Durch die Haushälterin erfuhr Marguerite, daß Sulpice öfter im Hotel Chericourt nachfragen ließ über die Zeit ihrer Rückkehr aus Spanien, und sie pries sich glücklich, in der Wohnung der Spanierin aller Behelligung entgangen zu sein.

Nur einmal glaubte Marguerite ihr Asyl verrathen. Sie sah eine elegant gekleidete Person zu der Nachbarin gehen und überzeugte sich, daß diese Fremde Niemand anders sei als Jeannette. Die Spanierin wurde bei erster Gelegenheit auf Kundschaft zu der Nachbarin geschickt und erfuhr unter dem Siegel der tiefsten Verschwiegenheit, daß es in der That Madame Pivot sei, die sich aber jetzt in einer sehr mißlichen Lage befinde. Nicht nur habe der Sicherheits-Inspektor unter der republikanischen Regierung seine Stelle verloren, sondern vor-

her noch gerade vermöge seines Amtes das Unglück gehabt, seine Frau bei einer Schäferstunde mit einem Nachfolger des jungen Malers zu überraschen. Dieser Nachfolger mußte politisch oder sonst irgendwie anrüchig gewesen sein, denn unversehends ward das Haus mit Polizei besetzt, und der arglose Pivot vollzog eine sehr genaue Haussuchung, bei der er zu seiner großen Verwunderung nichts Verdächtiges fand als seine Frau. Diese nahm er denn auch mit sich, aber nur, um sie nach einer empfindlichen Züchtigung aus dem Hause zu werfen. Es blieb ihr nichts übrig, als zu ihrem Vater nach Guadeloupe zurück zu kehren, denn die Zeiten waren damals in Paris zu schlecht, um auf einträgliche Abenteuer rechnen zu können. Allein die unglückliche Ex-Inspektrice vermochte das Geld zur Ueberfahrt nach den Kolonieen nicht aufzutreiben. Marguerite beschloß, sich vor einem, unter solchen Umständen besonders unangenehmen Wiedersehen zu retten. Die Nachbarin, eine Frau, die auf Pfänder lieh und von Jeannette vergebens um Hülfe gedrängt worden war, bot ihr jetzt plötzlich ein Darlehen von fünfhundert Francs, das Jene, über solche Großmuth höchlichst verwundert, dankbar annahm. Jeannette schiffte sich eilig ein und ist wahrscheinlich vom Zoll-Aufseher in Anglade ganz so empfangen worden, wie Pivot sie entließ.

Sulpice war über Marguerite's Abreise, die einer Flucht vor ihm sehr ähnlich sah, erstaunt und betrübt. Er hatte zuversichtlich gehofft, daß er persönlich Marguerite vermögen werde, sich mit ihm zu versöhnen, denn in seiner hochmüthigen Selbstsucht glaubte er noch immer, die Jugendliebe in ihrem Herzen wieder zu erwecken, wenn er in den alten Tönen zu ihr spräche. Das war nun vorbei, er konnte sich darüber nicht mehr täuschen.

Aber auch der politische Sieg begann sich mißlich zu gestalten und war bald den Männern, die er an die Spitze getragen, aus den Händen gewunden. Cavaignac hatte mit kräftiger Hand das Ruder ergriffen, die Anarchisten wurden aus den einflußreichen Stellen verdrängt, unter ihnen auch Sulpice. Bald blieb ihnen nichts Anderes übrig, als sich zu verschwören gegen die junge Republik, welche sie auf fortwährende Empörung gegen alle Ueberbleibsel des bisherigen Gesellschafts-Zustandes gegründet wissen wollten, während sie allen Ernstes sich anschickte, Ordnung, Bestand und Frieden mit der Welt aufrecht zu erhalten. Die Regierung beobachtete ihre Feinde scharf und blieb gegen Ueberraschung auf ihrer Hut.

Marguerite und die Spanierin hielten sich so abgesondert, daß von diesen gegenseitigen Rüstungen keine Kunde zu ihnen drang. Sie erfuhren erst, daß ein Kampf bevorstehe, als sie das laute fremdartige Treiben auf der Straße erschreckte, und ihrem Hause gegenüber, das an einer Ecke lag, eine Barrikade in Kurzem beinahe bis zur Höhe des ersten Stockwerks emporwuchs. Nun vernahmen sie, das ganze Viertel sei von den Aufständischen besetzt und von heranrückenden Regierungstruppen abgesperrt. Noch war Alles ruhig in den nächsten Umgebungen. Die Barrikade vor ihrem Hause schien darauf berechnet zu sein, Denen, die von der äußeren Grenze des Viertels zurück gedrängt werden mochten, zum Stützpunkt zu dienen. Bald jedoch krachten Gewehrsalven, und nicht lange darauf donnerten Kartätschenschüsse. Der noch entfernte Kampf hatte schon geraume Zeit gedauert, ohne daß die geängsteten Hausbewohner erfuhren, nach welcher Seite hin die Entscheidung sich neigte, als plötzlich die Barrikade von Aufständischen besetzt wurde.

An den Fenstern gegenüber liegender Häuser zeigten sich bewaffnete Männer, um von dort aus auf die heranrückenden Truppen zu zielen. Marguerite konnte nicht zweifeln, daß ihrer Wohnung dasselbe Loos bevorstehe, und man durfte keine Thür abschließen, ohne sich dem Zorn der eindringenden Rebellen auszusetzen.

Es dauerte nicht lange, so trat ein finsterer Mann herein, ohne Zweifel ein Führer, der sich die Gelegenheit ansehen und Anordnungen treffen wollte. Welches Entsetzen aber ergriff Marguerite, als sie Sulpice erkannte! Beide standen sich einige Sekunden starr und stumm gegenüber.

„Marguerite!" rief endlich Sulpice. „Du hier, wo bald ein wüthender Kampf entbrennen, das Blut in Strömen fließen wird? Gehörst Du zu den Unsrigen? O laß mich vernehmen, daß Du der Sache des Volkes Dich angeschlossen hast!" Man sah an seinem flammenden Auge, an seiner von Pulverdampf geschwärzten Kleidung, daß er am Kampfe Theil genommen und in der davon unzertrennlichen Aufwallung sich befand.

„Ich bin nur ein wehrloses Weib", antwortete sie, „aber hier, wie überall, stehe ich auf der Seite der Ordnung und des Rechts."

„Gleichviel, wo Du sie annimmst, da mir der Trost zu Theil wird, Dich nach so langer Zeit zu sehen!" sagte Sulpice, der über ihren unerwarteten Anblick alles Andere, auch die Absicht, in welcher er gekommen, zu vergessen schien. „Sei ohne Sorge, Marguerite, ich werde Dich schützen mit meinem Leben, das ich gern für Dich opfere."

„Es gab eine Zeit, wo ich glaubte, darauf einen Anspruch zu haben, aber als ich diesen geltend zu machen

versuchte, nur um billiges Gehör zu finden, wurde mir mit empörendem Hohne bedeutet, daß ich ihn verwirkt, und im Bewußtsein meiner Unschuld, damals wie jetzt, will ich lieber den Tod finden, als Rettung unter dem Schutze dieses für ewig erloschenen Anspruchs!" Selbst in diesem Augenblick erglühte sie vor Zorn darüber, einen solchen Antrag von dem Manne vernehmen zu müssen, der einst ihre Ehre mit Füßen getreten.

„Grausame!" rief Sulpice. „Soll ich denn ewig büßen für den Irrthum eines unglücklichen Augenblicks, in dem verletzter Stolz mich verblendete?"

„Die Verblendung eines Augenblicks ließe sich dem verletzten Stolz zu gute halten, aber das unverwerfliche Zeugniß einer schuldfreien Vergangenheit hätte den fortgesetzten Irrthum tilgen müssen, wäre das hochmüthige Herz jemals der Liebe fähig gewesen."

„Ha, daß Du wahr sprächest, wie viele Qual und welch zermalmendes Bewußtsein wäre mir erspart worden!" stieß Sulpice hervor mit einer Verzweiflung, daß Marguerite vor der inneren Wahrheit dieses durch Mark und Bein dringenden Tons erbebte. „Aber ich konnte lieben und ich mußte es, als meine Liebe in gleichem Grade eine Thorheit wie ein Verbrechen war. Ja, Marguerite, Du hast keine Ahnung davon, welche volle, mehr als blutige Rache Dir geworden ist, Dir durch Dich selbst! Als ich Dich reizumflossen, in erhöhter, vergeistigter Schönheit diesseits des Meeres wieder sah, entbrannte in diesem armen Herzen die Liebe zu Dir auf's Neue in zauberischer Gluth! Was ich auch beginnen mochte, ich konnte sie nicht bewältigen, sie trieb mich erbarmungslos in Schwindel erregende Unternehmungen, bis ich Unglück und Sünde auf mich gehäuft, bis ich mir

selbst und Anderen verhaßt geworden. Alle, die Guten wie die Schlechten, sind von mir abgefallen, auch die treue, arme Olympia verließ mich und nahm meinen Sohn mit sich, den lieblichen Knaben, der mich nie lieben gelernt" — zum ersten Male seit dem Tode seiner Mutter quollen bittere Thränen aus seinen Augen — „Marguerite, hab' Erbarmen, ich liebe Dich, sei der Engel, der meine Seele vor dem Verderben schützt!"

„Verzeihen, armer Dulder, will ich gern und so aufrichtig, wie ich vertraue, daß der Herr mir meine Schuld vergeben wird; irdische Liebe jedoch kann ich nicht gewähren!" sprach Marguerite mild, aber in ernster Festigkeit.

Schüsse waren gefallen, die Barrikaden angegriffen worden. Das Tosen des Kampfes machte die Luft erbeben, und Marguerite's Blicke flogen entsetzt von dem, in dumpfe Verzweiflung versunkenen Sulpice zu dem Fenster. Da wurde plötzlich die Thür aufgerissen, Arthur erschien, hinter ihm die von der afrikanischen Sonne und von Pulverdampf gedunkelten Gesichter der Jäger, die ihren ehemaligen Führer erkannt und ihm willig folgten, nachdem ihr Hauptmann gefallen.

„Das ist der Mann, den ich liebe und an dessen Seite ich den Tod finden will, wenn er ihm zu Theil wird!" rief begeistert Marguerite und stürzte in Arthur's umschlingende Arme, welche sie fest an die schützende Brust drückten.

Sulpice aber warf einen Blick auf die Gruppe, aus dem der Wahnsinn glühenden Schmerzes sprach.

„Auch ich kann sterben, es lebe der Tod!" rief er wild. Mit einem gewaltsamen Schwung über die Brüstung des Eckfensters erreichte er die Höhe der Barrikade

und sein letztes Ziel, denn mit gekreuzten Armen, fest in die Mündung der unter ihm blitzenden Gewehre starrend, fiel er nach wenig Augenblicken, durchbohrt von den Kugeln, zu deren Zielscheibe er sich selbst gemacht.

Die Schlacht war geschlagen, der Sieg der Ordnung geblieben, aber nur mit vielem Blute errungen, das auf beiden Seiten stromweis geflossen.

Arthur und Marguerite wurden bald darüber einig, daß sie ihren Hausstand fern von den Wirren errichten wollten, welche in Frankreich eine Reihe von ergebnißlosen Katastrophen zu verkündigen schienen. Sie leben in Nordamerika genügsam und glücklich auf dem Landeigenthum, das sie mit dem, was ihnen blieb, erworben haben. Marguerite, von Arthur's edlem Geiste unterstützt, erfüllt unermüdet die heilige Aufgabe, welche sie mit Chericourt's Vermögen übernahm. Die treue Cleopatra wird sie fortan nie wieder verlassen.

Olympia hat sich in ihrer Vaterstadt Morlaix niedergelassen und erzieht ihren Sohn zum Seemann. Mit Sulpice's Tode kam Ruhe und Friede über die Schwergeprüfte.

Der Herzog von Vaulabelle und Clemence sind geblieben, wie sie waren, gesinnungstreu und hochgeachtet. Niemand erwartet, daß sie jemals ihren Grundsätzen entsagen werden; man erweist ihnen daher die Ehre, sie mit Anträgen zu verschonen.

Bobineau ist reich, hat Politik gewechselt und wird wieder wechseln, wenn es Vortheil bringt. Auch er hat guten Grund, sich für geehrt zu halten, denn da er bei dem neuen Glücke gut angeschrieben ist, beugen sich Alle diejenigen tief vor ihm, die Glück machen wollen, und

ihre Zahl ist groß. Er hat es nicht aufgegeben, Senator zu werden, und warum sollte ihm dies nicht gelingen?

Seine ehemaligen Freunde und Genossen von der Tafelrunde in der Rue du petit Banquier befinden sich nicht ganz so wohl. Diejenigen von ihnen, welche nicht in Cayenne sind, sammelten sich in London unter dem rothen Banner Ledru-Rollin's oder in Jersey; es fehlen dabei nicht Villegontier und die eiserne Jungfrau des Umsturzes, Beide fest überzeugt, daß sie Paris wiedersehen werden.

Pivot hat alle Anwartschaft darauf, Direktor einer Strafkolonie zu werden und damit das Ideal seiner irdischen Bestimmung zu erreichen.

Ende.

Berlin, Druckerei von F. W. Gubitz.

Anzeigen.

Bericht über
Gubitz'
„Volks-Kalender für 1854."

Mit hundertundzwanzig Holzschnitten von F. W. Gubitz und unter dessen Leitung nach Zeichnungen von G. Bartsch, Holbein, Hermann Weiß ꝛc.

Preis: 12½ Sgr.

Daß der vollständige und ausführliche Kalender mit seinen bezüglichen Bildern und dazu gegebener Erläuterung den Anfang macht, Alles, was ihm sonst, je nach Veränderungen, welche aus dem neuen Jahr hervorgehen, beigesellt ist (Astronomisches, alter Kalender, Festtage der Juden, Jahrmärkte, Genealogie ꝛc.), versteht sich von selbst. Dabei ist aber nicht Weniges, was andere Kalender nicht haben, und außerdem sind die Nebenräume mit dem Mannigfachsten ausgestattet. Zuerst werden wir Begleiter auf der „Erdenreise des Jahres 1854" und die neuen zwölf Monatsbildchen erhalten da in sinniger Weise ihre Erklärung. Diese „Erdenreise" hat schon in sehr vielen gesellschaftlichen Kreisen die gemüthvollste Fröhlichkeit erweckt und wird sie Jedem erwecken. Neben derselben findet sich noch an herzigem und belustigendem Beiwerk: Sinnblüthe. Wohlthätiger Trost. Eulenspiegel als Schüler. Altdeutsche Reime vom Studenten. Persischer Spruch. Die Prise. Beacht' es! Morgenländischer Spruch. Rath des Selbstsüchtigen. Wetter-Beobachtungen. Vom Geiz. Zum Merkbuch. Für Arbeitscheue. Weite Aussicht. Reimsprüche. Auf Einen kommt's nicht an! Einer dümmer als der Andere. Naive Frage. Was man liebt. Wahres Christenthum. Vom rechten Willen. Die herbstliche Färbung der Blätter. Nochmals Reimsprüche. Es ist doch die Frage!! Zuruf. Vom Glauben. Aus einem Kaufmannsbriefe an einen Leiber. Die Vorzeit nutzt nicht. Zu beherzigen! Wahrheit. Nochmals zum Merkbuch. Schluß-Mahnung. Im Ganzen vierzig nutzbare und drollige Andeutungen. — Nun schließt sich an das

„Jahrbuch des Nützlichen und Unterhaltenden"

das auf dem Titel in Bild und Spruch auf Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft hinweist und mit seinen hundert und sieben bildlichen Darstellungen aus allen Bereichen des Lebens und Wissens deren Zahl im Ganzen auf einhundertundzwanzig steigert. Der schriftliche Inhalt bekundet seine Reichhaltigkeit schon durch die Gattungen und Titel:

Wissenschaftliches.

Der Mondwechsel. Von Fr. Paolo.
Die Färbestoffe. Von L. Heros.
Die Gebläse. Von L. Heros.
Im Walde. Von L. Heros.
Im Felde. Von L. Heros.

Betrachtungen auf dem Lande und Meere.

Ein Blick aus Deutschland bis nach Amerika. Von C. Rienitz.
Der Maelstrom.
Gretna-Green. Von Fr. Paolo.
Der Chimborazo.
Das Rennthier. Von C. Rienitz.

Geschichtliches und Lebensschilderungen.

Ein deutsches Ereigniß.
Die Dänenkönigin Margarethe. Von F. W. Gubitz.
Sanct Hubertus. Von F. W. Gubitz.
K. H. Graun. Von Fr. Paolo.
Immanuel Kant. Von Anton Gubitz.
G. C. Lichtenberg. Von Anton Gubitz.
Peter Vischer. Von Anton Gubitz.
Unerhörtes vom Doctor Johannes Faust.

Sinnig-Ernstes.

Goldenes Lebens-ABC. Von F. W. Gubitz.
Die Wohlthat. Von K. Bern.
Gott kehrt ein bei den Seinen. Von F. W. Gubitz.
„Ein wunderlicher Mann." Von C. Rienitz.
Märchen vom steinalten Mütterlein. Von Fr. Mihm.
Schuldig oder nicht schuldig? Von G. Braun.
Der arme Fischer und der Landeshauptmann. Von Fr. Bertram.
Eines Räubers letzte That. Von Fr. Bertram.
Der Wächterruf. Von F. W. Gubitz.
Zwölf goldene Worte Schiller's.

Birch, Christian

Marguerite Roman von Christian Birch

Bd.: 3

Berlin 1854